



Der verkaufte Gesang.

Novelle

von

Paul Heyse.

Daß die Kunst des Gesanges unter Brüdern wohl ein Schloß oder Rittergut werth sei, wird von denen, die sie jemals geübt oder geliebt haben, Niemand leugnen, während diejenigen, die den Klang des Goldes oder Silbers aller Musik von Saiten- oder Menschenstimmen vorziehen, nicht einen rothen Heller dafür zu geben und sie als die brotloseste und unnütze aller Künste zu betrachten pflegen. Den Ersteren werden wir also nichts Neues sagen und die Letzteren nicht bekehren, wenn wir ein Geschichtchen erzählen, das davon handelt, in wie hohem Preise einst der Gesang gestanden hat, freilich zu einer Zeit, da auch die Dichtkunst noch einen goldenen Boden hatte und ihren Mann nährte, da Hoch und Gering sie zu ihrer Lebensnothdurft rechneten und schöne neue Lieder so wenig missen konnten wie vom Bäcker das Brot.

Zimmerhin aber möchte es tröstlich und erbaulich sein, daran zu denken, daß die Welt nicht zu allen Zeiten so krämerhaft gesinnt und nur auf den handgreiflichsten Nutzen gerichtet war, sondern daß es einmal Menschen gab, die das Ueberflüssige für das Unentbehrlichste hielten und alle Reichthümer und Herrlichkeit der Welt gering achteten gegen einen Lippenhauch, der aber Macht besaß, die goldenen Schätze der Seele an den Tag zu bringen.

In der Auvergne lebte, bald nachdem die wilden Albigenerkriege vertobt hatten, ein Brüderpaar auf einem sonnig gelegenen, mit Wäldern und Fruchtfeldern breit umgürteten Schloßchen, an welchem der Kriegsturm vorübergeweht war, ohne ihm auch nur eine Thurmzinne zu brechen. Dies war um so wunderbarer, als der alte Burgherr, ein Herr von Maensac,

von Herzen der feyerlichen Partei ergeben war und seine heftige Gesinnung gegen Rom und die päpstlichen Kreuzfahrer in mehr als Einem tapferen Sirventes mit den künstlichsten Reimen ausgesprochen hatte. Das Wunder wurde freilich gemindert, da diese flammenden Proteste nicht über die Mauern des Schlosses hinausdrangen und daher wie eine Faust in der Tasche den Gegner nicht reizen konnten. Es war nicht Feigheit, was den wackeren Baron daran hinderte, seine singenden Brandraketen frei und offen in den schwarzumwölkten Himmel steigen zu lassen. Er hätte, Aug' in Auge dem grimmen Simon von Montfort gegenüber, aus seiner Herzensmeinung kein Hehl gemacht. Doch trug er überhaupt, so eifrig er in seinen Mußestunden sich mit der Versmacherei abgab, eine tiefe und gerechte Scheu, seine verstohlene Kunstübung irgend einem fremden Auge zu verrathen, da er sich in aller Demuth für nicht viel Besseres hielt, als was man heutzutage einen Dilettanten zu nennen pflegt. Die Lust war groß, die Kraft gering, und seitdem einmal ein wirklicher Troubadour, dem er seine Exercitien schamhaft und zögernd vorgelegt, bittend, ihm reinen Wein einzuschenken, dem redlichen Manne alle poetische Phantasie abgesprochen und nur seinen reinlichen Versbau gelobt hatte, begab er sich des geliebten Zeitvertreibes gänzlich und wandte seinen Fleiß desto nachdrücklicher auf die Ausbildung seiner beiden Söhne Austore und Peire,* die schon als Knaben eine besondere Lust zu allerlei Reimwerk zeigten und in denen er die Erfüllung alles dessen zu erleben hoffte, was in ihm selbst nur Traum und Wunsch geblieben war. Da er nun das Technische der Poeterei ganz wohl inne hatte, konnten seine Söhne in der That keinen besseren Lehrmeister erlangen als den eigenen Vater, und so

waren sie denn auch zu ganz fertigen jungen Meistern herangereift, als der treffliche Alte starb, nichts lebhafter bei seinem Scheiden aus der Welt beklagend, als daß es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, sich am Dichterruhme, der durch ihn selbst dem Hause Maensac nicht hatte blühen sollen, wenigstens in seinen Kindern zu weiden.

Die beiden Jünglinge, die gerade auf dem Punkt gestanden hatten, als flügge junge Sänger sich aus dem Nest zu schwingen, ließen sich durch die Trauer um den Tod des Vaters nicht lange zurückhalten, zumal ihnen die Burg nun doppelt öde und die Höfe und Fürstenschlösser der Provence um so verlockender erschienen. Sie übergaben ihren heimatlichen Besiß einem Verwalter, der hoch und heilig gelobt, des Gutes so getreu zu pflegen, als ob der verklärte Ritter noch überall selbst nach dem Rechten sähe, und zogen mit wohlgespicktem Beutel auf ihre erste Sängerschaft aus. Da sie sich sehr lieb hatten und von Kind an nie getrennt worden waren, gedachten sie auch auf ihrer Wanderschaft und bei der Ausübung ihres Berufes brüderlich verbunden zu bleiben. Doch schon nach kurzer Zeit erkannten sie, daß dieser ihr Voratz nicht wohl durchzuführen sei, ohne ihrer bisherigen einträchtigen Liebe und Treue Gefahr zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in eine unholde Nebenbuhlerschaft geriethen, sowohl bei schönen Frauen als auch in der Gunst der Großen, davon zu schweigen, daß auch ihre Spielleute oder Jongleurs sich mit schelen Blicken ansahen, wenn der Eine besser sang oder spielte als der Andere oder einen fetteren Bissen erschnappte. Als es zum ersten Mal so weit kam, daß sie die Burschen, die sich jährlings in die Haare gerathen waren, mit Gewalt wie zwei in einander verbissene Doggen trennen mußten, sprach der ältere und allzeit weisere Austore zu seinem Bruder:

* Die provenzalische Form für Pierre.

„Lieber, es wird gut und heilsam sein, daß wir verschiedene Wege gehen, so hart es uns ankommt. Wir müssen versuchen, Jeder auf eigene Hand unser Glück zu machen, da zwei Maensacs an einem Orte des Guten zu viel zu sein scheinen. Willst du also nach dem Süden ziehen, so wende ich mich gen Norden, oder umgekehrt, je nach deinem Belieben. Wenn das Jahr verstrichen ist, wollen wir uns auf unserer väterlichen Burg wieder zusammenfinden und ohne Reid und Eifersucht eine fröhliche Woche mit einander verleben und unsere Abenteuer austauschen.“

Peire, der Jüngere, der ein Träumer war und auf diesen klugen Einfall noch lange nicht gekommen wäre, war es gleichwohl zufrieden, da es ihm heimlich wehe that, daß er seinen lieben Bruder mehr als einmal ausgestochen hatte. So umarmte er Alostre, setzte sich mit seinem Spielmann zu Pferde und zog gen Süden, während sich Alostre nach den schönen Auen der Durance begab, wohin ein Verwandter ihres Vaters die beiden Brüder geladen hatte. Auch ihn hatte es im Stillen schwer verdrossen, sich durch seinen Bruder in den Schatten gestellt zu sehen, zumal da er früher, noch in der väterlichen Lehre, für den Begabteren gegolten hatte. Und freilich war er an Kenntniß und Führung des Handwerkszeuges, bei seiner umsichtigen, kühlen und verständigen Natur, dem Jüngeren weit voraus gewesen und konnte für etwas Rechtes gelten, so lange sich's nur um pünktliche und peinliche Ausführung der Übungsaufgaben handelte. Jetzt aber, im freien Menschenverkehr und großen Weltleben, drang die vollstättigere Natur seines Bruders mit Ungeßüm durch, und Frauen und Herren ließen sich willig durch das Wehen seines Geistes fortreißen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, ob auch nirgend gegen eine Regel der Kunst verstoßen sei und

jeder Vers auf seinen richtigen vier oder fünf Füßen stehe. Von nun an hoffte Alostre, seine Kunst, an der er durchaus nicht irre geworden war, ungehindert zur Geltung zu bringen, wie etwa ein kluger Gärtner dafür sorgt, einen schönen Springbrunnen, der in mannigfachen zarten Strahlen aufschießt und sich kreuzende Bogen und Figuren bildet, nicht an einem Orte anzubringen, wo ganz in der Nähe ein freier Wildbach in natürlichem Fall über steile Klippen sich ergießt und mit seinem heftigen Rauschen jenes gemäßigte Rieseln, Sprudeln und Verstäuben übertönt.

Als nun das Probejahr verstrichen war und die Brüder, ihrem Gelübniß gemäß, sich auf Schloß Maensac wieder zusammenfanden, war zuerst die Freude, daß sie sich wieder von Angesicht sahen, groß, und sie konnten nicht müde werden, mit verschlungenen Armen überall herumzuwandeln und alle Stätten ihrer Knabenspiele wieder aufzusuchen. Nur die Erfahrung, die sie machten, daß sie in ihrer Abwesenheit von dem spitzbübischen Burgpfleger schmäzlich betrogen worden waren, da er den Ertrag all' ihrer Ernten in einem schmalen Beutelschen vor sie hinstellte, unter Vorgeben eines allgemeinen Mißwachsens, trübte bedenklich den ersten Abend, wo sie beim Becher einander gegenüber saßen. Zumal der weltfluge Alostre, dem auch noch ein anderes heimliches Ungenügen nachzugehen schien, gerieth bei der Entdeckung dieser argen Tücke in hellen Zorn, schlug dem ungetreuen Mann den armseligen Behten, den er ihnen gönnen wollte, um die Ohren, hieß ihn auf der Stelle sein Bündel schnüren und die Burg mit dem Rücken ansehen und hielt dann, während Peire in den verschütteten Wein mit seiner Dolchsheide zierliche Figuren zeichnete, dem Bruder eine seiner wohlervogenen Standreden, in denen er Meister war, da auch jener Ausbruch gerechten Ingrimmes das Gleich-

gewicht seiner Seele nicht bis zum Grunde hatte erschüttern können.

„Liebster Bruder,“ sagte er, „die Lehre, so dieser ungetreue Knecht uns gegeben, hat uns ein zu theures Lehrgeld gekostet, als daß wir sie in den Wind schlagen und es in der alten Weise leichtfertig fortreiben könnten. Wenn dieser in unserem Hause altgewordene Diener hinter unserem Rücken gehaust hat wie Hagelschlag und Ungewitter, wie sollen wir uns von einem Wildfremden, dem wir das Vogtamt übertrügen, eines Besseren versehen? Nicht, daß mein Herz auf Geld und Gut stände, zumal ich mir getraue, mit meinem Gesang reichlich zu erwerben, was zu meiner Nothdurft, ja darüber hinaus zur Führung eines freien ritterlichen Lebens gehörte. Es ist aber ein unerträglicher Gedanke, sich von einem Wicht betrogen und um das Seinige gebracht zu sehen, und unser theurer Vater, den Gott selig haben möge, würde, wenn er herabblicken könnte, das Haupt schütteln und über seine Söhne ungehalten sein, die ihr Erbgut verwahrlosen lassen. Hierzu kommt, daß ich auch während der Zeit, da wir getrennt herumzogen und unsere edle Kunst betrieben, mehrfach Gelegenheit hatte, zu gewahren, wie bedenklich und unzukömmlich es ist, wenn zwei Dichter desselben Namens zur selben Zeit ihr Wesen treiben. An manchen Orten bin ich als ein schon bekannter und beliebter Sänger empfangen worden um einer Canzone willen, welche du gedichtet hattest, und dir ist es vielleicht nicht anders ergangen.“

Er hielt inne, auf Peire's Zustimmung wartend. Da diesem aber niemals das Gleiche begegnet war und er doch seinen Bruder nicht betrüben wollte, begnügte er sich mit einem stummen Kopfnicken, worauf Austore fortfuhr: „Nun, siehst du wohl, wenn dies schon im Beginn unseres Dichtens geschehen, wie sollen wir, wenn

wir es zehn oder zwanzig Jahre so fort getrieben haben, der Verwirrung steuern und Jeder seinen Ruhm genau und wohl- abgegrenzt für sich behalten? Und gesetzt auch, wir fragten nichts danach und ließen unseren Erwerb an Lob und Ehre brüderlich beisammen, wie wir uns ja auch über die Theilung anderen Besitzes nie verfeindet haben, so ist noch der böse Haken dabei, daß Jeder von uns seine eigene Art und Uebung im Dichten hat, wonach man uns kaum für Söhne einer Mutter halten sollte. Nun ist auch die Neigung und Gewöhnung Derer, die uns hören, verschieden, und Diejenigen, die deine Art vorziehen, wissen sich in die meine nicht sogleich zu finden, wie ich es hin und wieder schon habe erleben müssen. Ich habe meine schönsten Strophen in schweren Reimen und den künstlichsten Weisen in Montpellier einer Dame vorgetragen, die nur mit halbem Ohre zuhörte, weil sie etwa ein leichteres Liedchen deines Stils erwartet hatte, und die gleiche Erfahrung wirst auch du wohl gemacht haben.“

Wieder antwortete Peire nur mit einem kurzen Brummen, aus welchem ja oder nein zu deuten war, und zeichnete immer eifriger den Anfangsbuchstaben eines Namens auf den Tisch, während Austore, der in dem Zimmer langsam auf und ab geschritten, jetzt vor ihm stehen blieb.

„Es wird dir vielleicht seltsam scheinen, Lieber,“ sagte er, „aber ich mag sinnen und denken, so viel ich will, ich finde keinen besseren Ausweg aus dieser Verstrickung. Ich meine nämlich, daß wir gleich heute eine redliche Theilung alles dessen vornehmen sollten, was uns von unserem guten Vater vererbt worden ist, und zwar indem wir fortan nicht seine liegenden Güter, Schloß und Landschaft zusammen dem Gesange gemeinsam besitzen, sondern der Eine die Burg erhält, der Andere den Gesang, was auch dich wohl eine gerechte Theilung zu sein bedünken

wird. Jeder Theil giebt seinem Besitzer ein reichliches und ehrenvolles Leben. Der auf dem Schlosse hier zurückbleibt, wird die Pflicht übernehmen, den Namen unseres Hauses nicht erlöschen und den väterlichen Besitz nicht zu Grunde gehen zu lassen, was unfehlbar zu befürchten steht, wenn wir Miethlinge hinter unserem Rücken schalten und walten lassen. Das Auge des Herrn macht die Kühe fett und hält die Spähen vom Weizenfelde fern. Wer aber das andere theure Vermächtniß unseres verklärten Erzeugers, den Gefang, davonträgt, der ist in anderer Art geborgen, und zu den irdischen Vortheilen, die ihm von Gönnern und edlen Frauen erblihen und die vielleicht an Goldwerth dem gesicherten Grundbesitz nicht die Wage halten, kommt der Gewinn an Ruhm und die Lust des fahrenden Lebens, so daß er eher zu beneiden als zu beklagen wäre. Um aber jeden Anlaß zu Streit oder späterer Reue abzuschneiden, wollen wir das Los befragen und seine Entscheidung als den Willen des Himmels ansehen. Nun sprich, lieber Bruder, was dünkt dich von meinem Vorschlage?"

Peire saß still am Tische, das Haupt in die linke Hand gestützt. Zuerst war ihm das Ansinnen, auf seine bisherigen Lebensfreuden zu verzichten, falls das Los so entschiede, dergestalt unerhört und ungeheuerlich erschienen, daß er trotz der guten Gründe seines Bruders geneigt war zu erwidern, hiervon könne nun und nimmer die Rede sein. Je länger indessen Austore in ihn hineinsprach, desto überzeugender schien ihm der sonderbare Einfall, da er überdies gewohnt war, in Allem, was Lebensklugheit und Weltverstand erfordert, den Älteren für den Erfahreneren zu halten und sich ihm ohne viel Bedenken zu fügen.

Nun aber kam noch ein gewichtiger Stein, der ihm auf dem Herzen gelegen, ins Rollen und beschwerte die Wagschale

zu Gunsten jener Theilung. Er hatte am Hofe des Grafen von Roussillon eine Zeit lang leidenschaftlich der schönen Gräfin gehuldigt, bis das edle und freundschaftliche Betragen ihres Gatten sein Gemüth bezwang und ihm die frevelhaften Wünsche darin erstickte. Da er eine feine, redliche Seele hatte und von seinem Vater in guter Zucht gehalten worden war, brachte er es nicht übers Herz, nach der zügellosen Sitte jener Zeit einzig und allein auf die Mahnung seiner Leidenschaft zu lauschen, sondern hielt es für ehrlos, in das Haus, das ihn gastlich aufgenommen, Sünde und Verstörung zu bringen. Also schied er mit schwerem Herzen von da, wo ihm, wenn er sich gewissenloser betragen, wohl jede erwünschte Gunst geblüht hätte; er nahm aber die Erfahrung mit hinweg, daß ihm immerhin trotz seines schönen Gefanges Einiges fehle, um als Troubadour sein Glück zu machen, zumal die Wunde, die er dort empfangen, ihn lange Zeit verhinderte, sich einer anderen Schönen zuzuwenden. Nicht minder auch war es dem Freigeborenen zu Anfang beschämend, als ein Schranze und Dienstjucher sich den Reichen und Mächtigen vorzustellen. Als daher Austore seinen Spruch zu Ende gebracht, dächte es Peire schier eine Eingebung höherer Weisheit, auf diese Art vielleicht ein für alle Mal aus dem Streit seines Inneren erlöst zu werden. Er verwichte also rasch mit dem Dolchknauf den Namenszug der heimlich noch immer ersehnten Frau, stand hurtig vom Tische auf und erwiderte, den Bruder frei und fröhlich anblickend, dieser weise Plan habe seinen ganzen Beifall, und sie wollten ohne Zögern an die Ausführung schreiten.

Austore war es zufrieden, nur drang er darauf, daß sie vorher sich mit Handschlag gelobten, gegen den Ausfall des Geschickes weder jetzt noch später zu murren, vielmehr ihre brüderliche Liebe un-

erschütterlich aufrecht zu erhalten, auch alljährlich einmal in diesem Schlosse zusammenzukommen und Jeder dem Anderen, was er inzwischen erworben oder genossen, vorzuweisen und mitzutheilen. Auch wollten sie das Los nicht auf die gemeine Entscheidung durch den Würfelbecher stellen, sondern Arm in Arm in den Schloßhof hinaustreten; welchen von ihnen der alte Haushüter, ein langhaariger navarresischer Wolfshund, zuerst anspringen und zuthulich begrüßen würde, der sollte von nun an alleiniger Besitzer des Schlosses sein, während der Andere den Gesang behielt. Da sie Beide den Hund gleichmäßig gepflegt und ihn stets auf ihren gemeinsamen Jagdzügen mit sich gehabt hatten, schien das ein richtiges und gerechtes Gottesurtheil.

Daselbe entschied sich nun aber zu Gunsten des Jüngeren, der im ersten Augenblick davon nicht eben freudig betroffen war, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch sein Bruder auf eine andere Entscheidung gehofft hatte. Als aber Austorc versicherte, ihm hätte nichts Lieberes werden können, als nun ganz auf sich selbst gestellt zu sein, und er gedanke jetzt erst recht all' seine Kraft zu entfalten, daß die Welt genau wisse, wie sie mit den Canzonen des Herrn von Maensac daran sei, ergab auch Peire sich in sein Los, das ihm fürs Erste um so weniger hart vorkam, da er immer noch einige Zeit brauchte, jene schöne Frau zu vergessen. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen lieben Bruder mit Allem, was er wünschen oder brauchen konnte, zur Reise auszustatten, und blieb, da Austorc geschieden, in ziemlich wehmüthiger und unwirschiger Verfassung auf der Heimatherde zurück, wo er freilich alle Hände voll zu thun hatte, um den von ihrem ungetreuen Vogt angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Als aber das Größte geschehen, das aus der Zucht gerathene Gesinde wieder

zur Pflicht zurückgeführt, dazu die wichtigste Feldarbeit bestellt war, überschlich den jungen Schloßherrn eine standesgemäße Langeweile, die er nicht, wie er ehemals gepflegt, mit Verskünften bannen durfte und daher auf andere Weise sich vom Halse halten mußte. Er ritt auf den Nachbarschlössern herum, die edlen Bettern oder Gefreundeten seines Hauses zu begrüßen, gab artige Feste in seinem Schloßchen oder veranstaltete große Jagdlustbarkeiten, und da er ein schöner, schlanker Mann, von ritterlichem Anstande, dazu ledig und von untadeligem Rufe war, konnte es nicht fehlen, daß töchterfrohe Elternaugen sich fleißig auf ihn richteten und er vor Einladungen rings umher kaum zu Athem kam.

Hieran ergözte er sich eine Zeit lang, obwohl unter all' den heirathbaren adeligen Fräuleins auf sieben Meilen in der Runde ihm keine sonderlich einleuchtete. Da er aber nicht zu eilen brauchte und die Wahl bei seiner Jugend noch Jahre und Tage offen bleiben durfte, ließ er sich's gefallen, als die Goldforelle, nach welcher zwanzig Angeln ausgeworfen wurden, ruhig in seinem kühlen Element hin und her zu gleiten und nur, wenn ihm ein Widerhaken allzu nahe an die Haut kam, unter dem schützenden Steinwall seiner Burg für eine Weile zu verschwinden.

Sein Liebesungemach war ihm nach und nach aus dem Herzen gewichen und hatte keine andere Spur hinterlassen, als einen gewissen wehmüthigen Abscheu gegen ähnliche Wehen und Wonnen, der ihn in der Gesellschaft seiner Nachbarinnen gegen alle verliebten Anwandlungen seite. Dagegen meldete sich, als es wieder Frühling wurde und die adeligen Vergnügungen ihren ersten Reiz verloren hatten, eine andere Sehnsucht, die ihm zumal am grauen Morgen, wenn er einsam, mit seinem Jagdspeer bewaffnet, in den Wald ging und die noch verschlafenen Athem-

züge der Natur behorchte oder das erste Regen der Vögel in Büschen und Zweigen betrachtete, gewaltig zu schaffen machte. Wohl hatte er schon zahlreiche Lieder damit begonnen, das erste Grün und die ganze sprossende Lieblichkeit des jungen Jahres zu begrüßen, und da schon hundert Jahre vor ihm *lo gens temps de pascor* — die holde Frühlingszeit — den Poeten der Languedoc genau wie denen unserer Tage ein unererschöpfliches Thema zu lyrischem Gezwitscher gewesen war, mußte er sich sagen, daß die Welt nicht viel daran verlor, wenn er durch den Vertrag mit seinem Bruder verhindert wurde, zu tausend Frühlingsliedern das tausendunderste zu fügen. Er glaubte nämlich, nicht nur die Anwartschaft auf Dichterruhm, sondern auch die Erlaubniß, ganz im Stillen seine geliebte Poeterei zu üben, ein für alle Mal verspielt zu haben. Und freilich that er klug daran, da nicht nur Husten, Rauch und Liebe nach dem Sprüchwort sich verstopfen lassen, sondern auch das dichterische Feuer sich nicht damit begnügt, unsichtbar fortzuglimmen, sondern mit Gewalt durch die kleinste Ritze hinauszulodern sucht.

So verzichtete er denn lieber auf diese Streifereien vor Thau und Tage, in denen ihm das Herz allzu verlangend schwellt und in Tönen sich auszuströmen begehrt, und wartete den lauten, nüchternen Tag heran, der die Stimmen in seinem Inneren nicht zu Worte kommen ließ. Als er aber gemerkt hatte, daß er durchaus nicht ganz sicher sei vor einem Rückfall in das poetische Fieber, hütete er sich geflissentlich, ja nicht mit einer der Nachbartöchter einen verliebten Handel anzuzetteln, da er bisher für das Beste bei einer richtigen Liebchaft die Verse angesehen, die den Gegenstand der Anbetung verherrlichten, und eine reimlose Leidenschaft für eine Suppe ohne Salz oder, um schwunghafter zu reden, für eine Rose ohne Duft erklärt hatte.

Dies hatte nun zur Folge, daß ihm in seiner künstlich erhaltenen Einsamkeit, deren Muße er nicht zu erheitern wußte, von Tag zu Tage übler zu Muth wurde, bis endlich ein fast krankhafter Trübsinn sich seiner bemächtigte. Er hatte nur die eine Erleichterung seines Zustandes, sich ein Pferd zu satteln und auf wilden, abenteuerlichen Ritten, oft bis tief in die Nacht hinein, sein unstätes Blut durch Ermattung ein wenig zu zügeln.kehrte er dann in die Burg zurück, wo Alles seinen geregelten Gang einhielt und die Knechte, die ihm um seines milden Wesens willen herzlich anhängen, ihre Schuldigkeit pünktlicher thaten als vor Zeiten unter der Fuchtel des geizigen Bogtes, so überfiel ihn die Dede und Stummheit seines Daseins oft mit solcher Gewalt, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er verschloß sich dann in sein Gemach, warf sich auf sein Bett und verbrachte die Stunden des Tages in dumpfer Bewußtlosigkeit, dann und wann eine klagende Rede vor sich hinstammelnd, die unwillkürlich sich zu Versen gestaltete, bis er dann, wie durch den Klang des Reimes erschreckt, jählings abbrach, einen Speer oder eine Armbrust von der Wand riß und wieder in den Forst hinausstürmte, seinen tödlichen Kummer an irgend einem unschuldigen Wild oder einem Raubvogel auszulassen, als ob er ihnen das freie Schweifen und den trohigen Schrei neidete, die sein eigenes stummes Nisten und Brüten zu verhöhnen schienen.

In einer schwülen Sommernacht nun hatte der unstäte Mann den Heimweg aus dem Walde in sein unerwünschtes Haus nicht gefunden oder zu suchen verschmäht und sich im Moose am Fuß eines uralten Ahorns gebettet. Als er nach einem tiefen Schlaf im ersten Morgenlicht die Augen aufschlug, überfah er die Stelle, wo er genächtigt hatte. Der Wald stieg zu einem Thalgrunde hinab, den ein

schmales Flößchen durchrieselte, und vom Ufer drüben ging eine sonnige Halbe sanft wieder in die Höhe, auf welcher smaragdgrünes Gras und schöne Kräuter wuchsen. Die ganze Wiese war mit weidenden Schafen bedeckt, deren Glöckchen lustig durch einander bimmelten, und auf der Höhe sah man den Pserch, der die Heerde über Nacht einzäunte, und einen Schäferfarren auf zwei Rädern. Unten aber, wo das Wasser an kleinen Haselbüschen vorbeisloß, saß die Hirtin auf einem alten Weidenknorren so dicht am Ufer, daß ihre nackten Füße von den Wellen überspült wurden. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar aufgelöst, um es von Neuem zu zöpfen, und neben ihr im Grase lag ihr Hirtenstab und der Schäferhund, der sie während ihres gemächlichen Geschäftes beständig anstarrte, halb wie ein ernster väterlicher Freund, halb wie ein andächtiger Verliebter, und jedes Mal, wenn der Blick seiner Herrin ihn streifte, seinen buschigen Schweif bewegte. Sie schien noch ein wenig verschlafen, denn sie gähnte ein paar Mal recht herzlich, wobei sie einen nicht gar kleinen, aber frischrothen Mund mit den weißesten Zähnen zeigte. Dann aber schien sie auf die erwachenden Vogelstimmen rings umher zu horchen und fing an, die einzelnen nachzuahmen, dazwischen lachend, wenn es ihr gelang, mit diesem oder jenem Fink oder Rothkehlchen, die sich etwa täuschen ließen, in eine längere Zwiesprach zu gerathen. Als sie nun ihr Haar in zwei langen, schweren Zöpfen aufgesteckt hatte, bückte sie sich zum Wasser hinab und kühlte sich, mit den hohlen Händen schöpfend, das Gesicht und den braunen Hals, der aus dem weißen Hemd voll und kräftig hervorblühte. Dann lockte sie den Hund herbei, zog ihre Füße aus dem Wasser und trocknete sie an dem rauhen Fell des Thieres, das dieser Liebeskuss schon gewohnt zu sein schien. Als sie dies Alles vollbracht hatte, zog sie ein

Stück Brot aus ihrer Tasche und machte sich daran, große Stücke davon abzubeißen, dem treuen Gesellen an ihrer Seite dann und wann einen Bissen zuwerfend.

Diese friedliche Scene beobachtete Peire aus seiner umschatteten Lagerstätte gegenüber mit so gespanntem Blick, als ob sich die größten Wunder der Welt vor ihm ereigneten. Er konnte jeden Zug in dem jungen Gesicht deutlich erkennen und wunderte sich selbst, warum es ihn so fesselte, da es nicht von ungewöhnlicher Schönheit war, sondern hundert anderen Mädchengesichtern jener glücklichen Gegend gleich, in welcher freilich Jugend allein schon Anmuth und Lebensfülle bedeutet. Doch schienen ihm die beiden Augen drüben, die wie zwei Tollfirschen am Zweige glänzten, und das trutzige Stumpfnäschen, dazu das volle und doch zarte Kinn das Lieblichste, was er lange gesehen, und das einsame Zwitschern des armen Kindes und ihr Lachen und Schäkern mit dem Hunde bezauberte ihn vollends, daß er viel darum gegeben hätte, an der Stelle des vierfüßigen Freundes zu sein, von ihren Füßen sich den Rücken krauen zu lassen und die Brocken aufzufangen, die sie erst mit ihren weißen Zähnen abgebißen hatte.

Auch verhielt er sich ganz still, um sie nicht etwa zu verschrecken. Als sie aber ihr Brot verzehrt hatte und nun aufstand, sich wieder nach ihrer Heerde zu wenden, sprang auch er hastig in die Höhe, eilte den Walddabhang vollends hinab und schwang sich in solchem Sturm an seinem langen Jagdspeer über das Wasser, daß es ein großes Rauschen gab und der Hund, der ihn sofort erblickte, in ein lautes Bellen ausbrach.

Auch das Mädchen war in seinem Gang die Halbe hinauf stehen geblieben, zeigte aber, als sie den ritterlichen Herrn so im Sturm daherkommen sah, nicht die ge-

ringste Bestürzung oder Verlegenheit, nur das Hemd zog sie ein wenig fester über der jungen Brust zusammen und stand, auf ihren Hirtenstab gestützt, ruhig still, den Hund beschwichtigend, der im Begriff war, zähnefletschend auf den Fremden loszufahren.

Nun begann Peire, der sich alsbald überzeugt hatte, daß die Heerde sammt der jungen Hirtin zu dem Dorfe gehörten, das an sein Schloßgut grenzte, mit der sicheren Vertraulichkeit, wie man ein halb und halb leibeigenes Geschöpf behandelt, ein Gespräch mit dem Mädchen, zugleich im Stile der idyllischen Conversationen, die unter dem Namen Pastorellen damals vielfach gedichtet wurden. Denn da er immer noch mit stiller Sehnsucht in die versicherte poetische Welt sich zurückträumte, kam es ihm gelegen, hier nun einmal in morgenheller Wirklichkeit zu erleben, was er bisher, etwa in den sechs berühmten Pastorellen Guiraut Riquier's, nur als eine reizende Erfindung betrachtet hatte.

„Mädchen (Tosa),“ fing er an, — „ich habe dein Thun und Treiben unten am Wasser mit angesehen und glaube, daß du von innen ein ebenso sauberes Hergchen bist wie von außen. Und doch bist du zu hübsch, um noch nichts von Liebe zu wissen, und gewiß wartet jezt dein Liebster oben im Gebüsch, daß du ihm den Morgenfuß bringst.“

„Herr,“ erwiderte sie flink, „Ihr täuscht Euch sehr. Ich bin noch so frei und ledig wie mein jüngstes Milchlämmchen und denke auch meinen Stand nicht sobald zu verändern.“

Und Peire darauf: „Aber so jung bist du doch nicht mehr, daß dir das Alleinsein nicht leid werden sollte. Sage, wie alt du bist?“

„Genau so alt wie mein kleiner Finger.“

„So gieb ihn mir einmal her, daß ich ihn ausfrage.“

„Herr, Ihr nähmt wohl gar die ganze Hand. Ich brauche sie aber, um meinen Stab zu regieren.“ — Und sie erhob den Stab mit einer schalkhaft drohenden Geberde.

„Da ich nicht zu deiner Heerde gehöre,“ sprach Peire lachend, „magst du den Stecken nur immer wegwerfen und dich zu mir auf den Rasen setzen. Ich möchte dich allerlei lehren, was du noch nicht kannst.“

„Herr, ich bin ein dummes Kind und habe keine Zeit, um das zu lernen, was man auf den Schlössern der Vornehmen thut. Bitte, gehet mir von der Seite, mein Esparviers wird ungeduldig, da er Eure feinen Reden so wenig versteht wie ich selbst.“

„Warum hast du deinen Hund, Esparber genannt?“

„Weil er wie ein Stoßvogel zufährt, sobald der Heerde oder der Hirtin selbst eine Gefahr droht.“

„Dann mag er heute nur ruhig sein. Denn ich selbst will dir nichts Böses thun, vielmehr nur Liebes und Holdes. Im Ernst, Mädchen, du gefällst mir sehr, und da ich kein Liebchen habe, du aber keinen Liebsten, so meine ich, wir Zwei taugten zusammen.“

„Kimmermehr, Herr. Ihr seid mir nicht ebenbürtig.“

„Kennst du mich denn? Und wie heißest du selbst?“

„Biernetta, Herr, zu dienen. Ihr aber seid Herr Peire von Maensac, der Herr der Burg droben, und darum taugt Ihr nicht zu mir.“

„Bin ich dir nicht vornehm genug?“

„Allerdings. Denn ich bin eine Königin und Ihr nur ein Ritter. Sehet, dort mein Volk gehorcht mir auf den ersten Ruf, und wenn der Feind in mein Reich einbricht, brauch' ich nur meinem Feldherrn zu pfeifen, so verjagt er ihn, und wenn er zehnmal stärker wäre als er

selbst, weil er auch den Tod für seine Königin nicht scheute. Und droben auf der Höhe steht mein Thron, und jeden Abend vergoldet ihn die Sonne von Neuem. Wenn es mir aber an diesem Ort nicht mehr gefällt, verpflanze ich mein Reich an einen anderen, wo meine Unterthanen frische Nahrung finden.“

„Du bist eine glückliche Fürstin, Biernetta, und hast Recht, stolz zu sein und dich kostbar zu machen. Wenn du mich aber zu deinem getreuen Vasallen annehmen wolltest, es sollte dein Schade nicht sein, vielmehr dein Glück noch erhöhen; auch würde ich deinen Feldherrn da hinführen, wo er gute Beute machen könnte, also daß er mich nicht für einen Feind ansähe. Dein Thron aber, dünkt mich, hat Platz für Zwei.“

„Herr, das sind thörichte Reden. Lasset mich nun meiner Wege gehen. Denn seht, dort kommt meine Mutter, die noch böhere Augen machen würde als Esparviers, wenn sie hörte, wessen sich der Herr von Maensac erdreisten möchte. Geht mit Gott und vergesset das Wiederkommen, denn die Krone, die ich trage, ist für Euch zu hoch, und ich weiß sie bei Tag und Nacht zu hüten.“

Sie wandte sich gelassen von ihm ab und stieg die Halde vollends hinauf, dem Schäferkarren zu, bei welchem saßen eine alte Frau, die einen Korb am Arme trug, wie aus dem Erdboden aufgetaucht war, mit vorgefügter Hand in die Runde spähend und den Namen Biernetta rufend. Peire war unmuthig zurückgeblieben. Es lüstete ihn nicht danach, mit der Alten zusammenzutreffen und vielleicht noch unsanftere Reden von ihr zu hören als von der Jungen. Nachdenklich schritt er die Halde entlang und wieder an das Flößchen hinab, dessen Lauf er nur zu verfolgen brauchte, um nach einer kleinen Stunde sein Schloß wieder zu erreichen.

Er war aber kaum in seinem stillen

Gemach angelangt, so holte er Schreibgeräth hervor und machte sich daran, das Gespräch, das er mit dem spröden Kinde geführt, in zierlichen Reimen aufzuzeichnen. Denn ihre Antworten schienen ihm das Munterste und Unmuthigste, was jemals eine Hirtin in einer Pastorelle zum Besten gegeben, und dies söhnte ihn fast damit aus, daß er kein besseres Glück gehabt und der Muthwilligen nicht die kleinste Gunst abgewonnen hatte. Als das Gedicht fertig war, wurde er nicht müde, es durchzugehen und daran herumzuseilen, doch immer bemüht, ja nichts an ihren eigenen Worten zu ändern. Dann speiste er, zum ersten Mal seit langer Zeit, wieder mit gesundem Appetit und trank mehrere große Becher des feurigen weißen Weines, den er selbst an den mit täglichen Abhängen seines Geländes zog, beständig an das morgendliche Abenteuer denkend und in seinen Gedanken alle die Reize musternd, die er an der stolzen Barfüßigen wahrgenommen. Es kam ihm je länger je mehr so vor, als habe er nicht die beste Figur gemacht neben dem selbstgewissen Kinde, und er beschloß, morgen um dieselbe Stunde abermals sein Heil zu versuchen und sich seines Herrenrechtes fecker zu bedienen. Als aber die Nacht gekommen war, fand er es unendlich, die langen dunklen Stunden, da der Schlaf sich nicht einstellte, unthätig hinzuwarten. Also stahl er sich, selbst dem Blick des Thorwarts ausweichend, als müsse ein Jeder schon wissen, was er im Sinne habe, aus der Burg und schritt weitausgreifend dem Flößchen nach, das ihn trotz des sternlosen Himmels sicher an die ersehnte Stelle führte.

Als er die Anhöhe hinaufschlich, von deren oberstem Rande das dunkle Gehäuse, das seinen Schatz verbarg, ihm stumm entgegenjah, klopfte ihm das Herz stärker als zu der Zeit, da er noch der vornehmen Frau in Dämmerstunden nachzu-

wandeln pflegte. Der Hund Esparviers schlug an; Peire rief ihn leise bei Namen, da kam er besänftigt ihm entgegengelau- fen und betrachtete den nächtlichen Gast mißtrauisch, aber nicht feindselig, da er am Morgen von ihm geliebkost worden war. Er folgte ihm jedoch auf der Ferse und rieb seine Nase an dem Bein des vorsichtig Schreitenden, wie um ihn zu warnen, daß er nicht durch einen dreisten Streich das gute Einvernehmen stören möge. Peire aber war dicht an den Schäferkarren herangetreten, dessen Thür fest verschlossen war. Er drückte sein Ohr an die Bretterwand und hörte drinnen das ruhige Athmen des schlafenden Mägd- leins. In der Hürde wurden die schlum- mernden Thiere unruhig und hoben ein wenig die Köpfe bei der ungewohnten Störung. Der Hund aber ließ ein kurzes scharfes Knurren vernehmen, das sie ver- sichern sollte, er sei da und sie brauchten sich keine Sorge zu machen. Dann setzte er sich mit gespitzten Ohren zwischen die Deichselstangen des Wägleins, die auf die Erde gestützt waren, und sah starr auf die kleine Thür.

Peire aber, nachdem er eine Weile ge- wartet, entschloß sich endlich, sacht an das Häuschen zu pochen, worauf es sich im Inneren zu regen begann. Doch erhielt er auf seinen Ruf und die Bitte, ein wenig herauszukommen, da er etwas Wichtiges zu verhandeln habe, keine Ant- wort. Er wußte indessen, daß man drin- nen wach sei, und fing nun an, eine leidenschaftlich dringende Beichte zu stam- meln, zu sagen, daß er keine Ruh' und Rast mehr habe, seit er sie gesehen, und sich hoch und theuer zu verschwören, die Stille der Nacht und die einsame Stätte nicht zu mißbrauchen, um ihr nur die kleinste Huld abzutrogen, die sie ihm nicht gern gewährte. Diese flüsternde Beschwö- rung währte eine geraume Zeit, ohne daß man sie aus dem Inneren des Kastens

der geringsten Erwiderung würdigte. Der verwöhnte Herr, der bei weit vorneh- meren Damen schwerlich so lange ohne Erhörung gefleht haben würde, gerieth endlich in eine heiße Empörung, da er merkte, daß seine nächtliche Rolle noch weniger ehrenvoll ablief als seine mor- gendliche. Er ließ sich daher von seiner Beschämung verführen, einige Drohungen auszustößen und den verschlossenen Starr- kopf vor seinem Born und etwaiger Rache zu warnen. Als bald klang ein schrilles Pfeifen aus dem stummen Kämmerchen heraus, und im selben Augenblicke sprang Esparviers von seinem Wachtposten hin- weg, mit wüthendem Gebell den erschrocke- nen Nachtschwärmer anspringend, doch ohne noch seine scharfen Zähne zu brauchen. Peire sah wohl ein, daß es nicht ritterlich sein würde, das Jagdmesser, das er im Gürtel trug, gegen das treue Thier zu kehren, vielmehr ein Rückzug mit heiler Haut das Einzige sei, was noch zu retten bliebe. Also fing er laut und lustig an zu singen, suchte das ungestüme Thier durch Roseworte zu besänftigen und machte sich mit unterdrücktem Ingrimm, indem er der unsichtbaren Herrin eine gute Nacht zu- rief, hinweg wie der Fuchs vom Tauben- schlag, den er fest verwahrt gefunden hat.

Auch hütete er sich wohl, dies nächt- liche Abenteuer in Reime zu bringen, zumal eine Pastorelle, in welcher die Hirtin auf alle Fragen und Bitten nicht ein armes Wort erwidert, etwas Uner- hörtes gewesen wäre. Statt dessen machte er seinem mißhandelten Herzen in einigen Strophen Lust, in welchen er die grau- same Sprödigkeit des Mädchleins mit Allem verglich, was in der todten und lebendigen Natur als rauh, hart und un- durchdringlich bekannt ist, vor Allem aber mit dem Magnetstein, der sein ehernes, gegen alle Weiberlockung festumpanzertes Herz sich auf Schritt und Tritt nachzöge. Diese langentbehrte Uebung seiner gelieb-

ten Dichtkunst goß ein wenig Balsam in seine Wunde und Schlafthau auf seine Augenslider. Doch als er am anderen Morgen das Blatt vor seinem Bette liegen sah, zerriß er es in heftiger Beschämung, daß ein geringes Landkind ihn so weit habe bringen können, und schwur sich feierlich zu, ihr nicht zum dritten Male nachzulaufen, sondern die schwarzen spitzbüßischen Augen, die braune, mit blühendem Roth durchschossene Haut und den großen lachenden Mund mit all' seinen blanken Zähnen ein für allemal sich aus dem Sinn zu schlagen.

Nun wollte es leider sein Unstern, daß er auf seinem Abendgange, den er trozig und seines Eides eingedenk nach der entgegengesetzten Richtung unternahm, schon nach einer kurzen Weile auf eine Wiese zwischen wogenden Kornfeldern gerieth, über welche ein schwarzer Klumpen, scharf gegen den röthlichen Himmel abgezirkelt, ihm schon von Weitem entgegenragte. Wie er das Unwesen näher betrachtete, war es nichts Schlimmeres als ein Schäferfarren, und kein anderer als der, an dem er in der letzten Nacht sich seinen harten Kopf vergebens wund gestoßen. Richtig saß auch die Eigenerin dieses wandernden Hauses in aller Unschuld auf einer der Deichselstangen, hatte ein Hemd auf den Knien, das sie zu flicken bemüht war, und winkte zuweilen ihrem getreuen Gsparviers mit den Augen, wenn eines der Schafe sich zu lüftern dem Weizenacker näherte. Peire blieb augenblicklich stehen und war noch Manns genug, der Gefahr ausweichen zu wollen. Als er aber sah, daß auch das Mägdlein ihn schon bemerkt hatte und in ein Lachen ausbrach, vermuthlich weil es ihr drollig vorkam, daß sie Beide einander dergestalt erst recht entgegengesprochen waren, dünkte es ihn wenig ehrenvoll, ihr das Feld zu lassen, ohne einen Streich zu wagen, näherte sich ihr also möglichst unbefangen

und führte wieder ein Gespräch mit ihr, das ihn freilich um kein Haar weiter brachte. Da er dieses Gepfander nachher wieder aufschrieb, immer in der Meinung, für den reinen Wein, den sie ihm einschenkte, sei das Gefäß der Dichtung gerade edel genug, mag diese neue Pastorelle hier mitgetheilt werden, obwohl sie in der Verdeutschung Einiges von ihrem Schmelz und Klang verloren hat.

Heut', da ich ging die Au' entlang,
Traf ich die Hirtin wiederum.
Es pocht' ihr wohl das Herzchen bang,
Da querselbein ich zu ihr sprang,
Doch sah sie hellen Blicks sich um,
Es lachte keck ihr frischer Mund,
Sie sah mir bis in Herzensgrund,
Und als ich nahe vor ihr stund,
Nicht allzu lange blieb ich stumm.

Mägdlein, wie schliefst du dieje Nacht? —
Dank, Herr! Wie alle Nacht fürwahr. —
Mich dünkt, ein Liebster klopfte sacht;
Was hast du ihm nicht aufgemacht? —
Mir dünkt', daß es der Wind nur war:
Ein Wehn und Wispern her und hin,
Ein Flehn und Drohn aus wind'gem Sinn;
Ein armes Ding, wie ich es bin,
Nimmt sich vorm Saujwind in Acht. —

Mägdlein, die Windsbraut wirft dich um! —
Herr, meine Hütte steht wohl fest. —
Sag', lose Wetterher', warum
Du nicht von deinem Tragen läßt? —
O Herr, ein Vöglein warnte mich:
Wohl scheint die Hand im Handschuh zahm
Und kost und streichelt wonnesam,
Doch wenn sie erst den Dorn dir nahm,
Dann, Haidenrose, bricht sie dich. —

Mägdlein, so treibst du mit mir Spott?
Und soll ich ohne Hoffnung gehn? —
Herr, hofft auf den barmherz'gen Gott,
Der auch den Sünder will erhöhn. —
Wann wird's geschehn? — Am jüngsten Tag. —
Der ist noch weit! — Und Ihr noch jung,
Und habt noch Zeit zur Besserung. —
So bin ich dir nicht gut genug? —
Herr, mehr verschweig' ich, als ich sag'.

In diesem Tone ging es noch durch ein halb Duzend Strophen fort, da der Dichter jedes spitze Wort, das seiner schlagfertigen Liebsten entfahren, sorgfältig in sein Herz gedrückt mit forttrug, wie ein weltlicher Sanct Sebastian, der, mit goldenen Pfeilen gespickt, gleichwohl seines

Martyriums froh war. Da es aber so ziemlich immer auf dasselbe hinausläuft, mag es mit obiger Probe sein Bewenden haben.

Auch verzichteten wir darauf, den Fortgang dieses unfruchtbaren Liebeshandels durch die sieben oder acht Tage, die er noch währte, mit umständlicher Chronistenfeder zu schildern oder gar die gereimten Zeugnisse seiner wachsenden Verblendung hier einzuschalten, da dem kühleren Zuschauer nicht jedes Härchen, Fältchen oder Muttermal in Biernetta's bräunlichem Gesicht so wichtig sein kann wie dem schwärmenden Poeten, der nun einmal glaubte, in diesem schlichten Kinde den Inbegriff alles dessen entdeckt zu haben, was dem Manne am Weibe reizend, tröstlich und nöthig ist: gesunde Jugend und Anmuth, Ehrbarkeit und festen Sinn und dazu einen Mutterwitz, der das gleiche Wesen täglich und stündlich als ein neues erscheinen läßt. Er wurde durch den Verkehr mit ihr je mehr und mehr entflammt und sogar nicht abgekühlt, als sie ihn eines Tages, da Esparviers, im Kampf mit einem großen Metzgerhund verwundet, seitwärts hinter dem Karren lag und seine Herrin mit der verbundenen Pfote nicht beschützen konnte, ziemlich derb erfahren ließ, aus welchem Holz ihr Hirtenstab geschnitten sei. Denn verstohlener Weise waren seine Lippen ihrer runden Schulter zu nahe gekommen, die ein wenig aus dem Hemd hervorjah. Kaum aber hatte er nur flüchtig an die verbotene Frucht gerührt, so wurde ihm eine scharfe Buße zu Theil. Das Mädchen blickte ihn an wie einen Missethäter, dem der Hals nicht mehr sicher auf den Schultern steht, schlug heftig mit ihrem Stecken ihm auf den Arm, der ihre Hüfte umspannen wollte, und zog sich sofort in die feste Burg ihres Schäferkarrens zurück, obwohl der Mond eben erst aufgegangen und die Zeit noch nicht gekommen war, wo sie ihren vornehmen Gesellschafter unerbittlich heimzuschicken pflegte.

Nun versuchte es Peire, durch diesen thätlichen Beweis von der Tugend seiner Liebsten erst recht entzündet, auf eine andere Art, indem er sich an die Mutter wandte, die in einer der ärmsten Hütten des Dorfes ganz allein hauste und sich kümmerlich genug mit Spinnen und Weben durchbrachte. Da er sie an ihrem dürftigen Herde bei einem Lichtspan überraschte und sie ihn als den Vogelsteller, der ihre wilde Taube umschlich, nicht zum freundlichsten empfing, rückte er sofort, als ob er der erfahrenen Alten gegenüber die Umschweife sparen könne, mit seinem Anerbieten heraus: er wolle die Tosa auf seiner Burg haben, als Beschließerin und Haushälterin über allem Gesinde, da er sie doch einmal seines ritterlichen Standes wegen nicht zu seiner Gemahlin erheben könne. Sie solle es gut haben und allezeit in Ehren bei ihm gehalten werden, und wenn er je, was nicht denkbar sei, eine Hausfrau heimführe, neben der sie keinen Raum haben würde, sollte sie ihr Lebenslang versorgt werden, wie es keine Wittve eines Barons besser wünschen könne. Auch die Mutter werde nicht leer ausgehen, wessen zur Befräftigung er sofort einen kleinen Haufen Goldes gleichsam zum Drangelde für den ehrenwerthen Handel auf die Steine des Herdes legte.

Hier aber gerieth es ihm noch schlechter als bei der Jungen. Denn nachdem die Alte, die ihn erst mit einem festen Kopfschütteln abzuweisen versucht, seine ganze hartnäckige Berrauntheit in diesen Plan inne geworden war, erwachte in ihr eine solche Wuth und Empörung, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Gold zusammenraffte und es dem Versucher ins Gesicht warf. Er mußte eilig den Rückzug antreten, denn die Alte, deren kluges und wohlgebildetes Gesicht sich unheimlich verzerrte, schien den Woden, den sie gerade in Händen hielt, nicht träger zu

schwingen als ihre Tochter den Hirtenstab, so daß in der Hütte nicht mehr Ehr' und Gewinn zu hoffen war als auf dem freien Felde.

Am anderen Morgen aber klopfte ein kleiner Bub an Herrn Peire's Thür, der hatte einen Korb am Arm, wie ihn die Kinder tragen, die auf den Landstraßen den verstreuten Hinnwurf der Kinder und Schafe auffammeln. In diesem Korbe, den er vor den jungen Baron hinstellte, schickte ihm die Alte das Gold, das gestern in allen Winkeln ihrer Hütte herumgerollt war und von dem nicht das kleinste Stück fehlte.

Peire rächte sich für diesen Schimpf, indem er den ganzen Inhalt des Korbes dem kleinen Boten schenkte. Es hatte ihn aber so tief gekränkt und gedemüthigt, daß in der That ein Fieber bei ihm ausbrach und er mehrere Tage das Haus nicht verlassen konnte.

Zu dieser Zeit empfing er den Besuch eines Mönches, der im Lande auf und ab bekannt und überall gern gesehen war, da er mit dem Geschäft des Terminirens für sein Kloster noch ein einträglicheres und menschenfreundlicheres verband. Er suchte nämlich, was er selbst durch sein Gelübde verscherzt hatte, anderen Kindern Gottes zuzuwenden, indem er adeligen Jungfrauen zu Männern und ehescheuen Junggesellen zu Gattinnen verhalf. Da ihn sein geistliches Bagantenthum von Burg zu Burg, von Ritterfih zu Edelhof führte, waren ihm alle mannbaren Töchter von sechzehn bis zu sechsunddreißig Jahren bekannt, wie auch die ledigen Candidaten des anderen Geschlechts, und in seinen wohlmeinenden Gedanken führte er gleichsam Buch über diese Geschäfte, indem er zwei Listen, einander gegenüber geordnet, beständig vor seinem inneren Auge hatte, wie seinem weltflugen Dafürhalten die Jungfrauen und Junggesellen am füglichsten sich paaren sollten.

In diesem Register nun stand seit einiger Zeit der junge Herr von Maenjac obenan und ihm gegenüber auf dem Ehrenplatz unter den Fräuleins eine gewisse Germonde von Lomagne, die Erbtöchter eines alten, ehrenfesten Hauses, des einzigen, das Peire bei seinem Umritt in der Nachbarschaft geflissentlich übergangen hatte. Er wußte nämlich, daß sein Bruder Alostorc dort ein gern gesehener Gast sei, und wollte, ihrer Verabredung gemäß, nicht daran erinnern, daß es einst noch einen zweiten Troubadour gleichen Namens gegeben habe.

Als nun der Mönch ihn in schwerer Mißlaune, von seinem Fieber kaum genesen, auf dem einsamen Krankenzimmer antraf und sogleich mit seinem Universalmittel gegen alle krankhaften Anfechtungen des jungen Blutes heraustrückte, auch die schöne Germonde aus allen Tonarten pries als einen Ausbund ihres Geschlechts, wies ihn der düstere junge Hagestolz zuerst heftig ab, indem er von seinem Bruder zu reden anfang. Der Mönch aber beruhigte ihn sofort: Alostorc sei längst aus Lomagne weggeritten und werde sich schwerlich je wieder dort einfinden, da er inzwischen in Narbonne eine ansehnliche Stellung erlangt und seinen Sinn auf eine Gräfin von Poitiers gerichtet habe. Dessenungeachtet blieb Peire scheinbar taub für alles Zureden des Vermittlers. Als dieser aber achselzuckend sich entfernt hatte, fuhr es ihm durch den Kopf, dies sei vielleicht die beste und sicherste Art, die Verzauberung, in die ihn das Landkind verstrickt, abzuschütteln und von der ziellosen Narrheit zu genesen. Zugleich dünkte es ihn wohlgethan, der Biernetta zu beweisen, welch ein thörichtes Gänschen sie gewesen, da sie ihren hochgeborenen Liebhaber so verstockt und rauh von sich gewiesen, und wenn sie ihn zur Seite einer schönen Braut den Weg am Flusse hinsprengen und die Geigen und Flöten

aus dem hochzeitlichen Schlosse herüberklingen höre, werde sie nachträglich doch wohl etwas wie Reue und Sehnsucht anwandeln.

Um diesen löblichen Vorsatz nicht wieder durch ein zufälliges Begegnen mit ihr zum Wanken zu bringen, ritt er gleich am nächsten Tage nach dem Schloß des Herrn von Lomagne hinüber, wurde dort von Vater und Mutter und dem schönen Fräulein selbst so artig empfangen, daß nicht einmal ein Wort über seine frühere Vernachlässigung fiel, und nicht so viel Tage, als er bei seiner Hirtin verloren, waren ins Land gegangen, als schon die Verlobniß zu Stande kam und auf Peire's Dringen die Hochzeit auf den nächsten Sonntag über drei Wochen festgesetzt wurde.

Zu solcher Eile bewog den Bräutigam nicht sowohl die Ungeduld einer übergroßen Liebe, die er zu seiner Braut gefaßt hatte, als vielmehr einzig und allein die Rücksicht, daß in der dritten Woche das alljährliche Wiedersehen mit seinem lieben Bruder bevorstand, den er doch bei seiner Feier nicht entbehren wollte. Er hatte seitdem nichts wieder von ihm selbst vernommen, rechnete aber so sicher auf sein Kommen, daß er es nicht für nöthig fand, ihm durch einen Boten, der ihn von Ort zu Ort hätte suchen müssen, die Nachricht von seiner Verlobung und die Einladung zur Hochzeit nachzuschicken.

Die Zeit, die noch dazwischenlag, verging ihm durchaus nicht so schleichend und ungeduldig wie sonst einem Liebenden, der den Tag der Erfüllung all' seiner Wünsche kaum erwarten kann. Vielmehr sah er mit wachsender Angst einen Abend nach dem anderen herandämmern und wieder einen Markstein auf dem Leidenswege verschwinden, den zu durchwandern er sich selbst verdammt hatte. Nicht daß seine Braut ihm unlieblich erschienen oder ihre Eltern nicht Alles gethan hätten, ihm ihre

Genugthuung über seine Wahl zu bezeigen. Obwohl aber Alles so beschaffen war, selbst anspruchsvolleren Wünschen zu genügen, nistete und nagte doch ein brennender Unmuth in seiner Seele.

Denn das wohlgeborene und wohlerzogene schöne Fräulein, das sogar, wie wir heute sagen würden, einige literarische Bildung besaß, da sie etliche Namen und Dichtungen der gefeiertsten Troubadours kannte, vermochte das Bild des wildaufgewachsenen Liebchens nicht aus seinem Herzen zu verdrängen. Während ihm jedes flinke Wort, das von den Lippen der braunen Biernetta erklang, so kostbar schien, als ob sie das arme Kind im Märchen wäre, dem Perlen und Edelsteine aus dem Munde fielen, sobald es ihn zum Sprechen öffnete, schien ihm das Zierlichste, was seine Braut vorbrachte, nicht besser als geschliffene Kiesel oder vergoldete Scheidemünze. Das schöne junge Geschöpf merkte bald, daß sein Freier zuweilen an ihrer Seite in eine böse Zerstreuung versank, und wenn er daraus geweckt wurde, ihr wie einer völlig fremden Person ins Gesicht starrte. Sie selbst schien zu Anfang nicht allzu froh über diese glänzende Werbung gewesen zu sein, nachher aber den besten Willen gefaßt zu haben, ihren Verlobten liebzugewinnen. Da er es ihr nun so unbillig erschwerte, fiel sie gleichfalls in ihre alte kühle Scheu und Unfreude zurück, und so konnte das junge Paar oft halbe Stunden lang so steif und stumm wie zwei geschnitzte Heiligenfiguren am Portal der Kirche neben einander sitzen, da es Herrn Peire kaum beim Kommen oder Gehen einfiel, daß er das Recht und sogar die Pflicht erlangt, dieses schöne Mädchenbild zu küssen, ohne daß ein tugendhafter Hirtenstab sich dazwischen drängen durfte.

Das Härteste dächte ihn aber, daß er in der Nähe seiner Erwählten nie die leiseste Versuchung spürte, den Pact mit

seinem Bruder zu umgehen und sein Liebesglück und die Schönheit und Tugend seiner Braut in heimlichen Versen zu verherrlichen. Die Stelle in seinem Inneren, wo ein klingender Quell aufsprudelte, sobald er nur von fern Biernetta's Kopftüchlein hatte flattern oder gar nur den Schweif des guten Esparviers im Grase hin und her wedeln sehen, schien urplötzlich für immer eingetrocknet, und es wucherten dort Nesseln und Dornen, und ein Centnerstein war über die Brunnenstube gewälzt, an dem der Eigner schwer zu tragen hatte.

Doch zeigte er, als wenige Tage vor der Hochzeit sein Bruder Alostor wieder in der alten Burg sich einfand, dem Heimgekehrten ein fröhliches Gesicht, das auch nur zur Hälfte erheuchelt war, da das Wiedersehen ihm seit langer Zeit den ersten warmen Sonnenschein ins Herz leuchten ließ. Auch Alostor, auf dessen Stirn eine trübe Falte sich eingegraben hatte, war sichtlich von Freude bewegt, als er den Bruder umarmte. Er kam in einem stattlichen Aufzuge auf einem Prachtspferde angeritten, da er von jeher auf Glanz der Erscheinung viel gehalten hatte, und erwiderte auf die Frage nach seinen Umständen, daß er alle Ursach' habe, mit denselben zufrieden zu sein. „Nun denn,“ versetzte Peire mit erzwungenem Lächeln, „so ist der Handel uns Beiden nach Wunsch gediehen.“ — Und er erzählte, daß er in dreien Tagen Hochzeit machen wolle und nur auf den Bruder dazu gewartet habe. Dieser wünschte ihm mit aufrichtiger Freude Glück; als er aber nach dem Namen der Braut fragte und vernahm, Germonde von Lomagne werde in Schloß Maensac als Herrin einziehen, erblaßte er plötzlich und mühte sich umsonst, seine Erschütterung zu beherrschen, indem er zugleich verworrene Entschuldigungen stammelte, daß er an der Feier nicht theilnehmen könne, da ihn ein festes Versprechen schon am nächsten Tage wieder zu scheiden zwingt.

Er täuschte aber das Auge des Bruders nicht, der nicht eher ruhte, bis er den wahren Grund dieser plötzlichen Unstäte erfahren hatte. Er könne unmöglich den Zuschauer machen, gestand der peinlich Befragte, wenn ein Anderer, und wäre es auch sein liebster Bruder, ein Weib heimführte, das er selbst vergebens umworben, aber noch immer nicht verschmerzt habe. Und nun erzählte er, daß er etliche Monate lang dem Fräulein von Lomagne aufs inständigste den Hof gemacht, auch ihre Neigung gewonnen habe, vom Vater aber, der sein einziges Kind keinem hab- und hauslosen höflichen Sänger geben wollen, entschieden und ohne jede Hoffnung abgewiesen worden sei.

Dies hörte Peire in tiefen Gedanken mit an, ohne sogleich etwas zu erwidern. Auch als sein Bruder eifrig betheuerte, er gönne ihm von Herzen das Glück, das ihm selbst versagt geblieben, und werde vielleicht übers Jahr so völlig geheilt sein, daß es ihn kein Herzblut mehr kosten würde, seiner Schwägerin die Hand zu reichen und ihren Erstgeborenen auf den Knien zu schaukeln, verharrte der Jüngere noch immer in seinem Brüten. Endlich aber, statt hiervon weiter zu reden, that er ganz aus dem Blauen die Frage, wie Alostor es mit seiner Sängerschaft ergangen sei und ob er in dieser nicht Trost und Ersatz für die verlorene Hoffnung gefunden habe. „O Bruder,“ versetzte Alostor, „Gesang ist wie ein Putz, in welchem ein wohlbekleideter Mensch sich wohlgefallen mag, der aber zum Hohne wird, wenn man der nothdürftigsten Gewande entbehrt. Ich kam mir in meiner Blöße so armselig vor, daß ich mich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, statt mich an Höfen zu zeigen und den Kunstreichen zu spielen, da es mir an der Nothdurft meiner armen Seele gebrach. Wäre ich nicht zum Grafen von Marbonne gerathen, der unseren Vater

gekannt und hoch gehalten und auch von unserem früheren Singen wußte, wer weiß, welch ein Ende es noch genommen. Nun hat man mich dort gefüttert, gekleidet und geehrt, immer in Hoffnung, daß die Zeit der Stummheit ein Ende nehmen werde. Auch habe ich das verrostete Saitenspiel jüngst wieder hervorgefucht, um es zu probiren, bin aber erschrocken, wie rauh und unhöflich es klingt, und Gott mag wissen, ob ich ihm noch jemals wieder einen vollen Ton ablocke. Dies aber soll dir dein junges Glück nicht trüben, Bruderherz. Laß mich ziehen und grüße mir die Frau Schwägerin und sag' ihr nicht, daß ich dir Einiges vorgewinselt habe. Das Los hat über uns entschieden, nun muß Jeder das Seine hinnehmen."

"Bruder," sagte Peire und hielt ihn am Arme fest, „und wenn das Los nun ein blinder dummer Spuk oder ein böshafter Teufel gewesen wäre, der in den ehrlichen alten Hund gefahren, um uns Beide zum Narren zu halten? Was unter redlichen Kaufleuten und Geschäftsfreunden geschieht, daß ein Handel, der beide Theile reut, rückgängig gemacht wird, das sollte unter Brüdern nicht möglich werden?“ — Da sah ihn Alostorc betroffen an. Peire aber fuhr fort und setzte ihm aus einander, daß er selbst zum seßhaften Burgherrn so wenig taue, wie Alostorc am fahrenden Poetenthum bisher Geschmac gefunden, und daß er ihm einen ehrlichen Handel anbiete: er wolle ihm seinen Gesang wieder abkaufen gegen Schloß und Herrschaft Maensac nebst allen Steuern, Gaben und Vortheilen, die daran hingen.

"O Bruder," seufzte der Aeltere, „was ist mir jetzt die Burg unserer Väter? Eine Ruß, aus der man den Kern herausgebrochen, da ich als ein lediger Mann hier meine öden Tage zubringen soll. Du aber, wie magst du denken, wenn du die Herrschaft verloren, die Braut zu behalten,

die man, wie ich dir ja gesagt, keinem Landsfahrer gönnen will?“

Hierauf umarmte Peire seinen Bruder lachend und bat ihn, er möge dies seine Sorge sein lassen, überhaupt sich alles weiteren Nachdenkens entschlagen und nur geloben, die nächsten drei Tage noch auf der Burg auszuharren. Als Alostorc sich dem gefügt, verging den Brüdern der Rest des Tages in großer Herzlichkeit bei einem guten Trunk und traulichen Gesprächen.

Am anderen Morgen aber, da der Aeltere sich spät erhob und nach dem Hausherrn fragte, erfuhr er, daß Peire schon früh hinweggeritten sei. Doch hatte er Niemand gesagt, wohin. Er kam aber diesen ganzen Tag nicht wieder, denn der Weg nach Comagne war eine halbe Tagesreise weit, und er hatte dort die Braut abzuholen, die sich mit Eltern und Brautjungfern, Knechten und Mägden und der ganzen Ausstattung nicht so im Handumdrehen aufs Pferd setzen ließ.

Ehe es aber so weit kam, wollte der Bräutigam noch einmal die Herzen prüfen. Er nahm eine verlegene Miene an und erzählte mit niedergeschlagenen Augen seinen Schwiegereltern in Gegenwart ihrer Tochter, daß sein Bruder zur Hochzeit gekommen und ihn daran erinnert habe, wie sie durch einen brüderlichen Vertrag sich verbunden, abwechselnd Jahr um Jahr sich den Besitz der Burg wieder abzutreten. Es sei ihm dies ganz aus dem Gedächtniß geschwunden und er nun genöthigt, seine junge Frau gleich nach der Hochzeit mit auf die Wanderung zu nehmen, was ihr aber hoffentlich nicht unlieb sein werde, da es die lustigste Lebensart von der Welt und für junge Leute erspriesslicher sei, als von Anfang an in dem gleichen alten Familiensitz zu hocken.

Er sah an der Wirkung dieser Rede, sowohl auf die Eltern als auf seine Ver-

lobte, daß es allen Theilen weit mehr um das Schloß und die Herrschaft Maensac als um den Besizer derselben zu thun sei, ja an den Thränen, die schon im Begriff waren, aus Germonde's blauen Augen vorzubringen, daß diese, selbst wenn Alles gleich gestanden, dem früheren Bewerber bei Weitem den Vorzug gegeben hätte und jetzt dem bitteren Gedanken nachhing, Austore abgewiesen zu haben, ohne dadurch zu einer standesgemäßen Versorgung gelangt zu sein. Da dies Alles war, was Peire zu wissen begehrte, ließ er die betroffene Familie nicht lange in ihrer peinlichen Lage, sondern erklärte mit lachendem Munde, es sei Alles nur ein Scherz gewesen, Maensac werde fortan nicht mehr den Herrn wechseln und jedenfalls die schöne Germonde nur des Schloßherrn Gattin werden, da sie viel zu gut und kostbar sei für einen singenden Vaganten, der nicht habe, wo er sein Haupt hinlege.

Was hierauf folgte, ist so leicht zu errathen, daß es mit wenigen Worten berichtet werden mag. Als der schimmernde Hochzeitszug der Burg sich nahte, wo Austore einsam zwischen Bängen und Hocken zurückgeblieben war, gedachte dieser noch im letzten Augenblick sich davonzuschleichen. Aber gerade auf der Schwelle des Thors stieß er auf die festliche Cavalcade und mußte nun stehen bleiben und sich geberden, als sei er zum Empfang des jungen Paares ihm so weit entgegengekommen. Peire aber sprang alsbald aus dem Sattel, führte das Pferd, das die Verlobte trug, dem Bruder entgegen und sagte so laut, daß Alle es vernehmen konnten: „Hier, lieber Bruder, bringe ich dir deine liebe Braut, bei der ich nur den Freierwerber für dich gemacht. Denn da du nun für alle Zeit der einzige erbgeessene Herr von Maensac sein wirst, die schöne Blume dieses Landes aber nur blühen kann, wenn sie in fester Erde eingepflanzt und von einem dauerhaften Sonnenschein erwärmt

wird, so hast du allein dieses Glück verdient, welches ich dir aus brüderlichem Herzen gönne, nur bittend, daß ihr in der Halle unserer Väter ein warmes Plätzchen offen halten wollt, wenn ein umgetriebener Landstreicher einmal danach verlangt, an eurem Herde sich die Hände und das Herz zu wärmen.“

Wir schweigen von dem frohen Aufsehen und Tumult, dem Lachen und Weinen, Kopfschütteln und Umhalsen, das diese Worte hervorriefen. Als der Sturm sich aber ein wenig gelegt hatte, sah man, daß er nichts in Verwirrung gebracht, vielmehr Alles an seinen richtigen Platz gerückt hatte. Und so wurde unverzüglich und ohne daß von irgend einer Seite Einsprache geschähe, die Trauung in der Schloßcapelle vollzogen, und als Peire bei der hochzeitlichen Tafel der Neuvermählten gegenüber saß, statt, wie sie noch gestern gedacht, an seiner Seite, grüßte ihn über den Rücken des gebratenen Pfauen hinüber ihr Blick so holdselig und warm, wie er sich's aus der ganzen Brautzeit nicht entsinnen konnte.

Er war auch selbst so guter Dinge wie lange nicht, trank mit Maßen von dem süßen Hochzeitswein, plauderte aber unaufhörlich, als wäre er in einem frühzeitigen Kausch besungen, und trug zum Nachtsich ein Brautlied vor, das er auf das Glück des jungen Paares erst über Tische gedichtet hatte, wozu die Musikanten nach jeder Strophe einen lieblichen Refrain geigten. Als dann aber die Tafel aufgehoben und der Tanz beginnen sollte, stahl er sich nach einem flüchtigen Händedruck von dem glückseligen Bruder fort, winkte einen der Knechte herbei, dem er einen heimlichen Auftrag gab, und wandelte dann, nichts mit hinwegnehmend als einen Beutel mit Gold, so viel vorm Jahre Austore davongetragen, in den dämmern den Abend hinein, ohne jeden Kummer, daß er diese Stätten, die ihn als Herrn

gesehen, hinfort nur als Gast wieder betreten sollte.

Auch begann er sich keinen Augenblick, wohin er seine Schritte wenden sollte. Da er zu Mittag den Brautzug nach dem Schlosse geführt hatte, war er an einem mageren Grasanger vorbeigekommen, fernab von den guten Weideplätzen des Dorfes. Hier stand unfern von der Straße eine uralte Capelle, die das Galgen-capellchen hieß, weil der Weg nach dem Richtplatz an ihr vorüberführte. Hatte man nun einen Armenjünder abgethan und kehrte von der Execution zurück, so pflegte man hier bei dem Heiligthum anzuhalten und ein paar stille Vaterunser für die Seele des soeben Gerichteten zu beten. Um dieses schlichte Gotteshäuschen herum hatte Peire die Schafe seiner geliebten Hirtin weiden sehen, ihren Schäferkarren aber und sie selbst konnte er nicht erspähen und vermuthete nur, daß sie sich hinter dem wilden Vorbeerbusch, der den Rücken der Capelle überwucherte, verborgen hielt, um den Zug zu sehen, ohne sich selber sehen zu lassen. Auch war ein Laut von daher gedrungen wie eines knurrenden Hundes, dem man das Maul zuhält, um ihn still zu machen. Desto lauter hatten die Schafe, die mit sichtbarem Mißvergnügen das saure Gras abnagten, die prachtvollen Menschen und Pferde angeblöft.

Nun sank die Nacht schon herein, und im nahen Busch fing eine Nachtigall an so weich und schmachend zu schlagen, daß dem einsamen Ritter das Herz vor Sehnsucht und stiller Wonne schwoll. Zugleich aber war es ihm nicht ganz geheuer dabei, daß er jetzt vor das schlichte Kind hintreten und es auf Tod und Leben befragen sollte, wie es zu ihm gesinnt sei. Denn es stand ihm in seinen Gedanken so hoch wie das vornehmste Edelfräulein, und viel weniger hatte er sich vor einem Korb gefürchtet, als er bei der schönen Germonde sein Gewerbe anbrachte, denn

jetzt, da er Hand und Herz der Hirtin anzubieten kam. Wie er aber dem Capellchen ganz nahe gekommen war, sah er Biernetta auf der kleinen Bank davor eingeschlafen, und sie schien ihm jetzt, obwohl er von all' den hochzeitlich geschmückten Damen kam, noch tausendmal lieblicher als je zuvor. Sie hatte ein Stück schwarzes Brot in der Hand, in welches sie eben eingebissen zu haben schien, ehe sie, von kummervollen Gedanken abgelenkt, darüber einschlief. Denn auf ihren bräunlichen Wangen schimmerte es wie ein leichter Thau, und im Schlaf erschütterte dann und wann ein Schluchzen ihre junge Brust, und das Hemd, das sie verhüllte, schien naß geweint. Gsparviers hatte sich wedelnd herangeschlichen, als ob er seinen wohlbekannten alten Freund fragen wollte, was der Herrin denn so das Herz abdrückte. Der aber betrachtete gerührt das gute Wesen und wagte nicht gleich, sie zu wecken. Als er sich aber sacht neben sie auf die Bank setzte, fuhr sie erschrocken auf und wollte, da sie ihn erkannte, hinwegeilen. Er hielt sie aber sanft und nöthigte sie, wieder neben ihm niederzusitzen, worauf eine gute Weile Keines ein Wort sprach. Er sah wohl, daß ihre Augen trübe waren, und ihre alte Munterkeit hatte sie ganz verlassen.

„Herr,“ sagte sie endlich, „was suchet Ihr hier außen?“

„Meine Frau!“ versetzte er.

„Da müßt Ihr ins Hochzeitshaus zurückkehren.“

„Das will ich auch, Biernetta. Du aber sollst mich begleiten; denn es ist kein Hochzeitshaus, worin die Braut fehlt.“

„Herr, sie ist droben auf dem Schloß und wird Euch vermissen.“

„Nein, Kind, sie ist hier beim Galgen-capellchen, und ich merke freilich, daß sie mich ein wenig vermißt hat, da ihre Augen noch ganz roth sind vom Weinen.“

„Ihr spottet meiner,“ sagte die Hirtin,

das Gesicht ganz in Bluth getaucht, und stand hastig auf. „Komm, Esparviers, hier ist nicht unseres Bleibens. Man verfolgt uns selbst an diesen armen Ort.“

„Und wird euch bis ans Ende der Welt verfolgen, wenn ihr nicht stille haltet und dem Saufewind erlaubt, euch die Wange zu streicheln. So wahr mir Gott helfe, Biernetta, ich bin hier, um dich zu fragen, ob du mich zum Manne willst?“

Sie bligte ihn zornig an. „Denkt, was Ihr vor wenig Stunden eine Andere gefragt habt,“ sagte sie. „Lasset mich gehen!“

Er lachte übermüthig und haschte ihre Hand. „Die Andere hat mich nicht gewollt,“ sagte er, „weil mein Bruder ihr lieber war. Wirßt du nun einem armen Verstoßenen, der Hab' und Haus verloren hat, deine Thür weisen, oder willst ihm aus christlichem Erbarmen einen Unterschlupf gönnen in deinem Herzen und deine Hirtenstreu mit ihm theilen?“

Sie war todtenbleich geworden und stand sprachlos vor ihm. Auch hatte sie nicht Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen, denn eben jetzt kam der Abt des nahen Cistercienserklosters, der die Trauung des Herrn Austorc mit der schönen Germonde vollzogen, auf seinem kleinen Pferdchen dahergetrabt, einen Knaben hinter sich auf der Kruppe, der ihm als Ministrant gedient hatte. Er pflegte von allen Hochzeiten sich zu entfernen, sobald die Musik den ersten Reigen zu spielen begann. Nun war er sehr erstaunt, sich plötzlich anrufen zu hören, und noch mehr, als er Herrn Peire erkannte, der, das ländliche Mädchen an der Hand, vor der Capelle stehend also zu ihm sagte:

„Hochwürdiger Herr, ich bitte Euch, daß Ihr, eh' Ihr weiterreitet, noch ein anderes junges Paar zusammengebt: mich, den jüngeren Herrn von Maensac, einen fahrenden Poeten seines Zeichens, und dies Euch wohlbekannte Mägdlein, dem Ihr oft genug die Beichte abgenommen habt,

um zu wissen, daß sie eines weit besseren Mannes werth wäre. Da nun aber keiner zur Stelle ist und gegenwärtiger Peire von Maensac sie so herzlich liebt, wie er von ihr wiedergeliebt wird, so waltet Eures heiligen Amtes und macht aus uns Zweien eine Creatur und sprecht Euren Segen über uns. Amen!“

Der Abt, der anfangs glaubte, Herr Peire spreche in der Weinlaune und wolle seiner Vermittelung sich zu unehrbarer Posse bedienen, suchte Ausflüchte, die jedoch der Liebende mit festem Betragen zu Schanden machte. Der kleine geistliche Knabe und ein Dorfmadchen, das zufällig des Weges kam, mußten als Zeugen dienen, und so wurde vor dem hölzernen Bilde des Gekreuzigten in dem Galgen-capellchen der edle Herr von Maensac mit seiner Schäferin, wie sie ging und stand, unauf löslich verbunden.

„Ich dank' Euch, hochwürdiger Herr,“ sagte der junge Ehemann, nachdem er seine Braut umarmt und sammt ihr, die kaum das Ja über die Lippen gebracht, dem Abt die Hand geküßt hatte. „Und hier habt Ihr eine Gabe für die Armen Eures Klosters, so gut ein fahrender Mann es hat und vermag. Jetzt aber wollen wir uns noch einen anderen Segen holen.“

Er beschenkte auch den Knaben und Biernetta's Brautjungfer, der diese die Sorge für ihre Heerde übertrug, und wanderte dann mit seiner jungen Frau über die Wiesen und durch den Wald dem Häuschen zu, das Biernetta's Mutter bewohnte. Als sie aber dort eintraten, fanden sie die alte Frau vor einem Tische stehend, auf dem ein reiches Mahl aufgetragen war in silbernen Schüsseln, von Kerzen erleuchtet, die in silbernen Armleuchtern brannten. Dies hatte der Diener, auf Peire's Befehl, heimlich nach der Hütte geschafft und der Alten kein Wort dazu sagen dürfen, so daß diese noch von ihrem Staunen sich nicht hatte erholen können.

Wie nun das junge Paar bei ihr eintrat und sie Alles begriff, wurde sie durch das unverhoffte Glück ihres Kindes ganz so erheitert und floß so uner schöplich von munteren Worten über, wie ihre Tochter ihren Mutterwitz plötzlich eingebüßt zu haben schien. Auch war die junge Frau kaum zu bewegen, etwas von den Speisen anzurühren oder aus einem Becher zu nippen, während die Mutter ihrem Eidam zu beweisen suchte, daß sie sich wohl auf Lebensart verstehe, wenn sie ihn auch bei seinem ersten Besuch so unhöflich abgewiesen. Also blieben die Drei einträchtig beisammen, bis es nahe an Mitternacht ging. Dann stand Herr Peire auf, und die Alte fragte, wo sie denn zu bleiben gedächten; in der Hütte sei schwerlich ein schickliches Brautbett zu rüsten.

„Wir gehen nach Hause,“ versetzte Peire lachend. „Meine liebe Frau hat ja ein eigenes Dach, unter dem wird wohl auch Platz für ihren Gatten sein.“

Damit verabschiedete er sich von der Schwiegermutter, umfaßte seine Liebste und wandelte mit ihr zum Dorf hinaus unter allerlei halbblauen, scherzenden Reden, auf die sie die Antwort schuldig blieb. Die Sterne flackerten hoch am Himmel wie hunderttausend Hochzeitsfackeln, und der Wind, der über das schlafende Land hinstrich, haßte ein Brautlied in den hohen Wipfeln. „Horch!“ sagte Peire, „klingt es nicht lustiger und feierlicher als alle Flöten und Geigen auf Schloß Maensac?“ — Sie aber schwieg und drückte sich zitternd an ihn. Dann verbrachten sie die Nacht in dem Schäferkarren, der einsam auf dem Hügel stehen geblieben war; denn selbst der treue Gsparviers konnte sie dort nicht bewillkommen, da er die Heerde nicht verlassen hatte. Sie wohnten aber in dem engen Häuschen drei Tage und drei Nächte, und es dünkte ihnen, als ob sie es mit keinem Schlosse vertauschen möchten. Als dann eine an-

dere Hirtin gefunden war, zog Peire mit seinem jungen Weibe, das nun die Sprache und das Lachen und ihren Gesang wieder gefunden hatte, aus der Gegend hinweg, wo nach und nach seine Heirath ruckbar geworden war und Neugierige kamen, das seltsame Schäferglück zu begaffen. So lange der Sommer noch währte, dachte er nicht daran, sich irgendwo sesshaft zu machen. Er wollte seiner Frau Liebsten, die nie über das nächste Weideland hinausgekommen war, erst ein Stück Welt zeigen, und so ward er der Erfinder der sogenannten Hochzeitsreise, die dazumal noch durchaus nicht im Brauche war. Er war dabei so guter Dinge, daß er fast immer im Wandern dachtete und sang. Die Schläffer der Vornehmen aber vermied er, hielt sich dafür in den Herbergen, wenn er gute Gefellen dort traf, nicht für zu kostbar, ihnen ein Lied zum Besten zu geben, das neueste, das ihm unterwegs eingefallen war, und erwarb sich überall große Gunst. Damit aber auch Biernetta ihre Kunst zeigen könne, hatte er ein paar Gesäglein gedichtet, bei denen sie die zweite Stimme sang und den Refrain dazwischen, der in nichts Anderem als in Vogelstimmen bestand. Das klang nun folgendermaßen:

Wenn Busch und Hain von Liebern klingt,
Tiriwitt! Kuku! Tiriwitt!
Die Nachtigall im Hölzer singt,
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Wer da noch hockt und Grillen fängt,
Sein Hüttlein nicht ins Blaue schwenkt,
Der ist ein Narr, daß Gott erbarm!
Die Drossel spottet: Narr! wie arm!
Der Häher höhnt ihn spät und früh:
Hehe! Tiriwitt! Ziküh!

Ich ging des Morgens durch den Hain,
Tiriwitt! Kuku! Tiriwitt!
Da saß und sang ein Mägdelein:
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Ich frug sie: Holbe Schäferin,
Bist du mir gut, wie ich dir bin? —
Und sie: Du Narr, daß Gott erbarm!
Bist mir zu schlecht, bist mir zu arm,
Die Drossel spottet spät und früh —
Hohe! Tiriwitt! Ziküh!

Da rief ich einen Priester an,
 Irriwitt! Kuku! Irriki!
 O hilf mir, heil'ger Gottesmann!
 Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
 Er sprach: Du Narr, daß Gott erbarm'!
 Nimm flugs das Mägdlein in den Arm,
 Mein Segen macht aus euch ein Paar,
 Und Niemand spottet mehr: du Narr!
 Nun herze sie so spät wie früh!
 Haha! Irriwitt! Ziküh!

In diesem harmlosen Schelmenliedchen haben wir zugleich eine Probe gegeben von Herrn Peire's Dichtungsart, mit welcher er sich die Gunst der guten Bürger und kleinen Leute eroberte, so daß seine Reise durch das Land ihm so viel Freuden und Ehren brachte, wie er als ein höfischer Sänger zuvor nie erlangt hatte. Als aber der Winter kam und sein Weib überdies nicht mehr so leichtfüßig neben ihm herschritt, auch das Reisegeld auf die Reize zu gehen drohte, miethete er mit dem Reste seiner Barschaft für seine junge Frau ein Häuschen in einer kleinen Stadt und sandte ihrer Mutter Botschaft, daß sie kommen und ihre Tochter pflegen möge. Er selbst begann wieder beim Adel des Landes als ein richtiger Troubadour zu erscheinen, der um der wunderlichen Abenteuer willen, die von ihm verlauteten, eher besser als übler aufgenommen wurde. Denn viele von den Edeldamen, Gräfinnen

und Vizgräfinnen sahen es als eine Ehrensache an, den edlen Herrn von Maensac seiner niedrigen Gefährtin abspenstig zu machen. Peire ließ sich alle Gunst und zuvorkommende Güte wohl gefallen, zeigte sich dankbar dafür, indem er im besten Stil der Courtoisie Canzonen dichtete, die den schönen Frauen alles Süße und Ehrenvolle nachsagten, hütete sich aber wohl, sich mit seinem Herzen und seiner Person in eines der Netze verlocken zu lassen, die ihm zahlreich gestellt wurden. Vielmehr sobald der Frühling wiederkam, verschwand er plötzlich, auch wo ihm am sanftesten gebettet war, und erschien in dem bescheidenen Hause seiner Biernetta, der er die reichen Gaben seiner vornehmen Gönner in den Schoß schüttete. Er wußte, daß sie ihn immer in gleicher Lieb' und Treue erwartete und die Kinder, die sie ihm geboren, so wachsam behütete wie vor Zeiten die Schafe auf ihrer heimatlichen Flur. Und als er endlich in hohen Jahren starb und seine alte Frau ihm die Augen zu-drückte, lag ein lächelnder Frieden auf seinem Gesicht, zum Zeugniß dafür, daß er es lebenslang nicht bereut hatte, ein ritterliches Schloß und eine stolze Braut hingegeben zu haben, um ein treues Herz und einen freien Gesang dafür einzutauschen.





O l y m p i a.

Von

Otto Roquette.

Archippos.

Sei willkommen dahier und zwiefach freudig empfangen,
Da dich Pherias schickt, mein syrakusischer Gastfreund!
Klug auch war es, bevor zu Athen du mich suchtest, den Umweg
Einzuschlagen, das Fest der Olympien mit uns zu feiern.
Was die Geschäfte betrifft, wir berathen das Ein' und das Andre,
Und wir verständigen uns, so denk' ich, zu ruhiger Stunde,
Wenn vorüber die Tage des Fests, und nach allem Geräusch man
Wieder zu denken beginnt auf gewohnt alltäglicher Straße.
Denn uns Alle benimmt und erhebt hochfestlicher Antheil
Um wetteifernde Kraft und der Schönheit göttliches Anschau
Unserer Jugend. Du siehst selbst mich, der den Greisen gesellt ist,
Freud'ger Erwartung voll, denn Geringes nicht hoff' ich für mich auch.
Aber da fremd du am Ort, nimm mich zum kundigen Führer,
Der ich hier wie zu Haus, dem Tempel und Hain von Olympia
Ward durch Ruhm und Geschick zur geweihtesten Stätte der Erde.
Zeit noch bleibt uns genug, zu beschaun, zu bewundern, bis morgen
Heroldsruf den Beginn uns des Fests lauschmetternd verkündet.

Gorgias.

Gütiges Walten erkenn' ich des höchsten der Götter, an seinem
Feste, beglückter nur, dir, Gastfreundlicher, schon zu begegnen!
Fühlt' ich, ein Fremder, mich doch wie verloren in diesem Getümmel,
Bis Eutetides mir, mein Reisegenoss, dem Erfreuten
Zeigte den würdigen Mann. Wie wüßt' ich ein schönes Empfangen?
Wie auch rühmlicher mir, als in deinem Geleite, die Wandrung?
Welch ein Leben umher! Noch Vorspiel Alles, und dennoch
Schon ein Wechsel der Bilder, das Auge verwirrend, das Auge
Fesselnd, die Seele mit Lust an des Daseins Kränzen erfüllend!
Zelte, zur flüchtigen Wohnung, gereiht von der Menge der Gäste;
Köstliche Waaren, gesellt dem Bedarf für Tausende, die sich
Einzurichten verstehen, mit heitrem Verzicht des Gewohnten.
Welch ein Gewirr, welch Lachen! Erwartung in allen Gesichtern!
Drüben auf ebnem Plan hochbäumende Kasse, versucht von

Jünglingen, welche die Kraft sich erproben, die wilden zu bänd'gen.
 Hier schönlockige Knaben, ersehnd den Tag, der auch sie einst
 Sieht in der kämpfenden Schar, um den Kranz, vor Augen des Volkes.
 Aber, das Staubesgewölk zertheilend, erscheint von der Straße
 Zug um Zug, mit Rossegespann, lasttragendem Maulthier,
 Sklaven und Reissigen, kriegerisch halb, halb mußebelehrt.
 Welch ein Schauspiel heut' schon! Erfreud auch in der Verwirrung!

Archippos.

Laß uns dem Staub uns entziehen und der Sonne! Geordnet erscheint dir
 Morgen nur schöner das Bild. Da drüben auch bei der Platane,
 Wo man den Brunnen gefaßt und mit Marmorstufen den Ruheplatz
 Schmückte, verlohnt sich mehr uns ein Rundblick. Simmias wartet
 Dort, mein Sklave. Mit Botschaft hieß ich ihn kommen. Da ist er
 Schon, und erwünscht auch die Rast. Nun, Simmias, hast das Geschäft du
 Richtig gemacht? Sind schön auch die Kränze? Die Hüter des Haines
 Kamten dich hoffentlich noch? Nun, gut. Ich führe den Gastfreund
 Mit zu dem heiligen Platz, um das Werk zu beschauen. Doch du sollst
 Zum Gymnasion mir voraus, nach Charinos zu sehen.
 Geh', dort treff' ich dich wieder! — Verzeih' mir, Gorgias, daß ich
 Häusliches trieb und besorgt! Man muß sich behelfen. Gewohnheit
 Lehrt den Ort und den Tag mich nützen, und Simmias kennt das
 Dreißig Jahre mit mir. Doch nun in dem mauerumschlossnen
 Tempelbezirk laß freier uns athmen! Erreicht ist die Pforte.

Gorgias.

Ewige Götter! Es faßt ein Schauer in dieser geweihten
 Schattigen Kühle das Herz! Hochragende Stämme, verloren
 Fast, unendlich erhöht, im Gewölb grünlaubiger Nester,
 Wo sieht euresgleichen die Welt? Stillathmende Ruhe
 Dämpft der Bewunderung Ruf zu beseligtem Staunen. Es theilt sich
 Plötzlich der Dämmerung Grün, und die Strahlen der Sonne beleuchten
 Matten, Gebüsch, und im Glanz hellschimmernder Säulen und Giebel
 Hebt sich ein Marmorhaus, hochragend, in reiner Vollendung!

Archippos.

Das ist Phidias' Werk, Zeus' Tempel. Des Gottes gewalt'ges
 Bild im Inneren schaun und das Werk ins kleinste bewundern
 Wollen wir künftig. Du mußt dich der Führung heute bequemen,
 Die auf dem eigenen Weg mir beliebt und nach eignem Bedürfen.

Gorgias.

Ganz vertrau' ich mich dir! Du führe nur! Zeigt doch ein jeder
 Schritt mir Wunder der Kunst und des Anschauens nimmer ein Ende:
 Diese Gestalten, wie groß und erhaben! Mit menschlichen Zügen
 Götter, in heiliger Ruh! Hochsteigende Rosen zu Füßen,
 Drüber des Lorbeers Dach und den Schirm breitästiger Fichten.
 Marmorschimmernde Kammern mit zierlichen Säulen, gestiftet,
 Weihegeschenke des Danks zu empfangen der Fürsten und Städte.
 Horch! Ein erquickendes Rauschen! Es gießt die Najad' aus dem Krüge
 Felsengeborne Fluth, kühl rinnend, in glänzende Schalen

Und vielarmig vertheilt zum schönumrandeten Becken.
 Dort, ein mächtiges Werk! Ein Bierspann eherner Rosse
 Vor reichgoldenem Wagen! Er trägt den beglückten Gewinner
 Ewig dauernden Ruhms. Doch nun entzückt sich das Auge,
 Schweifend, verlockt und gebannt, endlos an junger Gestalten
 Herrlichem Bau. Das lebt, als wär' durch göttliches Machtwort
 Plötzlich erstarrt zu Gestein der lebendigen Glieder Bewegung,
 Doch durchfluthen, so scheint's, warmquellende Pulse den Marmor.
 Knaben und Jünglinge, schlank, und die Wucht herkulischer Männer,
 Alle gekrönt durch Sieg! Die zu Ehren der Götter geübt ward,
 Schöndurchbildete Kraft, zum Denkmal ewiger Zeiten
 Steht sie gewürdigt, erhöht durch die Kunst, im Kreise der Götter.
 Wahrlich ein Heiligthum für Hellas' Väter und Söhne!

Archippos.

Wohl, du sagst es! Auch mir ein Heiligthum! Doch in Ruhe,
 Während den Steinisß hier und den Schatten der Eiche, betrachte
 Dir gegenüber das Werk, mir werth, und das liebste von allen.

Gorgias.

Werth des Beschauens! Vereint drei jugendschöne Gestalten,
 Jüngling eine, doch Knaben die andern, verschiedenen Alters.
 Sinnend hält der erwach'ne die Leier gesenkt, und zu lauschen
 Scheinen die jüngeren. Ist es Apollon? Sind es Eroten?
 Aber ich seh' sie geschmückt, und es einen sich Rosen und Lorbeer
 Frisch noch, als käm' erst heute von liebender Hand das Gewinde.
 Sieger im Wettstreit einst sind sie wohl auch, und von Neuem
 Schlingt sich der festliche Kranz am Erinnerungstag um die Schläfen.

Archippos.

Sieger im Wettstreit, ja! So ist es. Und Sieger an einem
 Tage! Zugleich als Brüder erwachsen, die Fröhlichen — meine
 Söhne! Du staunst? Ja, drei! Drei Söhne bescherten die Götter
 Gütig mir, und drei Söhne gewannen am Fest der Olympien
 Einst sich den Kranz, und vereint sieht Hellas die glücklichen Sieger!
 Aristophon, mein ältester, zwanzigjährig, erwarb sich
 Durch hochfestlichen Chorlieds Macht für die Stirne den Lorbeer;
 Prokles siegte, der zweit', in des Speerwurfs Kunst und des Ringens;
 Aber der jüngste, Diagoras, flog, der Gelenkige, windschnell
 Allen voraus an das Ziel, und im Sprung auch hascht' er den Kranz auf.
 Diese da sind's, die Drei! Jetzt Eins, unlöslich verbunden.

Gorgias.

Göttergesegnetes Haus, dem so Hohes gewährt! Und beglückt, wer
 Sich mit dem Stolze des Vaters berühmt so edler Entsproßnen!
 Aber wo sind sie heut'? Soll unter den Kämpfern auch ich sie
 Morgen von Neuem erschau, sie noch einmal grüßen als Sieger?

Archippos.

Nicht mehr wirst du sie sehn, mein Gastfreund! Lange, schon lange
 Sind sie dahin! Doch es war noch ihr Tod ein rühmliches Siegen.

Aristophon zog mit zum heiligen Kampf gen Plataä
 Wider Mardonius' Heer. Groß war uns der Tag. Doch den Sohn nicht
 Bracht' ich mir heim. Er stritt und er fiel für hellenische Freiheit.
 Lange noch währte der Krieg. Zehn Jahre vergingen. Die Knaben
 Wuchsen zu Jünglingen auf. Wir hatten die Heere der Perser,
 Die uns verwüstet das Land und die Städte, zerschlagen, verjagt aus
 Hellas, mit siegender Kraft, und die Flotte des Königs vernichtet.
 Aber sie rüsteten fort, die Barbaren des Ostens, und drohten
 Rache. Da schickten wir selbst nach Asiens Küsten die Schiffe,
 Heimzusehen den Feind im eigenen Lande. Die beiden
 Söhne, den Waffen vertraut, aufjauchzend, zum Kampfe begeistert,
 Riefen mir Abschied zu vom schnell sich wendenden Schiffsbug.
 Am Eurymedon war's, wo der Strom pamphyliischen Ufern
 Hurtig entflieht ins Meer, dort traf man die persischen Segel,
 Hob sich der Kampf und entschied sich für uns die gewaltige Seeschlacht.
 Niedegebohrt und zerschellt war die Flotte des Königs. Die Unjern
 Kehreten als Sieger zurück. Doch Diagoras nicht und nicht Prokles
 Namen mir heim. Es empfing die Betroffenen rauschend die Welle.

Gorgias.

Die dir so Großes verliehn, allwaltende Götter, verlangten
 Größeres Opfer von dir, als der Sterbliche trägt, der das Glück sich
 Dauernd erhofft. So viel hingeben, ist Alles verlieren!

Archippos.

Ihnen nur waren geweiht, nur ihnen, die Hellas beschirmen,
 Ihnen und Hellas, die drei hochherzigen Söhne! Gewannen
 Ehren und Kränze sie einst, so war es in froher Vereitung
 Für den erhabenen Ernst und den größeren Kampf um die Freiheit.
 Sterben im heiligen Kampf ist Ruhm. Ihr Ruhm ist der meine.
 Aber das Standbild, welches Olympia ihnen errichtet,
 Zeigt sie mir ewig verklärt in erfreuender Blüthe der Jugend,
 Nimmer verwelkend, so lange der Stein und das Wort für die Zeiten
 Namen und Formen bewahrt. So leben sie mir, und so bring' ich
 Stets am olympischen Fest frisch blühende Kränze den Söhnen.

Gorgias.

Besser versteh' ich dich nun, daß Olympia's Tempelbezirk dir
 Ward durch Ruhm und Geschick zur geweihtesten Stätte der Erde!
 Aber vereinsamt denk' ich daheim dich, und stilles Betrüben
 Fühl' ich, das Haus, so belebt einst, nun so verödet zu wissen!

Archippos.

Nicht so vereinsamt bin ich, noch steht mein Haus so verödet.
 Leben noch tummelt sich drin, reich sprossendes, durch die Gemächer.
 Denn ein Geschenk ließ mir zum Ersatz, ein köstliches, sterbend
 Aristophon. Sein Weib, das jung ihm vermählte, so jung auch
 Wittwe, gebir mir im Haus, erst nach des geliebtesten Gatten
 Tod in der Schlacht, aufs Neue den Sohn in den Zügen des Enkels,
 Meinen Charinos. Er wuchs uns heran, er erfüllt uns die Räume
 Täglich mit Leben und Licht. Kraft gaben die Götter und Schönheit

Ihm auch, und Hohes begehrt sich die Seele des Knaben. Du wirst ihn Morgen im Kampfspiel sehen der Jüngsten. Denn tüchtig befunden Ward er vom prüfenden Kreis, der die Besten nur wählt für ein Schauspiel, Dem ganz Hellas sich eint, um das Würd'ge zu schaun und das Schönste. Stolz noch siehst du mich heut' und den Ewigen dennoch in Demuth! Ihm auch wünsch' ich den Kranz und die holdesten Gaben der Götter! Aber auch was sie verhängen, den Wünschen entgegen, es sei mir Heilig! Du hörtest zu lang schon den Alten geschwätzig von seinem Antheil reden am Fest, mein Gastsfreund! Mag es genug sein!

Gorgias.

Kann ich zum festlichen Tag mich besser bereiten? Erhebst du Mir nicht das Herz, daß ich groß auch fasse, was Alle begeistert? Gabst du so viel mir, laß mich den Enkel auch, deinen Charinos, Sehn, daß ich morgen im Zuge der Knaben ihn wiedererkenne!

Archippos.

Im Gymnasion weißt er, wo all' die Gewählten sich sammeln, Jünglinge, Knaben, die Zeit in den Höfen und Hallen verbringend. Doch es ist spät, und zu lange schon ließ ich ihn dort. Des Gedränges Ist in den Hallen auch viel von den Tausenden, welche des Schauens Freude schon heut' anlockt. Zwar mangelt es nicht an der Aufsicht Ueber die Jüngsten; voraus auch hieß ich Simmias gehen — Dennoch bitt' ich dich, komm! Doch horch! Die Stimmen erkenn' ich! Simmias bringt ihn mir schon. Nun magst du, Gorgias, selber Prüfen, ob arm mein Haus! Hier stehn im Gebilde des Marmors Drei von den Meinen, die heut' ich bekränzt; und die Augen des Knaben Hasten mit strahlendem Blick an den Kränzen; er hofft sich des Preises Werth, um würdig zu stehn mit den Seinen im Haine des Gottes!





Die Sculpturen von Pergamon.

Von

Gustav Hirschfeld.

Μνημα καὶ εὐνομενοῖσιν ἀοιδμοῖν.

Die pergamenischen Alterthümer, welche seit Jahresfrist etwa in das Berliner Museum gekommen sind und dort die staunende Bewunderung aller Betrachter erregen, sind, wie natürlich, sogleich der Gegenstand lebhaftester Theilnahme und Besprechung geworden. Es könnte daher auf den ersten Blick spät erscheinen, eine Bekanntschaft mit denselben erst jetzt vermitteln zu wollen; aber wenn auch der Aufschub zunächst in äußeren Umständen zu suchen ist, so hofft man doch, daß durch denselben die Sache eher gewonnen als verloren hat. Auch sind erst jetzt die glücklichen Vollführer des Unternehmens, die Herren Conze, Humann und Genossen, mit einem vorläufigen Berichte hervorgetreten, dessen Motto ich mir übrigens aus vollem Herzen zu eigen mache. Erst jetzt, obgleich wir immer noch im Eingang der Kenntniß und des Genusses stehen, dringt allmählig mehr Klarheit in das große wunderbare Werk; und schließlich mag eine eingehendere Rücksicht auf das Thatsächliche, wie sie in Folgendem genommen ist, für das

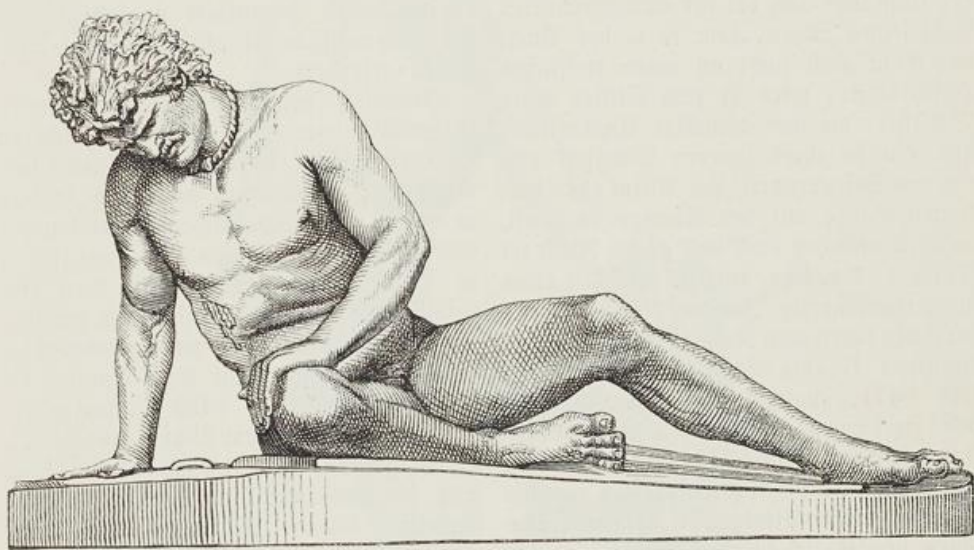
spätere Erscheinen entschädigen. Mit Absicht ist dabei die Behandlung ausschließlich auf pergamenische Sculpturen beschränkt worden, ohne Vergleiche mit anderen Werken anzustellen, die zunächst nur verirren und in eine falsche Bahn leiten könnten. Ich habe mich aber der Arbeit um so lieber unterzogen, als von den Verfassern des officiellen Berichtes eine Betheiligung auch Anderer am Verarbeiten des Stoffes ausdrücklich gehofft und gewünscht wird.

Infolge unserer ersten mit Ernst Curtius und Anderen unternommenen kleinasiatischen Reise im Herbst des Jahres 1871 schaffte der Ingenieur Carl Humann, mit dem wir in freundschaftliche Beziehung getreten waren, zwei Fragmente von Hochreliefs nach Berlin, welche er, seit längerer Zeit in Pergamon ansässig, auf der Burg der Stadt in einer nicht antiken Mauer bemerkt hatte. Es waren in kolossalem Maßstabe die Obertheile von zwei im Kampfe fallenden Männern, einem jüngeren und einem älteren, die durch ihr Pathos, ihren großartigen und lebensvollen Ausdruck die Aufmerksamkeit Aller auf sich

zogen, die überhaupt Verständniß für antike Kunst hatten. Und mit Recht: denn abgesehen von dem absoluten Werthe dieser Werke war man auch erst einige Jahre vorher wieder nachdrücklich auf die pergamenische Kunstschule hingewiesen worden, nachdem H. Brunn im sterbenden Feciter des Capitols, in der „Arria und Paetus“ genannten Gruppe der Villa Ludovisi und in sieben bis acht anderen Statuen in Venedig, im Vatican, in Neapel und in Frankreich Werke der pergamenischen Zeit und zwar Bestandtheile umfangreicher, von pergamenischen Königen

zeichnen dürfen. Mit dem allgemeinen Begriff, den wir mit dem Wort „Antike“ zu verbinden pflegen, war da so wenig auszukommen wie etwa beim Laokoon, dem zeitlich so lange räthselhaften, beim farnesischen Stier und so vielen anderen äußerlich pathetischen und doch noch lebendig und innerlich entwickelten Werken, für welche das Auge erst allmählig anfangen sich zu schärfen.

So empfing ich für meine größere kleinasiatische Reise im Jahre 1874 von der Generaldirection des Berliner Museums den Auftrag, mich auch in Pergamon um-



Sterbender Gallier. (Rom, Capitol.)

geweihter Kampfesgruppen nachgewiesen hatte.* In Pergamon, so fühlte man seitdem, ist neben anderen Eigenthümlichkeiten ein neues Moment in die Plastik gedrungen und entwickelt worden, das wir kurz als rhetorisches Pathos** be-

zusehen, und im Juli desselben Jahres habe ich den Auftrag erfüllt.

Drei Stunden östlich von der äolischen Küste,* oberhalb des gesegneten Thales des Kaikos, des nördlichsten der Parallelflüsse an der kleinasiatischen Westküste, steigt ein oblonger Keel, ein *ὄρος στροβιλοειδὲς εἰς ὀξείαν κορυφὴν ἀπολήγον*, wie Strabo sagt, fast 1000 Fuß hoch empor, nur nach Süden fällt er gelinder ab, im Osten und Westen wird er durch

* Vergleiche *Annali dell' istituto di corrispondenza archeolog.* 1870, S. 292 ff.; f. auch J. Overbeck, *Geschichte der griechischen Plastik* II, Fig. 95. Der sterbende Gallier und der andere, welcher, verfolgt, erst sein Weib getödtet hat und nun Hand an sich selber legt, sind hier abgebildet (i. S. 29 u. 31), einmal, um mehrere der Haupterzeugnisse der pergamenischen Kunstpoche im Zusammenhang vorzuführen, und dann, weil dieselben auf einen Schlag zeigen werden, welchen leidenschaftlichen und naturwahren Charakter die betreffenden Gruppen gehabt haben.

** Ich nenne dies Pathos rhetorisch, nicht in schlechtem Sinne; pathetisch, was zugleich eine größere oder geringere Leidenschaftlichkeit in sich begreift, ist

auch z. B. schon die so viel frühere Niobe. Ich habe hier die Bezeichnung hauptsächlich deshalb gewählt, weil sich das Pathos der pergamenischen Werke, zumal der neu gefundenen, ausdrücklich an die Außenwelt wendet und auf sie berechnet ist. Etwas Mißliches behält ja freilich jedes Schlagwort.

* Vergl. die Kartenskizze S. 33, nach der Karte Carl Humann's zu Dr. C. v. Scherzer's „ *Smyrna*“. Wien 1873.

zwei kleine Flüsse, den Selinus und Ketios, isolirt, im Norden stürzt er zunächst jäh und felsig ab und wird dann durch einen Sattel mit der Gebirgsmasse verbunden, welche man wohl als einen Ausläufer des alten Temnosgebirges betrachten kann. Das ist die lustige Burg von Pergamon, ein Asyl landsflüchtiger Griechen unter den Persern (Xenophon, Anab. VII, 8, 8), die Schatzwacht, das *ραζοφυλάκιον* des Pythimachos, der dort dem Pontier Philetairos die Bewachung von 9000 Talenten anvertraut hatte.* Von dem gealterten mißtrauischen König fällt Philetairos ab; durch kluge Benutzung der Umstände und bei der ausgezeichneten Lage seines Sitzes, dem es in der Bucht von Eläa auch nicht an einem trefflichen Hafen fehlte, wird er zum Stifter einer Dynastie, die ihre allmähliche Ausbreitung und Blüthe ihrer inneren Einigkeit und eigenen Besonnenheit, vor Allem aber dem treuen Bunde mit den Römern verdankt, welchen alsdann auch das ganze Reich im Jahre 133 v. Chr. zufällt. In den etwa hundertundfünfzig Jahren des Bestehens herrschen zuerst zwei Neffen des Philetairos, Eumenes I. (bis 241) und Attalos I. (bis 197), zugleich der erste „König“; dann zwei Söhne des Letzteren, Eumenes II. (bis 158) und Attalos II. (bis 137), dem zuletzt für vier bis fünf Jahre des zweiten Eumenes Sohn, Attalos III., folgte. Unter ihnen breitet sich die Stadt allmählich südlich unterhalb der Burg über beide Ufer des Selinus aus und reicht wohl im Südosten bis an das alte Heiligthum des Asklepios. („Dorische Ruine“; vergl. den beifolgenden Plan S. 39 nach der Aufnahme Carl Humann's in den „Abhandlungen der Berliner Akademie“ 1872.) Die Stadt wird ummauert, der Selinus auf längere Strecke überbrückt und an und über ihm, freilich wohl erst in früh-römischer Zeit, ein Bezirk mit einem großen Bau hergestellt, die sogenannte Basilica, welche später in eine christliche Kirche umgewandelt ward.**

Nach uralter Landesweise lassen die pergamenischen Fürsten, die auch ihren angeblichen mythischen Zusammenhang mit Pergamons Vorzeit besonders gern betonten, unter mächtigen Erdhügeln, tumuli, sich begraben, von denen mehrere im Süden der Stadt — zum Theil jetzt mit mythischer Benennung — erhalten sind. Mit Tempeln und anderen Bauten schmückt vor Allem Eumenes II. seine Stadt, und nicht bloß Bücherschätze werden im Wett-eifer mit Alexandrien zusammengebracht, Gelehrte aller Art nach Pergamon und an den Hof der Könige gezogen, sondern auch Werke alter und athenischer Künstler in der neuen Hauptstadt aufgestellt und die zeitgenössische Kunst durch hohe Aufgaben gefördert.

Griechisch gebildete Dynastien haben während dieser Zeit auch in anderen Ländern geblüht, besonders in Syrien und Aegypten; aber wenn auch das letztere in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolgen Pergamon übertraf, so ist es doch in seiner Kunst ganz den einheimischen ägyptischen Traditionen gefolgt; und so hat überhaupt eine gleichmäßige Pflege von Wissenschaft und Kunst, wie sie in Griechenland selbst stattgefunden, nirgends mehr in dem Maße geblüht wie in Pergamon. In diesem Sinne kann man die pergamenische Periode so recht eigentlich als die Fortsetzung der hellenischen Cultur bezeichnen und — neben Griechenland selbst — bei der fortwährenden Verührung mit Rom als eines der hauptsächlichsten Bindeglieder und Vermittler zwischen der hellenischen und römischen Bildung; das ist es, was den Hervorbringungen der pergamenischen Zeit ihren hohen relativen Werth neben ihrem absoluten giebt. Von dieser Zeit sagt der unselbständige Plinius: „cessavit deinde ars“; wir mögen daraus nur schließen, daß die Tradition die Kunst von Pergamon ebenso stiefmütterlich behandelte wie seine Geschichte. Daß wir darüber jetzt

* Die begleitende Ansicht S. 37 ist vom Thale des Amphitheatres aus aufgenommen; vgl. auch den Plan S. 39.

** Diesem Umstande verdankt sie, wie so viele andere Bauten des Alterthums, ihr Bestehen; als die weitaus am besten erhaltene Ruine Pergamons ist sie hier S. 41 abgebildet nach einer von Süden

her genommenen Photographie; links erscheinen die Tonnengewölbe der Selinusüberbrückung, rechts ein westliches Stück der Burg. Die Hütten neben den gewaltigen Backsteinresten zeigen auf einen Schlag die typische Thatsache, wie hier überall das Moderne fast nur ein Parasitenbäumchen ist und winzig und unvermittelt neben den großen Ueberbleibseln des classischen Alterthums liegt.

richtiger urtheilen, daß wir die stetige Entwicklung der griechischen Kunst vom Anfang an bis zu ihren römischen Ausläufern jetzt endlich in ihrem wahren Zusammenhange vor uns sehen, gehört

der dritte kleinasiatisch-hellenistische fügen. Wenn auch nach dieser, wie eigentlich zu erwarten, kein Verfall eintrat, sondern noch eine lange und vielfach erfreuliche, wenn auch nicht ori-



Gallier und sein Weib. (Rom, Villa Ludovisi.)

nicht zu den kleinen Verdiensten der pergamenischen Schule.

Zu den zwei bisher angeführten Perioden der Blüthe hellenischer Plastik, welche sich an den Namen des Phidias, dann an diejenigen des Praxiteles und Skopas knüpfen, mag man nun eine

ginaler Kunstübung, so kommt das zumeist daher, daß nun die römische Cultur eine ungeheure Nachfrage mit sich brachte, eine Nachfrage, die zum Theil in der Richtung gerade dieser dritten Periode sich bewegte, gegen die denn aber auch die Reaction nicht gefehlt hat, welche der

Leidenschaftlichkeit der Auffassung wieder die alte Ruhe, ja Gebundenheit der Werke entgegengesetzte.

Nur selten finden wir antike Werke so wieder, wie sie ursprünglich hingestellt waren; ein fortwährender Umbau auch in alter Zeit — ein Gesichtspunkt, der besonders in Olympia jetzt scharf zu Tage tritt —, dann eine weitgehende Benutzung des antiken Materials nach dem Falle der alten Welt hat den ursprünglichen Zusammenhang gestört, auch da, wo Menschenhände und die größere Zerstörung in Natur noch ansehnliche Reste des ehemaligen Bestandes übrig gelassen. Auf der Burg von Pergamon folgt ansteigend Quermauer auf Quermauer, Verschanzungen für übriggebliebene Bewohner, errichtet in Zeiten der Gefahr aus bereitliegendem Material. Wo etwa inmitten des 1000 m langen, bebauten Burgraumes unmittelbar unter der höchsten Burgkrone (*ὄψεια κορυφή*) die Höhe von 272 m erreicht ist, da zieht sich in mehrfach gebrochener Linie eine 4 bis 6 m starke, durch harten Mörtel gebundene Mauer entlang. (Plan b.) Aus dieser stammten die zwei ersten Reliefs, aus ihr eine Platte mit einem See- pferde, die zwischen 1871 und 1874 durch Humann bloßgelegt worden, an ihr endlich habe ich selber vierzehn bulgarische Arbeiter im Juli des Jahres 1874 demoliren lassen und aus dem festen Mauerverbände außer einem großen Reliefstück noch einige Fragmente gelöst, die offenbar zu dem gleichen Werke wie die ersten gehörten und durch Humann ebenfalls ins Berliner Museum gelangten.

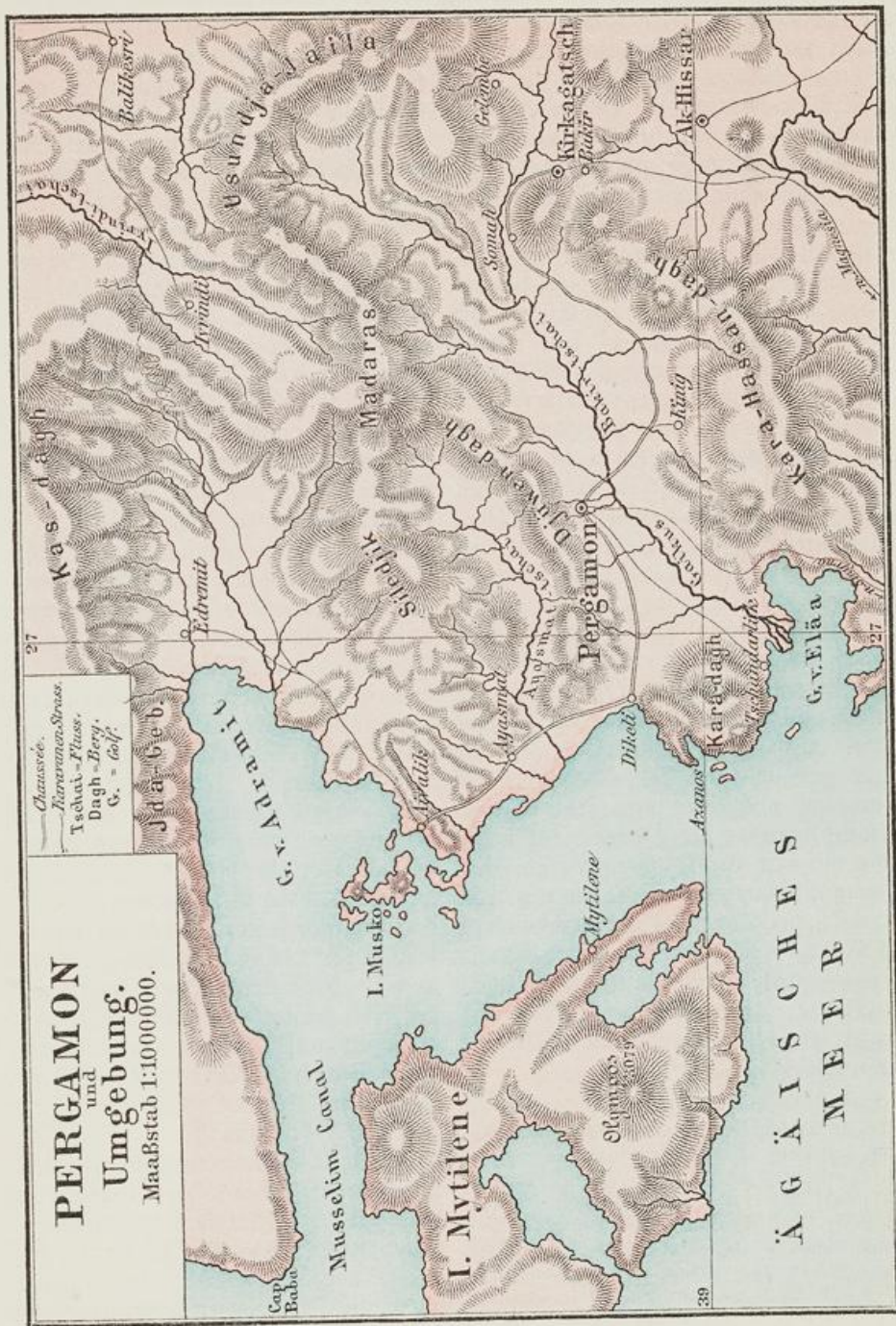
An der Wichtigkeit der pergamenischen Funde hatten Einsichtige schon früher nicht zweifeln können; jetzt schien mir auch die Reichhaltigkeit der Mauer und damit der Erfolg eines auf sie gerichteten Unternehmens sichergestellt, und deshalb ist von da an Jahre lang unablässig versucht worden, die Erlaubniß zur Ausbeutung der pergamenischen Burg von der türkischen Regierung zu erhalten. Ich selber blieb einzig deswegen sechs weitere Monate in Kleinasien und habe auch später in und über Olympia Pergamon nie vergessen, sondern alle meine Mittel erschöpft, um das so hoff-

nungsvolle Unternehmen ins Werk zu setzen.* Aus welchen mannigfachen äußeren

* Ich würde das hier gar nicht erwähnen, wenn nicht auch im officiellen Bericht in Bezug auf diese Periode einige Irrthümer untergelaufen wären, welche nach meiner über drei Jahre (Sommer 1874 bis Sommer 1877) ausgebehten bezüglichen Correspondenz berichtigt werden können, und wenn man so ohne Weiteres den Schein auf sich sitzen lassen dürfte, die Sachlage in Pergamon und den Werth der Sculpturen verkannt zu haben. Nicht um die Beendigung der Verhandlungen wegen Olympia abzuwarten, die bereits am 25. April 1874 stattfand, bin ich vom August 1874 bis Januar 1875 in Kleinasien geblieben, sondern Pergamon's wegen. Damals wurde mit Hülfe Dr. Schröder's in Konstantinopel jener Anlauf gemacht, von welchem im officiellen Bericht allein die Rede ist. Damals suchte ich Dr. Dethier, welcher gerade Director des Antiken-Museums in Konstantinopel und im Ministerium angestellt war, für den Plan zu gewinnen und durch einen Freund auf den Minister Edhem-Pascha zu wirken. Damals begab ich mich zum Wali (Statthalter) von Smyrna, ihn zu bitten, doch den weiteren Zerstörungen auf der Burg von Pergamon Einhalt zu thun; aber da kam ich schon an: der Wali fand es höchst vergnüglich, daß in Kleinasien so viele marmorne Antiken seien, um sogar Kalk daraus brennen zu können. Humann kennt diese zum Theil sehr merkwürdigen Wendungen nicht, weil er sich gerade damals in Deutschland befand. — Aber es blieb nicht bei jenem Anlauf; im Gegentheil, es wurde weiter gearbeitet: schon im November 1875 schrieb mir Herr von Derenthall, damals Botschaftsrath in Konstantinopel, dem ich die pergamenische Angelegenheit im Februar in Athen besonders ans Herz gelegt hatte, nach Olympia: „Der Ferman für Pergamum ist uns noch im Laufe dieser Woche in Aussicht gestellt.“ Unter dem 13. December 1875 heißt es: „Der Ferman für Pergamum ist heraus und bereits am 9. d. M. nach Berlin abgegangen“; und am 7. Februar 1876: „Der Ferman ist auf Ihren Namen ausgestellt.“ Auch von Berlin aus schrieb man mir Ende December 1875 nach Olympia: „In Pergamon wartet Ihrer dann die Sommerernte“; aber am 1. März 1876 hieß es von Berlin aus: „Mit dem Ferman für Pergamon ist so nichts zu machen (er gab zu wenig Rechte). K. will jetzt einen Plan hinschicken mit Bezeichnung der Mauer, wo die Steine sind. Er hofft so etwas zu erreichen.“ Und man hielt sogar für nöthig — in Beziehung auf mein fortwährendes Drängen wegen Pergamon von Olympia aus —, hinzuzufügen: „Schreiben Sie nicht zu viel von Pergamon, sonst glauben die Anderen, welche Ihre Briefe lesen, Sie wären nicht mehr mit ganzer Seele bei den Schätzen von Olympia.“ Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken; aber die günstige Gelegenheit war für den Augenblick vorüber, und darauf bezieht sich, was mir Herr v. Derenthall, der mittlerweile an die Botschaft nach Rom versetzt war, im Juli 1877 schrieb: „Daß ich, wenn ich Ihnen für Pergamum hätte nützlich sein können, alle Hindernisse überwunden und Zeit gefunden haben würde, ist selbstverständlich. Indessen sind uns durch die Zeitverhältnisse die Hände gebunden“ u. s. f. Aber trotzdem hoffte

Gründen damals alle Bemühungen scheiterten, gehört wohl nicht hierher; genug, unabhängig von meinen Bestrebungen,

das Berliner Museum berufenen Professor M. Conze, im Verein mit dem jetzigen Generaldirector Geheimrath Schöne, im



wenn auch angeregt durch meinen Freund Humann, gelang es endlich dem an

und wünschte ich immer noch die pergamenischen Schätze zu heben; da es durch Verknüpfung von Umständen einmal nicht hat sein können, so konnte

Jahre 1878 die gewünschte Erlaubniß zu erlangen.

ich es freilich Niemandem lieber gönnen als dem ebenfalls unablässig um Pergamon besorgten Humann, dem damit nur ein verdienter Lohn zu Theil ge-

Mittlerweise war in der übrigens elenden Compilation eines Scribenten des zweiten christlichen Jahrhunderts, im *liber memorialis* des Ampelius, eine Beziehung zu den bisher gemachten Funden glücklich entdeckt worden; dieser nennt unter den Weltwundern einen großen, vierzig Fuß hohen Marmoraltar zu Pergamon *cum maximis sculpturis, continet autem gigantomachiam*. Also unterliegende Giganten stellten die Reliefs dar, die offenbar zu diesem Altar gehört hatten, und so konnte man Humann gleich bestimmt anweisen, was er zu suchen habe.

Am 9. September 1878 begann die Arbeit; vier Tage darauf war etwas nördlich oberhalb der betreffenden Mauer neben dem westlichen Burgrande der Altar gefunden (Plan c), und wenig über ein Jahr später lagen zwei große Räume des Berliner Museums angefüllt mit einer fast unübersehbaren Reihe von Reliefs und Fragmenten der Gigantomachie, mit kleineren Platten, welche den Telephosmythos behandeln, während in den Magazinen Köpfe und Torse von Menschen und Thieren verschiedenen, auch attischen Stiles, Basen, Architekturstücke und Inschriften sich häuften. Diese Fülle übertraf die kühnsten Erwartungen; der Schnelligkeit des Erfolges gab aber die Schnelligkeit in der Anordnung und einer wenigstens vorläufigen Bearbeitung der Schätze nichts nach; und wenn auch in der überaus mühsamen Zusammenreihung des Vorhandenen trotz unermüdlicher Ausdauer noch nicht einmal das Mögliche ganz erreicht werden konnte, so sind wir doch glücklicher Weise schon im Stande, uns von dem Aufbau des Ganzen ein der Wahrheit nahes Bild zu entwerfen.*

worden ist und auf den ja auch schließlich meine Anregung zurückging. Wie freundschaftlich auch er seinerseits bei dem pergamenischen Unternehmen immer an mich gedacht hatte, geht noch aus einem Schreiben vom März 1877 hervor, wo es in Bezug auf einen unserer Aufseher, einen sehr braven und tüchtigen, des Orients kundigen Mann, der in Olympia gestorben war, heißt: „Sollten Sie mal in Pergamos graben, so wird er Ihnen sehr abgehen.“ — So viel zur Lebensgeschichte des pergamenischen Unternehmens, die übrigens noch außerdem manches für den Orient interessante und charakteristische Detail enthält.

* Ich entlehne die Zahlen und Angaben über den architektonischen Aufbau, aber nur diese, dem im Anfang erwähnten Berichte.

Umhegt von einem Peribolos, der 67 m im Geviert hatte, stieg ein viereckiger, im Kern erhaltener Unterbau etwa 5,50 m hoch empor, der von West nach Ost 34,60, von Nord nach Süd 37,70 m an seiner Grundfläche mißt. Dieser Unterbau zerfiel in zwei Theile: der untere, ein glatter, mit Ablauf und Gesims versehener Sockel, erhob sich auf drei marmornen Stufen, über ihm dann — 2,60 m über dem Boden — zog als oberer Theil das 2,30 m hohe Reliefband mit der Gigantomachie sich hin, nach oben und unten hin ebenfalls mit Ablauf und Gesims abgeschlossen, die fein gegliedert, aber, wie auch die anderen, ohne Sculpturarbeit sind. Auf diesem Unterbau erst erhoben sich zierliche Säulenhallen ionischer Ordnung, zwischen sich ließen sie einen unbedeckten Raum von mehr als 20 m im Geviert frei, und hier stand der Altar, anscheinend unter freiem Himmel, *sub divo*, geweiht, wie sich aus anathematischen Inschriften wohl mit Sicherheit ergeben hat, der Stadtgöttin, der Athena, welche zugleich Polias und Nikephoros benannt ward. Von diesem Altarbau aus, der, ein decorativer Prachtbau, bezeichnend genug nicht auf altheiliger Stelle, sondern über einem älteren Profanbau sich erhob, überschaute man im Süden die blühende Stadt am Selinus bis zur geehrten Heilstätte des Asklepios (Plan „Dorische Ruine“) und die Festanlagen, Theater und Stadium; im Norden darüber stieg später auf höchster Höhe, wo früher der Palast der Könige, vielleicht auch ein Heiligthum gelegen haben mochte, der reich gebildete korinthische Tempel des Augustus auf. (Plan a; durch ein Versehen ist auch die Terrasse im Süden der Burg, der Platz des Gymnasiums, mit a statt mit d bezeichnet.)

Umfüllte Räume auf hohem Unterbau sind ganz im Stile anderer kleinasiatischer Anlagen, des Nereidenmonumentes von Xanthos und mehrerer Grabdenkmäler in Lycien und Carien. Doch ein Altar mußte zugänglich sein: eine eingeschnittene Treppe führte, wie die Architekten des Unternehmens voraussetzen, wohl im Süden, bestimmt nicht im Osten, empor; das Reliefband, das aus einzelnen, eng an einander gefügten Marmortafeln von verschiedener Breite (bis 1,10 m) besteht,

folgte auch der Treppe, den Stufen sich anschließend und dabei immer mehr sich verkleinernd. Von den zwei so entstandenen Treppenwangen ist die eine ziemlich vollständig erhalten, dadurch ist zugleich die Steigung des Aufganges gegeben und die ganze Höhe des Unterbaues einfach zu berechnen. Wir haben hier also einen jener seltenen Fälle vor uns, in denen wir außer dem ursprünglichen Orte auch noch den außerordentlich wichtigen Factor der Art und Höhe der Aufstellung kennen; dann aber ist ja auch der Inhalt des Kunstwerkes unzweifelhaft, und endlich kommt zu diesen günstigen Umständen als der bedeutendste noch hinzu, daß wir auch die Zeit der Schöpfung wenigstens annähernd anzugeben vermögen. Nur den oder die Künstler hat ein tragischer Zufall ihres verdienten Nachruhmes beraubt. In Bezug auf die oben (S. 29) erwähnten Weihgeschenke sagt Plinius (Histor. nat. 34, 81): „Plures artifices fecere Attali et Eumenis adversus Gallos proelia, Isigonus, Pyromachus, Stratoniceus, Antigonus“ — „Mehrere Künstler bildeten des Attalos und Eumenes Schlachten gegen die Gallier (das sind die Galater im Inneren Kleasiens), Isigonus“ u. s. w. Aber diese Künstler bildeten noch mehr als die Galaterkämpfe, denn offenbar Nachbildungen ihrer Bronzegruppen sind es, von welchen Pausanias (I, 25, 2) schreibt: „Auf der Akropolis von Athen an der Südmauer steht der Gigantenkampf . . ., dann die Schlacht der Athener gegen die Amazonen, ferner die Schlacht von Marathon gegen die Meder und die Niederlage der Galater in Mysien; diese sind Geschenke des Attalos. Jede Figur ist zwei (griechische) Ellen hoch“, das sind etwa 93 cm. Die Originale aller dieser Gruppen, nicht bloß der Galater, werden sich aber auch zu Pergamon befunden haben, und Copien dieser werden im sterbenden Gallier sowie in der Gruppe der Villa Ludovisi zu erkennen sein. Die von den Pergamenern nach Athen gestifteten Nachbildungen mögen in Marmor gewesen sein, und von ihnen sind wohl zum Theil jene im Anfang (S. 29) erwähnten, weit verstreuten Statuen von etwa drei Fuß Höhe übrig geblieben (kämpfende und fallende Perjer und Galater, eine getödtete Amazone und ein gefallener Gigant), welche

von Brunn nach Größe, Stil und Arbeit als zusammengehörig erkannt worden sind. Ein kämpfender und ein gefallener Perjer mögen hier eine Anschauung von diesen Statuen geben. (S. 43 u. 45.) Diese bieten neben gewissen Härten, welche ihren Grund vielleicht wirklich in der Uebertragung aus Bronze haben, eine lebensvolle, naturwahre und doch noch ideale Auffassung der Körperformen und Bewegungen, wenn wir auch Brunn nun nicht mehr darin Recht geben können, daß die pergamenische Kunst zu Attalos' Zeit vollständig entwickelt war. Die pergamenischen Fürsten fundamentirten also nach alter griechischer Weise ihre eigenen Thaten im Mythos und in der Vorgeschichte; es ist echt hellenisch und mehr als einmal beliebt worden, den Sieg über Barbaren symbolisch durch Giganten- und Amazonenkämpfe auszudrücken.

Die Feindschaft zwischen einem Theile der Galater und den Pergamenern war freilich beinahe erblich, aber namhafte Siege haben über sie nur Attalos I. um 229 und Eumenes II. zwischen 168 und 166 erröckht. Diesen zwei Perioden also verdankten die bei Plinius genannten Bronzegruppen ihre Entstehung, und in der That sind jetzt auf der Burg von Pergamon Stücke von Inschriften gefunden worden, welche zu jenen Erzwerken gehörten und demnach auch einen zwiefachen Schriftcharakter, einen älteren und einen jüngeren, zeigen. Andererseits sind aber auch zum Altar gehörige Beischriften erhalten: am Gesims über dem Relief Namen der Götter, am Ablauf darunter die der Giganten und — beklagenswerth genug — nur ein Fragment des Künstlernamens A. . . . Die hier gebrauchten Schriftzüge aber stimmen mit jenen jüngeren sowie mit einer anderen Inschrift überein, welche ebenfalls Eumenes II. angeht. In die Regierungszeit dieses ausgezeichneten Fürsten, also zwischen 197 und 159 v. Chr., fällt die Erbauung des Altars, und so hätten wir denn in den übrig gebliebenen Schöpfungen der pergamenischen Kunst die Mittelglieder zwischen dem Moment, da im eigentlichen Griechenland die großen Aufgaben der Kunst und damit ihre lebendige Entwicklung aufhörten, und dem, in welchem die griechische Kunst nach Rom hinüberzog. Nebenbei bemerkt,

veranschaulichen schon die Fundstätten von Künstlerinschriften deutlich genug die Wanderung der Kunstübung nach Kleinasien im dritten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert.

Doch die Zeit des Altarbaues scheint mir noch genauer bestimmbar: es liegt ja nach dem oben Erwähnten nahe, auch hier die entscheidende Besiegung der Galater als Veranlassung zu denken; aber erstens hat Eumenes ja diese in bedrängter Zeit und vielleicht eben deshalb, der Tradition des ersten Attalos folgend, in Bronzen andeutend verewigt, wie Plinius erwähnt, und dann scheint mir die ruhigste Periode von Eumenes' Regierung, zwischen 180 und 170, überhaupt ein viel wahrscheinlicherer Zeitpunkt für einen so großen und kostbaren Bau. Damals hatte Eumenes nach den Kriegen gegen Antiochos, gegen die Galater und gegen Prusias I. Frieden im Lande, sein Reich war größer und mächtiger als je zuvor; seine Freundschaft mit Rom, die ihn gegen alle Eventualitäten des Schicksals sicher zu stellen schien, war gerade damals, und nur damals, in voller Blüthe; eine solche Zeit ist nicht wiedergekehrt, und dem Fürsten, dessen Bau- und Verschönerungslust hinlänglich bekannt ist, konnte es wohl nahe liegen, die überstandenen, oft sehr drohenden Fährnisse durch den Sieg der Götter über die Giganten zu verkörpern. Lag doch darin neben der Huldigung an die Athena zugleich ein Dank gegen die Götter alle. Denn wahrlich, kaum einer der Unsterblichen scheint bei dieser Darstellung des Göttersieges gefehlt zu haben. Wie in einer späteren dichterischen Gigantomachie die Götter der Erde, des Meeres und der Unterwelt verbündet sich in den furchtbaren Kampf stürzen, den letzten, der ihre Herrschaft entschied, so ist auch hier, neben den großen bekannten olympischen Göttern und dem Halbgott Herakles, von dem das Orakel den endlichen Sieg abhängig machte, eine Fülle anderer größerer und geringerer Gottheiten, wie Poseidon und Okeanos, Eos und Selene, Triton und Enyo, Dione und Leto, Themis und Asterie, durch die gebliebenen Reste oder durch Inschriften als betheiligt gesichert. Es galt ja auch einen sieben Fuß hohen Fries, wenn man so sagen darf, von mehr

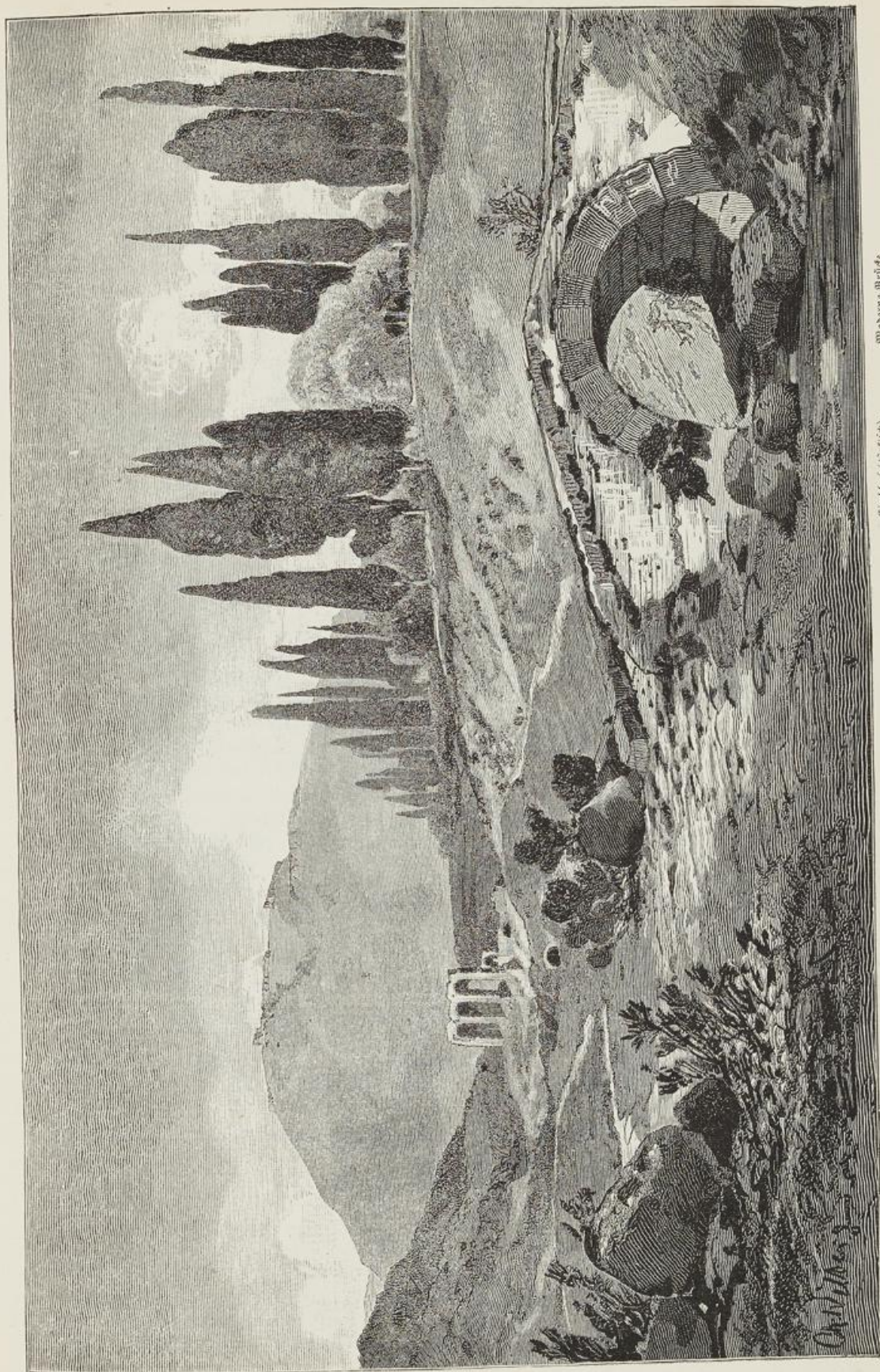
als 100 m Länge mit den Kämpfen zu schmücken, wenn man die abgekehrte, dem Mauerrande nahe Westseite der Ara hinzurechnet (s. S. 46), sogar über 130, und freilich ist selbst von so viel mehr als die Hälfte in über neunzig großen Platten und Tausenden von Splintern und Fragmenten erhalten. Auf dem abfallenden Terrain im Süden des Altars bis zur späten Mauer lagen die Stücke zerstreut unter einer allmähig gewordenen Erdlage, mehr als dreißig große Stücke enthielt die Mauer, glücklicherweise mit den Bildflächen nach innen gekehrt; vor der Ostseite des Altars wurden besonders vier je zusammengehörige Gruppen bis hinauf zur Nordostecke gefunden; viele kleine Fragmente lagen im Norden, so gut wie nichts an der Westseite, wo das Terrain überhaupt am meisten einen abgenutzten Charakter trug.

Das Relief der Bildwerke ist ein sehr hohes, bei welchem Köpfe und Extremitäten der Gestalten nicht selten ganz frei hervortreten; diese sind daher gewiß hier und da schon verhältnißmäßig früh und absichtlich abgebrochen und nur theilweise wiedergefunden worden. Im Allgemeinen ist die Oberfläche der frei unter Erde gelagert gewesenen Stücke stark corrodirt, bisweilen auch so, als wäre man lange darüber hinweggegangen; die Oberfläche der verbauten ist sehr viel besser, nicht selten untadelhaft erhalten und braucht nur vom harten Mörtel gereinigt zu werden, um wieder im alten Glanze hervorzutreten.

Innerhalb des Hautreliefs findet die größte, oft bis zum Malerischen getriebene Mannigfaltigkeit statt im Hervortreten, Zurücktreteten, im Verkürzen und theilweisen Verschwinden der Gestalten und ihrer Gliedmaßen.

Erst allmählig wird das Gesamtbild der Darstellung klarer; auch das ist als eine Günst des Zufalls zu preisen — wenn es nicht mehr und etwas Anderes ist (s. S. 45) —, daß von den Resten doch so viele zunächst zu kleineren Gruppen zusammengefügt werden können.

Ich will versuchen, den ersten allgemeinen Eindruck der gewaltigen Decoration in Worte zu fassen, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß es auch dann noch zur richtigen Vorstellung einer Phantasie be-



Amphitheat.

Ara.

Atrios von Pergamon.

Archhof (türkisch).

Moderne Brücke.

darf, welche dem hier schaffenden Genius adäquat ist. Wenn es mir nur gelingen möchte, einen Begriff von dem Leben zu geben, das diese Schöpfung durchrauscht wie ein ungeheurer Accord; jede Beschreibung, welche dem Werke zu folgen sucht, nimmt daher wie von selbst einen mehr dithyrambischen Charakter an.

Wie die orientalischen Märchen uns deshalb ganz gefangen nehmen, weil über sie hinaus auch die geschäftigste und reichste Phantasie Befriedigenderes, Vollkommeneres nicht schaffen könnte, so ist hier der Kampf der Götter und der erdgeborenen Giganten auf so vollkommene Weise gegeben, daß unserer Vorstellung noch Größeres und Kunstreicheres sich auszumalen unmöglich ist. Hätte je zwischen Wesen dieser Art ein Kampf stattgefunden, dann müßte er, denken wir uns, so ausgefallen haben, wenn er schön und groß zugleich und würdig des Siegers wie des Besiegten gekämpft worden wäre.*

Die ganze Kraft der Künstler ist auf die Darstellung des Kampfes gerichtet; keine Nebendinge sollen beirren, und so ist nur hier und da eine Andeutung des Schlachtfeldes, des Bodens gegeben, obgleich die Sage Vieles und Staunenswerthes auch von ihm zu fassen wußte. Aber wie gewaltig wogt der Kampf! Schon die großen Dimensionen der Gestalten steigern diesen über alle früheren Kampfdarstellungen auf Friesen hinaus. Mag man nun auf die Höhe der göttlichen Wesen, ihre Kampfart und Siegesgewißheit, mag man auf die bunte Mannigfaltigkeit ihrer Gegner blicken, die bald jugendlich, bald gereiften Alters, hier geflügelt, dort ohne Schwingen, zu einem Theile menschlich gebildet sind, zum andern in Schlangenleiber ausgehen, welche in Schlangenköpfe endigen — immer erscheint die großartige Einbildung und künstlerische Einsicht völlig gedeckt durch ein ebenso großes Können. Wunderbar genug, an diesem ganzen ausgedehnten Werke, an welchem doch zahlreiche Hände theilhaftig gewesen sein müssen und offenbar auch theilhaftig waren, giebt es nur

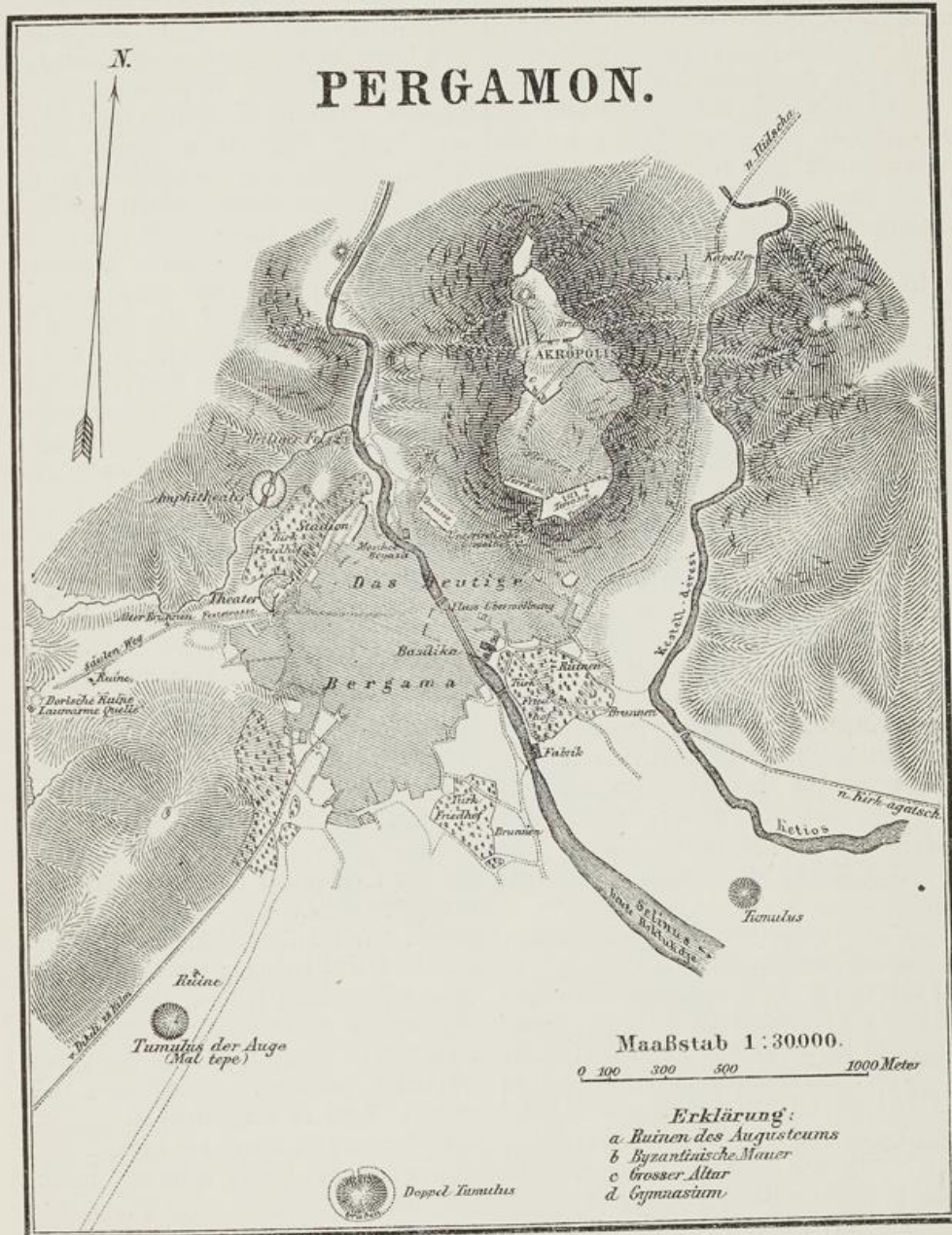
wenige einzelne Stellen, an welchen die Ausführung nachläßt, so verschiedenartig sie im Uebrigen ist. Sehen wir auf die nackten Leiber, die idealeren der Götter, die mehr irdischen muskulösen und naturalistischen (vergl. die Hautfalten und die Behaarung) der Giganten, die weichen vollen Formen der göttlichen Weiber; sehen wir auf die hoheitsvollen mächtigen Bewegungen der kämpfenden Götter, auf die behutsameren oder rascheren der Frauen, auf die drohenden, schleudernden, zum Tode getroffenen und hingefunkenen Giganten — überall die gleiche, oft hinreißende Meisterschaft in der Form, die gleiche Beherrschung auch der kühnsten leidenschaftlichen und augenblicklichen Bewegungen, ebenso viele Beweise, daß die Künstler Triumph und Sieg, aber auch Kampf und Sterben mit eigenen Augen geschaut hatten. Fragt man sich, wie es nur komme, daß Körper und Gewand so voll von warmem Leben und Natur sind, so ist nicht der kleinste Grund technischer Art, daß nämlich überall die Spur der letzten Feile stehen geblieben; das ist es, was den Marmorgestalten ihre wunderbare unmittelbare Frische verleiht. Und wir erkennen wieder einmal, wie außer anderen Gründen die glatte, todte Politur es ist, welche die Sculpturwerke unserer Zeit oft so leblos und puppenartig erscheinen läßt, wobei freilich zu bemerken, daß ja die Behandlung von Galeriewerken von solchen verschieden sein muß, welche zur Aufstellung im Freien bestimmt sind.

Wie fein sind hier die Gegner gegen einander abgewogen: wohl ruht der Nachdruck durchgehend auf dem Siege der Götter; da erscheint kaum einer der Unholde auch nur vorübergehend im Vortheil, wie das bei früheren Kämpfen geschah, z. B. im Westgiebel zu Olympia, weil die Künstler noch nicht vermochten, auch ohne diesen Behelf die Ebenbürtigkeit der Gegner auszudrücken. Wie ist auch hier die Würde der Unterliegenden gewahrt: nur zweimal ist ihre Kraft als eine thierische bezeichnet, der Eine hat Kopf und Taten eines Löwen, ein Anderer den Nacken und die vorwärts stoßende Kopfbewegung eines Stieres; und in Uebereinstimmung mit ihrer Bildung ergreift eine Schlange des Einen, die Taten des Anderen sich selbst an den

* Ob das so hier zum ersten Male geschah, ist freilich eine ganz andere Frage (f. S. 45, Anm.); den Charakter der Originalität im engeren Sinne sichert dem pergamenischen Werke allerdings schon von vornherein die Art seiner Ausführung.

Göttern; aber im Uebrigen treten unter ihnen die edelsten Jünglingsgestalten auf, gewappnet und behelmt wie hellenische Krieger, so daß man fast zweifeln kann,

das oft an Schildes Statt um den linken Arm gewickelt ist, Beigaben, mit denen sie schon die dramatische Poesie ausstattet, während das frühere Epos wie



ob man Giganten vor sich habe. Und auch die schlangenfüßigen Jünglinge und Männer unter ihnen verrathen ihre Wildheit beinahe nur durch ihre Waffen, Felsblöcke und Baumstämme, und durch das raue Thierfell, ihre einzige Bekleidung,

die frühe Kunst sie nur als gerüstete Krieger kennt. Ihnen aber als Söhnen der Erde Schlangenfüße, dieses stehende Symbol der Autochthonie, zu geben, lag nahe genug, und es mag nur zufällig sein, daß wir dieselben vor dem perga-

menischen Werke nur ganz vereinzelt nachweisen können, da wir doch die Spuren dieser Bildung schon bis in die alexandrinische Poesie zu verfolgen vermögen.

Wäre es nicht das wirre ungeordnete Haupt- und Barthaar der Giganten, so würden ihre Köpfe von denen der Götter nur im Ausdruck verschieden sein;* diejem aber geben zumeist die Augen, welche tief eingeschnitten und daher tief beschattet und zugleich oft etwas schräg gegen einander gestellt sind, einen schmerzlichen melancholischen Charakter — wie es unsere Sagen bei den ebenfalls an ihr Element gefesselten Wassergottheiten kennen. Das bittere Weh über ein unvermeidliches Schicksal, das man im sterbenden Gallier des Capitols so eindrucksvoll gefunden hat, hier spricht es, zumal in den Unterlegenen, mit tief ergreifender Kraft und Wahrheit.

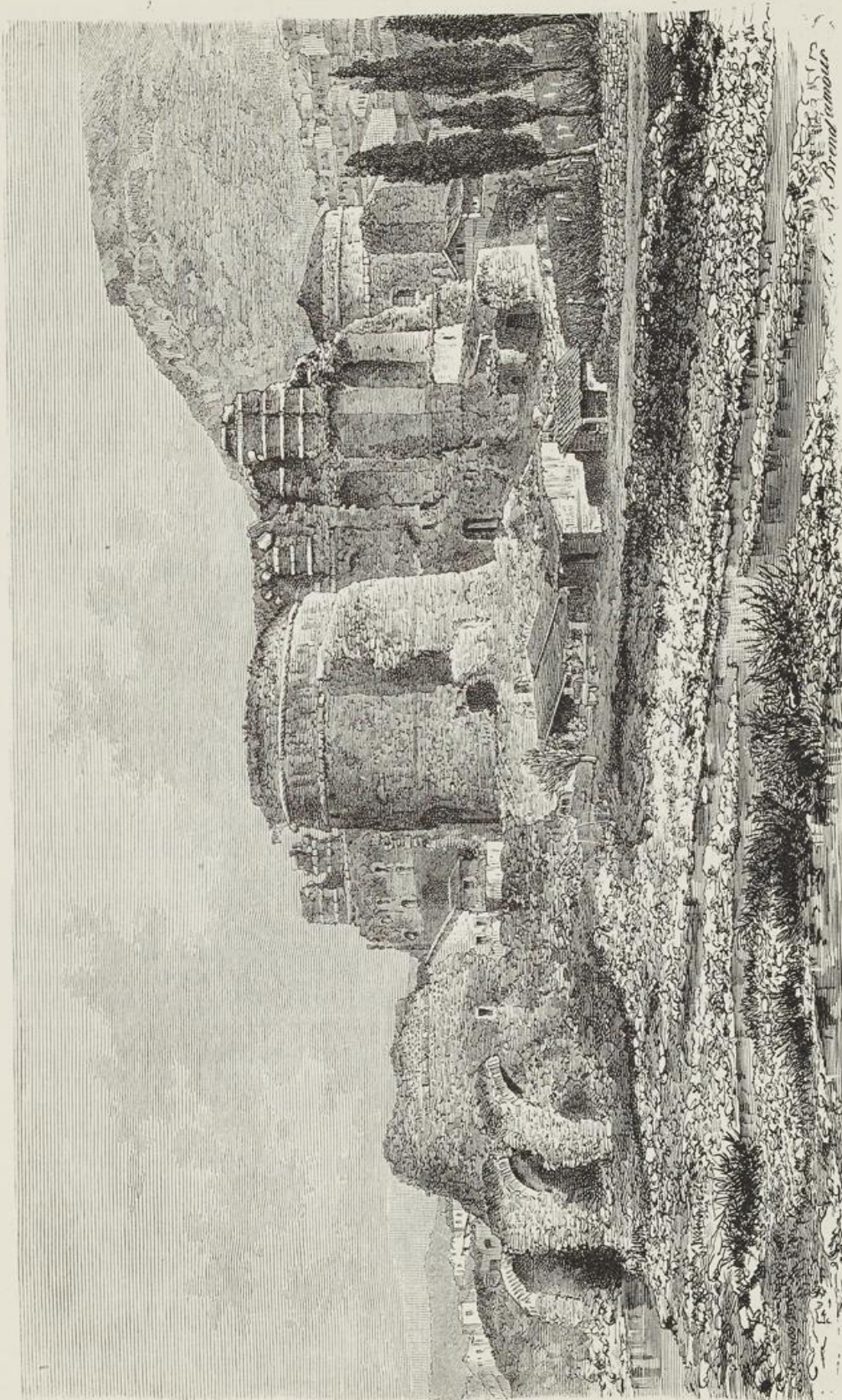
Ruhig schauen die Götter darein, wenigstens die älteren bärtigen, die freilich gering an Zahl sind und weniger bedeutenden Gottheiten anzugehören scheinen; das einzig erhaltene jugendliche Antlitz des Helios, der eben den emporkrollenden Wagen besteigt, blickt starr und zürnend. Die Köpfe der Göttinnen mit ihren weit geöffneten Augen und weichen Umrissen belebt ein Ausdruck ruhiger siegesgewisser Heiterkeit, während in dem leicht geöffneten Munde die Spannung des Kampfes sich ausspricht. Schwerter, Speere und Pfeile sind die göttlichen Waffen, doch auch der Blitz und Fackeln, selbst ein Gefäß.

Wie die griechische Kunst sich wandelt, wird zumal an den Köpfen erkennbar; in einer früheren Zeit giebt ihnen die Bewegung des Körpers erst ihr Leben, isolirt erscheinen sie leblos und allgemein; dann dringt der Ausdruck auch in sie, lange bleibt er einfach und typisch, endlich differenzirt er sich, das ferne und hohe Ziel ist erreicht, das Haupt ist nun nicht bloß der Träger des Gedankens, sondern wird jeglicher Stimmung gerecht. Das ist hier der Fall, und doch nicht so, daß die Leiber darüber vernachlässigt werden oder verlieren. Klein erscheinen auf den ersten

Blick die Götter; das Gewand, das ihnen absichtlich gegeben ist, weil es keinem von ihnen fehlt, und das sie breiter erscheinen lassen könnte, umschließt eben nur selten einen größeren Theil ihrer Körper, die, meist wenig verhüllt, in ihrer strahlenden, idealen jugendlichen oder männlichen Schönheit hervortreten; überdem ist ja auch ihre Ueberlegenheit keine körperliche, irdische. Größer erscheinen die Frauen, nicht bloß weil sie den Männern an Wuchs gleichstehen, sondern auch weil sie von weiten, wallenden Gewändern umhüllt sind, die meist nur kleine Theile der Schultern, die vollen Arme und die zierlich beschuhten Füße frei lassen. Ueber einem fein sich kräuselnden Unterkleide, als dessen Stoff vielleicht rohe Seide gedacht ist und das, eng sich ansmiegender, am Körper hinfließt, liegt oft erst das weite obere Gewandstück in tiefen schweren Falten; auch in diesem ist durch die eigenthümlichen Kniffe, die vom Zusammenlegen herrühren, ein bestimmter starker Stoff angedeutet.* Hier nun offenbart sich das Wollen und Können der Künstler aufs Neue; wohl umhüllt auch hier noch das Gewand die Körper, ohne sie zu verhüllen, denn voll und deutlich treten ihre Formen und Contouren darunter hervor, aber daneben hat die Bekleidung ihr eigenes Leben, ohne doch — bis auf einige wenige Fälle — in ein barockes Ueberwuchern selbständiger Motive auszuarten, fällt in unzähligen, immer tieferen Falten herab, gleich als könnten die Künstler sich gar nicht genug thun in der Erfüllung der schwierigsten und mühevollsten Aufgaben; und die Unterhöhlungen, die nach menschlicher Berechnung nie ein sterbliches Auge hätte prüfen können, sind gerade so sorgsam und vollendet wie die Oberflächen der Kleider. Da ist kein Stück nachlässiger gearbeitet, weil etwa die Glieder einer anderen Figur es verdeckten; Helios' unteres Gewand ist, wo es der davorstehende Wagenstuhl auf immer unsichtbar machte, ausgeführt, als wäre es bestimmt, am vollen Tage zu liegen; unter und hinter dem einen Pferdekopfe seines Zweigespannes war eine geschickte Hand Tage lang geschäft-

* Lange galt in Berlin ein Gigantenkopf, der erst später seinen sicheren Platz fand, für den des Gottes Poseidon.

* Bei einzelnen, so bei dem umgeschlagenen Gewandbauch über dem nicht sichtbaren Gürtel der Hekate, glaubt man noch im Marmor die Fingereindrücke an einem danach vorauszufolgenden Thronmodell zu erkennen.



Naïlica am Sclinus.

tig, zu höhlen und zu glätten, was nie gesehen werden, kaum wirken konnte. Dieser selbstlose Fleiß kehrt im Kleinsten wieder: die Verzierungen von Schilden und Schuhen, die Schwerter und Köcher, die Flügel und Schlangen, die rauhe Außenseite und die glatte Innenseite der Thierfelle, die elastischen Gürtelschnüre der Frauen, die Anschirrung der Gespanne — Alles ist mit gleicher Liebe, mit gleicher Sorgfalt, mit gleicher technischer Vollendung und Gewissenhaftigkeit gearbeitet; überall eine selbstbefriedigte Freude am eigenen Schaffen, wie nur die Natur und von größeren Kunstschöpfungen nur noch die Werke des Parthenon sie zeigen. Von den pergamenischen Künstlern bringen sie uns den höchsten Begriff bei; sie erscheinen in gewisser Beziehung auf dem Höhepunkte künstlerischen Vollbringens: glückliche Erben jeder Art von Technik und Vortragsweise, konnten sie Alles und dies Alles wiederum auf sehr verschiedene Weise, wie das z. B. in der Haarbehandlung, aber auch bei der Gewandung ohne Weiteres hervortritt. Aber trotzdem ist da nichts von Manier, von bloßer Mache, sondern ein Jedes ebenso direct und frisch empfunden wie zur Ausführung gebracht. Und zeigt ein Vergleich mit Werken, wie der sterbende Gallier — dessen Original wir nun einmal der Zeit des Attalos zuschreiben wollen —, daß wir es hier noch mit einer lebendigen, aufwärts strebenden Entwicklung zu thun haben,* die wir eben als hellenistisch-kleinasiatische Kunst bezeichnen können, so werden wir zugleich mit Staunen gewahr, wie eine Zeit, die wir schon als wesentlich reproductiv anzusehen pflegten, in einer bestimmten Sphäre nach längerem bewußten Streben gerade erst das Höchste erreicht hat, und zwar in einer Sphäre, die unseren künstlerischen Anschauungen und Anforderungen — vielleicht leider — im Ganzen doch näher liegt als das, was wir bisher mit dem unzureichenden Worte „der Antike“ ganz allgemein zu bezeichnen gewohnt waren. Das ist, wie schon im Eingang bezeichnet, die Sphäre des rhetorischen Pathos, als deren Ausläufer und Endpunkt im Alterthum wir wohl die Gruppe des Laokoön anzusehen

* Man vergleiche z. B. die immerhin steife Lage der linken Hand des Galliers mit der Fingerbewegung fallender Giganten.

haben, deren freie, originale und naturwahrste Bethätigung wir jedoch von nun an stets in den Pergamenern bewundern werden. Und selbst dieser Zeit sind die Göttergestalten noch nicht zur Phrase geworden, wenn auch durchaus nicht alle gleich inhaltvoll sind. Damit ist uns ein ganz neues Licht erstanden, dessen Beleuchtungsgebiet noch gar nicht einmal abgegrenzt werden kann. Unter wie neuem Gesichtspunkte erscheint uns dadurch jetzt schon die ältere Kunstübung Kleinasiens; möglich selbst, daß diese Werke mehr als alle seit der Renaissance gefundenen bestimmt sind, praktisch und treibend auf unsere eigene Kunstentwicklung zu wirken.*

Für die gesammte Erscheinung darf man nicht vergessen, daß Farben an Geräthen und Gewändern, ein warmer Ton auch am Nackten, Zusätze von Schwertern, Binden, Gehängen, Schuhknöpfen in Bronze zum Theil wahrscheinlich, zum Theil gewiß auch an den pergamenischen Werken verwendet waren. Was beim pragitelischen Hermes, den wir im Mai des Jahres 1877 zu Olympia fanden, noch auffallen mußte, nämlich die Anstückung des Gewandes aus kleinen Marmorstücken, erscheint hier als Regel: Arme und Hände, Finger und Locken, Bauch- und Kopfstücke, Schlangenzähne und Gewandfalten, genug Alles, wozu der Marmorblock gerade nicht ausreichte, ist ohne Scheu in besonderen Stücken angefügt. Was dem Alterthum unwesentlich schien, darin war es frei von Pedanterie oder Rigorosität; und wie es z. B. kein Bedenken darin fand, die nächste Umgebung des Parthenon als einen rauen, unebenen Felsen zu belassen, so nahm es auch keinen Anstoß an der Stückung seiner bedeutendsten Werke.

Blickt man endlich auf das Ganze der Composition, so muß man freilich sagen, ihr werden wir erst dann gerecht werden,

* Ich weiß, daß ich damit in Gegensatz zu mehreren trete, deren Urtheil ich schätze; auch können wohl meine Worte nicht so verstanden werden, als ob ich für Nachahmung der pergamenischen Werke plaidirte. Aber wie frisch Empfundenes unmittelbar in Plastik überseht sich ausnehmen muß, das kann man allerdings von ihnen lernen. Wer das auf einen Schlag sehen will, dem ist zu rathen, sich von den Pergamenern einmal direct in die Nationalgalerie zur Prometheusgruppe zu begeben, für die übrigens hierin gar kein besonderer Vorwurf liegen soll.

die rechte Freude, weil den rechten Einblick werden wir erst dann haben, wenn der Zusammenhang und die Folge der Bilderreihe näher wird erkannt werden können, wie das auf viel beschränkterem Gebiete und in etwas anderer Weise bei der Balustrade des athenischen Niketempels der Fall gewesen ist. Aber schon jetzt darf man für das Aeußerliche so viel sagen, daß durch eine weise Benutzung nicht allzu vieler Mittel auch hier eine wundervolle Mannigfaltigkeit ohne Uebermaß, ein völlig

der Giganten eine unversiegbare Quelle: ihre großen Fittiche — bisweilen Fledermausflügel wie bei unseren Dämonen — füllen in schönen Linien den Raum, ihre vielfach und wie empört geringelten Schlangenbeine, welche sich dem Körper bald einfach schuppig, bald unter überfallenden flossenartigen Blättern ansetzen, bäumen sich empor, schießen in gieriger Schwingung auf die Gegner und greifen mit scharfem Biß thätig ein in den Kampf; freilich scheinen sie mit ganz vereinzelter



Kämpfender Perser. (Vatican.)

selbstbewegtes leidenschaftliches Leben ohne Unruhe erreicht worden ist. Die Kampfart des Alterthums gab auch für dieses Werk wie für so viele andere die einfachen, aber malerischen Vorbilder her: Mann kämpft gegen Mann, oder der Streit erhebt sich um und über einem Gefallenen — ein besonders bevorzugtes Motiv —, mehrere Götter erlegen den Feind aus größerer Ferne mit Pfeilen, andere ergreifen den sich wendenden Gegner am Kopf, ihn zurückzureißen, oder sie treten zu neuem Kampf auf Haufen Erschlagener. Uner schöplich sind die Stadien solcher Kämpfe. Um aber der Composition äußerlich Abwechslung und Fülle zugleich geben zu können, bot zuerst die Gestaltenbuntheit

Ausnahmen sich nur an die Gewänder und Waffen der Götter wagen zu dürfen. Aber ein Gleiches fehlt nicht auf Seiten der Götter; nicht bloß ihre Gespanne tragen sie laufend zum Kampf, Zeus' Adler durchfliegen das Schlachtfeld, tragen Blitze und krallen sich fest an ihren Erbfeinden, den Schlangen, neben Bacchus springt sein Panther in den Kampf, ihre Hunde folgen der Hekate, Löwen, diese Freunde der Götter, werfen sich auf die Unterliegenden, Eos reitet hinein und Selene, und auf herrlichem, weit ausgreifendem Löwen stürmt eine pfeilbewehrte Göttin zu Kampf und Sieg. So sind denn in Wahrheit alle Elemente entfesselt; Götter und Giganten streiten den letzten,

aber schwersten Kampf um die Herrschaft der Welt, beide mit gleicher Leidenschaft und die Sieger ohne Erbarmen. Man kann es allerdings wohl zum Theil als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß Züge so rührender gegenseitiger Theilnahme — wie z. B. auf dem Fries von Phigalia — hier bis jetzt wenigstens nicht vorkommen.

Auch von den Titanen und ihrer Besiegung durch die Götter wußten die Sagen zu melden, aber diese haben nie plastische Gestalt erhalten, und nur die Gigantomachie war ein gleich beliebter Gegenstand der Poesie und Kunst. In dessen so zahlreiche Darstellungen derselben auf uns gekommen sind, so ist doch kaum eine im Stande, uns bei der Anordnung des pergamenischen Bildwerkes auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen, wenige weisen eine nähere Verwandtschaft mit demselben auf. Das kann freilich zunächst deshalb nicht überraschen, weil die meisten derselben Vasenmalereien — theilweise von ausgezeichnete Schönheit — sind, welche einer früheren Zeit angehören. Ihnen mögen denn wohl auch größere Darstellungen des Gigantenkampfes, der aus naheliegenden Gründen besonders von der religiösen Kunst vielfach verwendet wurde, hier und da zu Grunde liegen; das Vorhandensein bedeutender Darstellungen der Art kann man jedenfalls aus ihnen folgern, und es ist gut, das hier zu betonen. Aber im Ganzen darf man doch überhaupt fast niemals an directe Entlehnung denken. Die Werke der großen Kunst übten nur anregende Kraft, im Uebrigen kann man sich die eigene schöpferische Fähigkeit selbst griechischer Kunsthandwerker gar nicht groß genug vorstellen; da will jedes Werk zuerst für sich allein genommen und individuell beurtheilt sein. Die Sage gab im vorliegenden Falle, wie in vielen anderen, nur das allgemeine Thema und daher gewisse einzelne wiederkehrende Züge: die Götter zürnen den Titanen, bringt die Giganten zur Welt und reizt sie gegen die Olympischen zum Kampf, in dem sie unterliegen. Von der den Mythos weiter entwickelnden und ausbildenden Kraft der griechischen Kunst und dann wiederum von ihrer Rückwirkung auf die Poesie darf man nicht zu gering denken. Dieses selbständige Leben der Kunst und ihrer Werke ist es auch, was uns anrath, jedes mög-

lich aus sich selbst zu erklären und Schlüssen aus Analogien zu mißtrauen. Wenn wir uns also schließlich fragen, ob es nicht möglich sei, wenigstens einen Begriff von der Anordnung des großartigen Werkes im Einzelnen zu geben, so sind wir zur Beantwortung fast lediglich auf das Werk selbst angewiesen.

Die Kampfschemata bringen eine Auflösung in einzelne Gruppen mit sich, was sie daher in älterer Zeit besonders zum Schmuck von Metopen geeignet erscheinen ließ, und ihnen scheinen sich die Vasenzeichnungen des strengen sowie des schönen Stiles (fünftes und viertes Jahrh. vor Chr.) anzuschließen, welche immer nur Paare von Kämpfern zeigen, während noch ältere Vasenbilder einen selbstständigeren Charakter tragen. Aber auf mehreren Vasen des reichen Stiles (vom dritten Jahrhundert an) ist die Gigantomachie als große zusammenhängende Composition dargestellt, und zwar, wenn nicht Alles täuscht, mehr durch Gemälde beeinflusst, von denen wir freilich gar nichts wissen, als durch die Plastik. Wenn wir nun wahrnehmen, daß das Werk der Pergamener — abgesehen von seinem gesammten malerischen Charakter — mit diesen Bildern manche, zunächst äußerliche Berührungen hat, so erscheint die Frage berechtigt: zerfiel auch die so freie, ohne architektonische Trennung sich entwickelnde Schöpfung der pergamenischen Künstler durchgehends in einzelne selbstständige Scenen, wie bei der älteren Kunst, oder vereinigte sie ein gemeinsames Band? Oder, da schon jetzt bestimmt einzelne Scenen sich erkennen lassen, haben wir nur eine epische Aneinanderreihung von Kampfmomenten vor uns, zugleich nicht ohne Beachtung des uralten Gesetzes der Symmetrie, oder herrschte daneben und gleichsam darüber — vielleicht an jeder Seite — eine der Tragödie ähnliche Auffassung, deren Handlung erst leiser anhebt, dann wächst und erregter wird, bis sie zur lösenden Katastrophe führt? Dies anzunehmen, ist verführerisch genug, nicht bloß weil es mehr dem Charakter dieser Kunst zu entsprechen scheint, sondern auch weil doch schon hier und da eine so erstrebte Einheit durch die Verschiedenheit der Stadien ersichtlich ist. Denn so gewiß ein großer Zug es ist, der durch den

ganzen Bildereyklus geht, so gewiß eine schöpferische, aufs höchste gesteigerte Phantasie hier kaum an einer Stelle erlahmt scheint,* so gewiß ist doch auf der anderen Seite, daß wir hier und da, z. B. am Ende der Treppenwangen, ein Abnehmen, ein Verebben der Handlung bemerken können, gleichsam ein weniger lautes Kampfgeräusch zu vernehmen meinen; doch da ist das so natürlich und geboten.

Aber gehen wir mit Vorsicht nur den Andeutungen des Werkes selber nach; schon eine einfache Erwägung legt den Schluß nahe, daß viele Züge des gesammten Bildes nicht gesichert sein können.

Fragmente sich als zusammengehörig erweisen, daß selbst ein größerer Theil der Götternamen an den Gesimsen den gefundenen Gestalten zu entsprechen scheint; aber bei näherer Untersuchung dürfte das vielmehr bloß bezeugen, daß zur Zeit der letzten Zerstörung überhaupt nur noch einige bestimmte Theile des Gebäudes vorhanden waren. Nichts darf uns zu dem Glauben verleiten, ein Ganzes oder auch nur den größten Theil desselben vor uns zu haben. Denn eine Gigantomachie, in welcher nach Inschriften und Resten eine ganze Reihe geringerer und fast unbekannter Gottheiten auftrat und



Gefallener Perser. (Neapel.)

Wohl ist es auf den ersten Blick überraschend, daß so viele der gefundenen

in der wir doch bisher mehrere der größten Olympier, wie z. B. Hera und

* Ich sage das — zugleich unter Berufung auf die Ann. S. 38 — trotz aller Anerkennung, daß es sich in der Gigantomachie um einen vielfach durchgearbeiteten Gegenstand handelt, und ich sage es, obgleich ich wenigstens fest überzeugt bin, daß die pergamenischen Künstler sogar sehr wesentliche Motive — die klagende Gaa, die Geispanne der Götter und zwar vielleicht auch ihre Verwendung als Mittelpunkte u. a. — in früheren Gigantenkämpfen voranden. Auch stand die verschiedene Ausrüstung der Giganten schon ebenso fest wie die dichte Bekleidung der Göttinnen, die geringere der Götter, ja sogar die sorgfältige Behandlung und Verzierung der Schilde. (Auf die sich natürlich ergebenden Kampfmotive behne ich die Bemerkung nicht aus.) Aber die Alten stellten an ihre Künstler auch gar nicht die beängstigende Forderung absoluter Originalität und Neuheit aller Elemente, konnten sie bei der je nach Perioden feststehenden Auffassung der meisten göttlichen oder halbgöttlichen Gestalten auch gar nicht stellen. Kennen wir die vorausgehenden Darstellungen der Gigantenkämpfe

— wohl zum Theil Malereien, von denen wir freilich in der gesammten Wandmalerei keine Spur mehr finden —, so glaube ich allerdings, daß in unseren modernen Augen die Pergamener wesentlich verlieren würden, weil sie an Originalität eingebüßt und nicht mehr wie eine plötzliche Erscheinung überraschend und unvermittelt vor uns ständen. Ich deute dies hier nur an, weil, wie die Sache nun einmal liegt, es sich da zunächst mehr um eine interne Angelegenheit der Archäologie handelt. Indessen will ich doch im Vorübergehen die Frage aufwerfen, ob es nicht am Ende doch möglich wäre, daß die oben erwähnten Vasenbilder reichen Stiles, besonders eines im Louvre, vielleicht erst nach dem pergamenischen Werke entstanden wären? Die Beslückelung und Schlangenförmigkeit der Giganten müßte dann auf den Vasen absichtlich vermieden worden sein und ist es wohl auch, denn es giebt unzweideutige Beweise, daß die Vasenmaler jenes Stiles beide Motive kannten. Dieselben sind wohl mit Bewußtsein und Absicht auf Reliefs beschränkt geblieben.

Demeter, Poseidon und Ares, Persephone und Hades, Asklepios und Hygieia — zwei ganz besonders pergamenische Gottheiten — nicht nachweisen können, kann nicht vollständig sein. Deshalb halte ich auch weiter für durchaus wahrscheinlich, daß das Reliefband alle vier Seiten des Altarbaues umzogen hat trotz dem Fehlen von Funden und Fragmenten an der Westseite.

Allerdings lege ich im Uebrigen auf Fundorte und Fundthatsachen auch bei der Anordnung dieses Bildwerkes ein großes Gewicht. Bei der letzten Zerstörung desselben, welche wohl zum Behufe des Mauerbaues stattfand, wurden die Reliefs der Südseite unmittelbar nach Süden herabgestürzt; die Platten der westlichen Hälfte an der Nordseite und diejenigen der Westseite schleifte man zum Weststücke der Mauer, wo sie zum Theil noch neben einander, zum Theil aber auch mit den übrigen gemischt lagen, doch bisweilen so, daß man ihren Weg in einzelnen Fragmenten verfolgen kann. Nur eine Anzahl kleinerer, vielleicht schon früh losgeplitteter Stücke verräth dann noch öfter durch ihren Fundort den ursprünglichen Stand, für den endlich auch oft eine unverkennbare Analogie in der Ausföhrung ins Gewicht fällt; doch mahnen in dieser Beziehung manche Fälle zur Vorsicht.

Zu diesen rein äußerlichen Kriterien kommen für die Anordnung noch zwei andere hinzu: das alte selbst gegebene und recht eigentlich griechische Gesetz der Symmetrie hat auch hier — wohl je an den einzelnen Seiten — gewaltet, und dann ist gewiß, daß der Abstammung oder auch nur dem Sinne nach verwandte Gottheiten öfter auch räumlich einander nahe standen.

Hiernach gebe ich einige der Hauptzüge des Bildes, wie sie mir theils als wahrscheinlich, theils auch nur als möglich sich ergeben haben. Ich greife dabei nur einiges Wesentliche heraus, wie es sich für einen Moment ziemt, in dem wir doch erst am Eingang der Kenntniß uns befinden. Fest stehen bisher nur zwei Ecken — eine des Altars und eine der Treppen — sowie die Thatfache, daß zwei Platten sicher an Ecken gehören und zwar rechts von ihnen.*

* Es wäre undankbar, an dieser Stelle nicht zu erwähnen, daß die Zusammenfügung ganzer Gruppen und einzelner Figuren zum Theil aus ganz kleinen Stücken besonders der unermüßlichen Ausbauer und

Nicht die südliche Seite des Baues, in welcher wohl aus besonderen räumlichen Gründen die Treppe angelegt worden, war die feierlichste, sondern auch hier war das die östliche, an welcher vorüber wie jetzt so im Alterthum der Weg den Besucher zur Burgkrone hinföhrte. Hier war — merkwürdig genug — vielleicht schon in der Nähe der Nordostecke, wohin auch die ganz kleinen Fragmente weisen, der Höhepunkt des ganzen Kampfes dargestellt — sollte ihn der vorübergehende Beschauer erst am Ende seiner Wanderung als Abschluß finden? — Athena mit gewaltigem Schritt nach rechts eilend, ohne Waffe, nur noch den Schild am Arm, faßt mit der Rechten einen geflügelten, vor ihr gestürzten Jüngling hinten am Kopfe; ihre Schlange hat ihm das rechte Bein zusammengeschnürt und gebrochen und ringelt sich nun empor, ihm in die Brust zu beißen. Vergebens sucht er die Hand der Göttin wie mit unwillkürlichem Griff seiner Rechten zu entfernen; der schmerzliche Ausdruck des herrlichen, von wirren Locken umwallten Antlitzes würde den völligen Sieg der Göttin verrathen, auch wenn nicht der Künstler Alles gethan hätte, um zu zeigen, daß an dieser Stelle, und zwar nur an dieser, der Sieg endgültig entschieden sei. Denn schon fliegt die beschwingte Rife von der anderen Seite hinzu, die Göttin zu kränzen, und vor ihr steigt die Gestalt der Gigantenmutter, der Gaa, aus dem Boden empor, die klagenden Augen aufwärts gerichtet, die Hände erhoben, die siegende Göttin um Gnade anzusprechen. (S. Illustr. S. 47.) Freilich hatte die Sage diesen Zug insofern vorbereitet, als die Gaa für die eigentliche Anstifterin des Kampfes galt, und es ist vielleicht erst der rückwirkende Einfluß der Kunst, wenn römische Dichter auch die Gestalt der Klagenden kennen; denn schon auf einem schönen Vasenbilde steigt sie so vor dem siegenden Poseidon auf. Aber es ist menschlich und gewiß mit Bedacht, daß hier das Weib sich auch an

dem geübten Auge des Italieners Herrn Freres (im Berliner Museum) verdankt wird. Auch ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, nicht zu verschweigen, wie bereitwillig und entgegenkommend Herr Conze ein eingehendes Studium der Bildwerke und Fundthatsachen gestattet, erleichtert und gefördert hat.

ein Weib unter den Gottheiten wendet, die allerdings als Inhaberin des Altars
beiden Seiten der vier Platten umfassenden Scene sieht man noch Fragmente ex-



Athena im Gigantenkampfe. (Pergamon.)

schon von vornherein an dem entscheidendsten Punkte dargestellt sein mußte. Zu
schlagener Giganten, denn die größeren olympischen Götter zeigen ihre besondere

Macht auch darin, daß sie mit mehreren der gewaltigen Unholde zugleich fertig werden. So vor Allem Zeus, dessen Kampf auf vier Platten fast ganz erhalten geblieben durch eine der wunderbaren Fügungen, an welchen das Unternehmen so reich gewesen ist. (S. Illustr. S. 49.) Diese Gruppe mit fast entschiedenem Siege hat gewiß der Athena nicht fern gestanden — der Vater nahe der Tochter —, auch der Fundort weist darauf hin, wenn auch schon der inneren Verschiedenheit wegen aus der Entsprechung mehrerer Hauptlinien nicht gefolgert werden darf, daß Athena und Zeus als Gegenstücke gebildet waren. Mit stürmischer Bewegung schreitet der Gott, dessen mächtige Brust frei bleibt vom wallenden Mantel, nach links; seine erhobene Rechte schleudert den Blik; der flammend nieder, und mit durchbohrtem Oberschenkel sinkt ein menschlich gebildeter, gewaffneter Gigant zusammen; die Linke des Donnerers schüttelt die Aegis, und vor ihm stürzt ein zweiter Gigant wie getroffen oder auch in Krämpfen zu Boden, während ein schlangenförmiger Genosse, der uns den herrlichen Rücken zeigt, noch drohend den linken, vom Fell umhüllten Arm gegen den Gott erhebt, dem ein Adler zuschliegt. Diesem Gegner scheint noch ein vierter auf der anderen Seite des Zeus entsprochen zu haben. Wohl an der gleichen Ostfacade brauste ein Biergespann geflügelter Rosse über gefallene Giganten hinweg; krampfhaft greift noch die Hand des einen Todten in die Harnischfransen seines Genossen, der noch erstarrt den Schild wie schützend über der Brust hält. Es scheint nach Analogie anderer Gigantomachien wohl annehmbar — doch nicht mehr! —, daß dieses Gespann, etwa von Iris gelenkt, dem siegenden Zeus zueilte, um nach vollbrachtem Kampf den Gott wieder aufzunehmen; denn „sie selber, sie bleiben in ewigen Festen.“*

Unzweifelhaft gehört der Ostseite, und zwar ihrem südlichen Ende, eine Reihe von Platten an, welche in Handlung und

Ausführung den zwei Hauptgöttern nichts nachgeben. Hier ist Alles Kampf, Spannung und Erregung. Der Ecke zunächst streitet die dreigestaltige Hekate gegen einen gewaltigen Schlangengiganten, ihre linken Hände tragen Schild und Schwertscheide, von ihren rechten führt die eine das Schwert, die zweite zückt eine Lanze, die dritte hoch erhobene fährt mit brennender Fackel dem Giganten entgegen; dieser, ein härtiger Mann mit etwas geneigtem Haupt von trübem Ausdruck, erhebt in der Rechten einen Stein gegen die Göttin, seine linke Schlange ringelt sich mit gewaltigem Reif empor und zischt mit gierig geöffnetem Rachen der Göttin entgegen, die rechte aber faßt mit wüthendem Biß in den Rand ihres Schildes; aber auch der Göttin sind ihre Thiere, die Hunde, gefolgt, und schon greift der eine mit scharfen Zähnen und Klauen tief in den Oberschenkel des Giganten. Hinter dieser Gruppe eilt ein jugendlicher gewappneter Krieger von vollkommener menschlicher Schönheit mit Schild und Speer einer anderen Göttin entgegen; der Kampf entbrennt über einem älteren Schlangengiganten, den ein zweiter Hund der Hekate umgerissen und im Genick gepackt hält; dahin greift der Geworfene angstvollen Ausdrucks mit der Rechten; der schwere Oberkörper ist auf den linken Arm gefallen, dessen Ellenbogen in malerischer Weise im Hintergrunde verschwindet und der durch die Belastung gleichsam außer Dienst gestellt ist; bewundernswerth erscheint, wie das die gelösten und nur noch willenlos bewegten Finger ausdrücken. Aber noch leben die Schlangen; rückwärts zur Hekate ringelt sich die eine in mehrfachen Bogen und faßt ihr Gewand, am herbeieilenden Jüngling gleitet sie unschädlich vorüber, und das würde ihn als Genossen der Giganten auch dann kennzeichnen, wenn seine Gegnerin fehlte. Diese ist Artemis, kenntlich an ihrer typischen, anmuthig jugendlichen Erscheinung, am kurz geschürzten Gewande und der Bewegung des Bogenspannens; ihr nacktes rechtes Bein von vollendeter Wahrheit und Schönheit tritt mit energischem Schritt weit vor auf einen gefallen Körper. Hinter ihr erscheint in ähnlichen Linien, nur nach der anderen Richtung gewendet, eine dritte weibliche Gottheit.

* Sollten wir einen Rest der Iris in dem wunder schönen Obertheile einer weiblichen Figur besitzen, bei welcher der halb erhaltene, seitwärts gewendete Kopf mit unvergleichlicher Anmuth dem Körper sich anfügt? — Uebrigens bemerke ich, daß nach den Anschauungen des Alterthums auch der Athena das Flügelgespann gehören könnte.



Zeus im Gigantentamp. (Pergamon.)

Welche Gestalten hier etwa den we-
 teren Raum von der Ostseite bis zum
 Flügelgespann eingenommen, ist unmög-
 lich zu sagen; nur waren es gewiß
 mehrere der großen und bedeutenden
 Götter, ja man könnte nach dem Stile

der Arbeit vermuthen, daß das Gespann von Hippotampen — und mit ihm dann Poseidon oder Okeanos — hier Gegenstücke zum Zeus gebildet. Aber unzweifelhaft ist die Fortsetzung des Hekatekampfes nach der anderen Seite; hier bildete er die südöstliche Ecke, die einzige bisher gesicherte des Altars mit einer Gruppe auf vier Platten, mit welcher somit die südliche, die Treppenseite, beginnt. Da greift der dritte Hund der Hekate thätig ein in den Zweikampf einer Göttin und eines Giganten; dann dringt mit erhobener Fackel ein diademgeschmücktes Weib auf einen geflügelten härtigen Giganten ein, welchen Tritonsöhren und Hörner auszeichnen; hinter ihm sinkt mit unendlich schmerzbeugtem Ausdruck ein jugendlicher Schlangengigant zusammen, welchem ein tödtlicher Pfeil oben in die Brust gedrungen, den er wohl krampfhaft faßte und vergebens herauszuziehen gesucht hat. Hier enden die Platten, aber dieses letzten Motives wegen muß man, denke ich, als seinen Gegner eine mit Pfeilen bewehrte Gottheit annehmen, unter den vorhandenen die Löwenreiterin oder Apollon, den „fernhin treffenden“, eine herrlich bewegte ideale Jünglingsgestalt, die nicht zu ihrem Nachtheil mit der belvederischen Statue verglichen wird; seine Rechte griff in den Köcher, wie um aufs Neue zu schießen; die Linke, von der das Gewand herabsinkt, richtet sich, weit vorgestreckt, einem mächtigen Feinde entgegen, der mit hoch erhobener Rechten, unbekümmert um einen vor ihm Gefallenen, sich gegen den Gott heranwälzt. Läßt man diese ausgezeichneten Platten — denen vielleicht noch andere sich anschließen — den Eckgruppen folgen, so rundet sich Alles aufs schönste ab. Apollon und Artemis fassen die Eckgruppen beiderseits ein; dann aber ist die erste Göttin der Südseite, die auf Hekate gerichtet ist und der noch ein Hund beisteht, keine andere als der Hekate Mutter, Asterie, deren Name auf einem Gefimsstück erhalten ist; und die matronale Göttin mit Diadem und Fackel ist ihre Schwester, Leto, des Apollon und der Artemis Mutter. So hätten wir hier eine ganze Götterfamilie bei einander, ein zusammengehöriges Stück innerhalb des Ganzen; deshalb springen auch die Hunde bald hier bald da bei. Dadurch, daß man gerade eine

Familie, die also ein antiker Mensch auch vereinigt sich dachte und suchte, um die Ecke herum vertheilte, mochte man glauben, die Ununterbrochenheit der Bilderreihe da noch am besten gewahrt zu haben.

Vielleicht ist auch in der Nähe des Apollon der gelockte jugendliche und nur geschürzte Gott zu suchen, welcher wie Herakles den nemeischen Löwen, so den löwentöpfigen Giganten in engster Umarmung zu erwürgen sucht; der hat die Taten in Leib und Arm des Gottes geschlagen, während die Wuth und der grimmig geöffnete Rachen seinem Haupte einen über dem Thiere stehenden bewußten Ausdruck verleihen. Oder wir haben unmittelbar nach dem Apollon vielleicht auch den Kampf des Dionysos zu suchen, der, auf einer Eckplatte allein erhalten, im kurzen Gewande mit Kebris weit zum Schlage ausholt; hinter ihm stehen ängstlich zwei klein und mehr realistisch gebildete Satyrn, während neben dem Gotte sein Panther in den Kampf springt. Mag nun Dionysos hierher gehören oder die rechte Seite der Nordwestecke des Altarbaues bilden, immer bleibt wahrscheinlich, daß an jeder Seite des Treppeneinschnittes die Bilderreihe eine Länge von etwa 12 m hatte (= 34 philetairische Fuß, wie er in Pergamon gebräuchlich war), wenigstens gewiß nicht mehr. Dann bliebe für die Treppe eine Breite von etwa 6 m, und in der That betragen auch die Reliefs der Treppenwangen genau so viel. Von der rechten derselben ist nur ein sehr wohl-erhaltener, mit Thierfell bekleideter Gigant übrig, gegen dessen eine Schlange ein Adler in der innersten Ecke mit Krallen und Schnabel streitet. Die linke Treppenwange ist zum großen Theil erhalten: zwei Seegottheiten, Mann und Weib, durch eigenthümliche Tracht und Schuhe charakterisirt, machen einem jugendlichen Schlangengiganten den Garauß; ein zweites Götterpaar bekämpft zwei in die äußerste Ecke wie in die Enge getriebene Gegner — der räumliche Zwang wird da zu einer neuen Quelle von lebensvollen Motiven —, wo am Ende wiederum Adler und Schlange im Kampf sind — der deutlichste Hinweis, daß auch in diesem so durchaus freien Werke das ordnende Gesetz der Entsprechung gewaltet hat, wenn auch nicht überall so streng, wie hier gefordert war. Die

äußere Treppenecke, dem vorausgesetzten Dionysos drüben entsprechend und unmittelbar anstoßend an die Seegottheiten, nahm hier der Kampf einer Göttin ein, anscheinend der Amphitrite — ein neuer Beweis dafür, daß verwandte Gottheiten zusammengedrückt waren, ein Princip, das den Unholden gegenüber zugleich einen innerlichen und gemüthlichen Sinn haben kann, obgleich auch sie im Kampfe sich einander beistehen. Auch ein Seecentaur, ein Helfer der Götter (Triton?) scheint hierher gestellt werden zu müssen; dieser kämpft über einem Gefallenen, dessen großartiger Ausdruck an die Alexanderköpfe gemahnt. Ob in dieselbe Folge auch die Auffahrt des Meerergottes mit dem Hippokampengespann (s. oben) gehört, ist ganz ungewiß; und ich wende mich gleich zur Nordseite der Ara, nahe welcher so viele Platten gefunden worden sind und wohin durch kleine Fragmente so viele andere gewiesen werden, daß mir wenigstens zweierlei sicher erscheint, daß wir dort nämlich weder die Athenagruppe noch auch die Treppenanlage zu suchen haben. Nahe der Nordostecke und der Athena scheint da eine Folge von neun Platten gestanden zu haben, die zum großen Theile etwas ostnordöstlich von ihrem ursprünglichen Standort gefunden wurden. Göttinnen — unter ihnen eine mit Schild und Speer — treten auf Gefallene und theilen Todesstöße aus, Götter kämpfen mit Schwert und Schild, einen umringelt und umarmt ein gewaltiger Schlangenmann und hält ihm den beschluderten Arm mit den Zähnen fest, bisher die einzige Stelle, an der ein Gott vorübergehend in Noth ist. Dann tritt ein gewaltiger Recke auf, nur zum geringen Theile erhalten, der mit beiden Händen als Waffe eine Keule zu schwingen scheint. Wenn Einige mit Recht Spuren des Löwenfelles an seinem Kopfe sehen und dieser Held danach Herakles ist, so erscheint seine räumliche Nähe bei den zwei Hauptgottheiten des Kampfes, Athene und Zeus, zunächst doppelt gerechtfertigt: denn einmal knüpfte ein altes Orakel an ihn den Sieg in der Gigantomachie, dann aber galt er als Vater des pergamenischen Heros Telephos und damit zugleich als Stammvater der pergamenischen Fürsten. Ja, erwägt man dies und erinnert sich dabei noch, wie nahe dem Zeus und der Athena der Heros in

den meisten anderen Darstellungen der Gigantomachie erscheint, so kann man wohl fragen, ob er nicht auch hier vielmehr auf der Ostseite gesucht werden müßte. An die Nordseite gehört auch ein feuriges Zweigespann — bildeten Gespanne etwa den Mittelpunkt jeder Seite? —, dahin auch, nach den kleinen Fundstücken, eine Gruppe, die ich auf Kriegs- oder Rache-götter beziehen möchte: eine geflügelte Göttin (Nemesis?), die mit schnellem Schritt einem fliehenden Giganten gefolgt ist, reißt ihn am Kopfe zurück, und ihre erhobene Rechte treibt mit starkem und sicherem Stoß ihm von oben her einen Speer in die Brust; dann folgt ein Zweikampf Bewaffneter, im Harnisch der Gigant, im leichten kurzen Gewande der weit ausholende Gott, Schild klirrt auf Schild, zum Tode getroffen bricht zwischen Beiden ein jugendlicher Körper zusammen in Linien von ergreifender Schönheit. Eine lang bekleidete Göttin, das schöne Haupt hinten umschleiert, schreitet mit hastigem Schritt vor, sucht dem vor ihr Gestürzten den deckenden Schild wegzureißen, während sie mit erhobener Rechten ein schlangenumwundenes Gefäß auf ihn zu schleudern im Begriff ist. Dann stößt ein halb gefallener Gott dem stiernackigen Koloß sein Schwert in die Brust. An die Nordseite scheint endlich noch die etwas schwächere Gruppe eines Zweikampfes zwischen einer Göttin und einem Schlangengiganten zu gehören, und die auch in der Arbeit verwandte Göttin, die einen Speer gegen einen Schlangenmann erhebt, während vor ihr ein gewaltiger Löwe sich auf einen menschlichen Giganten geworfen und hinter ihr ein anderer Gigant — wohl auch als Monstrum gebildet — im Kampfe begriffen ist. Nicht nur des Löwen wegen rücke ich diese Gruppe nahe an die Ecke im Nordwesten und lasse jenseits derselben an der Westseite die Göttin im fließenden Gewande folgen, welche auf mächtigem Löwen über einen Gefallenen hinweg in den Kampf hineinreitet. Gleich als hätte sie eben abgeschossen, hebt sie einen neuen Pfeil aus dem Köcher, und während der so entstehenden Pause hält eine vor ihr hereilende Göttin* einen andringenden

* Das im Bogen über ihrem Haupte flatternde Gewand ruft eine große Reihe ähnlicher Gestalten

Gegner auf. Der blitztragende Adler hinter der Löwenreiterin scheint das Eintreten einer anderen Richtung anzudeuten und kann hier zugleich die Führung um eine Ecke vermittelt haben. An diese westliche Seite mag man auch die erhabene Auffahrt vom Zweigespann des Helios stellen, das ein jugendlicher Gigant mit erhobenem Fesseln zu machen sucht; vor dem Sonnengotte ritt Eos — man vergleiche ihren Gürtel mit dem der Löwenreiterin —, an derselben Seite ist die Schwester Selene zu suchen, die vielleicht mit Recht in einer seitwärts reitenden, vom Rücken gesehenen Göttin erkannt wird. Nur muß man diese drei Gottheiten nicht einfach hinter einander aufgereiht denken; das würde dem Charakter dieser Kunst nicht entsprechen.

Nicht weiter will ich ausdehnen, was doch im besten Falle zunächst nur die Wahrscheinlichkeit einer Vermuthung für sich haben kann; auch werden diese Andeutungen genügen, um von der möglichen Entwicklung der Bilderreihe wenigstens einen Begriff zu erwecken. Die Fülle künstlerischer, kunstmythologischer, historischer und technischer Gesichtspunkte ist im Augenblick noch unübersehbar. Wahrlich prophetisch waren die Worte Brunn's, wenn auch in etwas anderem Sinne gemeint, daß die pergamenische Kunstschule nicht verfehlen würde, uns noch in Zukunft und in verschiedenem Sinne zu beschäftigen.

So groß in jeder Beziehung sind die Reste der Gigantomachie, daß wir zunächst für die anderen Funde, so vielsagend auch diese sind, so sehr sie uns unter anderen Umständen fesseln würden, kaum einen Blick übrig haben. Die Frauenstatuen stellen wohl zum Theil Priesterinnen dar,

auf römischen Sarkophagen ins Gedächtniß. — Man vergleiche übrigens die Verschiedenheit der Gewandbearbeitung bei ihr und der reitenden, also zwei unmittelbar neben einander befindlichen Figuren.

eine Richtung, in welcher wir die Kunst dieser Periode auch in Rhodos vielfach thätig finden. Die kleineren (1,58 m hohen) Reliefs gehen die Telephosage und wohl noch einen Theil der mythischen Vorgeschichte Pergamons an; diese scheinen oben, innerhalb der Säulenhallen des Altarbaues, angebracht gewesen zu sein. In ihnen steckt noch viel von der „antiken Ruhe und Einfachheit“, ein neuer Beweis von der theilweise effektischen Vielseitigkeit dieser Zeit und Schule. Hier, wenn irgendwo, haben wir die Vorbilder für das gute römische Relief, z. B. an den älteren Triumphbogen, vor uns. Aber sie will ich diesmal nur erwähnt haben wie die schon im Eingang genannte Fülle anderer Funde.

Wieder sind die Arbeiten aufgenommen; es liegt im Plane, das Bild der alten Stadt im Zusammenhange herauszuarbeiten, wie es uns in Olympia mit einem antiken Festplatz gelungen ist.

Man neide uns diese Erfolge nicht: wir haben gegen andere große und früher gesicherte Culturnationen Europa's auch auf diesem Gebiete noch so viel nachzuholen; mögen auch sie nicht bloß an dem Unserigen Antheil nehmen, sondern auf gleichem Felde zu wetteifern, uns zu überbieten suchen. Auch das werden wir als eine willkommene und köstliche Frucht unserer Unternehmungen begrüßen, wie es seinerseits nicht verfehlen kann, den Sinn für das Ideale bei Stumpferen zu erwecken, bei Anderen wach zu erhalten.

Wir aber wollen es als ein gutes und verheißungsvolles Zeichen begrüßen, daß gleich nach der Zeit, in welcher unser Vaterland aus harten Kämpfen erneut hervorgegangen ist, uns ein Bildwerk geschenkt ward, das den endgiltigen Sieg wenigstens über irdische Feinde in der eindringlichen und erhabenen Sprache der Kunst verewigt.





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

VI.

Die chinesischen Vertragshäfen.

Südlich von Shanghai, zwischen diesem Hafenplaze und Hongkong, liegen die Küstenstädte Ningpo, Futschau, Amoy und Swatow, die dem fremden Handel unter denselben Bedingungen geöffnet sind wie Shanghai. Hongkong ist englische Colonie; Macao, das an der Südspitze der Cantonstraße in geringer Entfernung von Hongkong gelegen ist, gehört seit Jahrhunderten den Portugiesen. Die große chinesische Stadt Canton endlich liegt zwischen Hongkong und Macao, nördlich von diesen beiden Plätzen und in geringer Entfernung von denselben. Auch Canton gehört zu den sogenannten Vertragshäfen. — Von all' diesen Städten, die ich während der Jahre 1859 bis 1869 kennen lernte und verschiedene Male besuchte, habe ich nach dem, was ich über das Leben in Shanghai gesagt, hier nur wenig zu berichten. Ich fand die Fremden an den genannten Orten unter ähnlichen Bedingungen eta-

blirt wie in Shanghai und erfreute mich bei allen der gastlichsten Aufnahme.

In Ningpo, wohin ich mich zum ersten Male an Bord eines kleinen, schnell segelnden, stark bewaffneten Opiumschiffes, der „Rosina“, begeben hatte, erzählte mir mein Wirth haarsträubende Geschichten von den Missethaten der Piraten. Auch lernte ich dort, im Vorübergehen, einen französischen „Sturmvogel“ kennen, einen Mann, der einen historischen Namen führte und in der That wie vornehmer Leute Kind ausah. Er war groß und schlank und von bleicher Gesichtsfarbe. Er hatte regelmäßige, edle Züge, schwarzes, glänzendes Haar und auffallend helle Augen, die von dem südländischen Hautcolorit und den dunklen Haaren seltjam abstachen. Man hielt ihn für einen gefährlichen Menschen und erzählte schlecht verbürgte und schwer glaubliche Sachen von ihm. Er sollte eine Zeit lang mit den Taiping-Rebellen und später sogar mit den berüchtigten Ningpo-Piraten ge-

meinschaftliche Sache gemacht haben. Aber man hatte keine positiven Beweise seiner Schuld gegen ihn vorzubringen, und Niemand fühlte sich aus Interesse für das Gemeinwohl geneigt, sein Ankläger zu werden. So lebte er seit einigen Monaten in Ningpo, mißtrauisch beobachtet und ängstlich gemieden, aber thatsächlich unbehelligt. Er gab, als ich ihn auf der öffentlichen Promenade begegnete, einem schwächlichen, hübschen, elegant gekleideten jungen Menschen den Arm, der mit seinen winzigen Füßen und seinen breitesten, großen, schwarzen Augen wie eine verkleidete Frau ausah und allgemein als eine solche galt. Der Graf und sein jugendlicher Gefährte verschwanden eines Tages aus Ningpo. Man wußte nicht, wohin sich das abenteuerliche Paar gewandt haben mochte, und Niemand kümmerte sich sonderlich darum. — Einige Wochen später begegnete ein Dampfschiff auf dem Wege von Shanghai nach Ningpo einem verlassenen Boote, das mit der Ebbe aus dem breiten Strome, an dem Ningpo gelegen ist, in die offene See hinaustrieb. Der Capitän des Dampfschiffes hielt an und ließ durch einige seiner Leute das treibende Boot heranholen, um es ins Schlepptau zu nehmen. In dem Fahrzeug fand man einen Leichnam, der von dem Capitän und von mehreren der Passagiere als der des französischen Grafen erkannt wurde. — Der Mann war ermordet worden. Er hatte eine Kugel in der Brust, und sein ganzer Körper war mit Hieb- und Stichwunden bedeckt. Der französische Consul leitete der Ordnung halber eine Untersuchung ein, die jedoch, wie die meisten ähnlichen Untersuchungen in China und Japan, erfolglos blieb. Es wurde nur festgestellt, daß der Graf und sein Gefährte, als sie Ningpo mit ihren wenigen Habseligkeiten verlassen, sich in eines jener offenen Fischerboote begeben hatten, die sich zu Tausenden auf dem Strome und an der Küste umhertreiben. Der Besitzer des Fahrzeuges konnte nicht ermittelt werden. Man vermuthete, der Graf sei von Piraten überfallen und ermordet worden. Was bei der Gelegenheit aus der Frau geworden sein mochte, die ihn begleitete, darüber war nichts zu ermitteln. Sie hatte wahrscheinlich sein Schicksal getheilt.

Es sei hier beiläufig bemerkt, daß sich in den zahlreichen und dichten Schwärmen von Sturmvögeln, welche zu Anfang der sechziger Jahre — das heißt zur Zeit der Taiping-Rebellion, des englisch-französischen Krieges gegen China und der Eröffnung von Japan — aus allen Welttheilen nach dem fernen Osten gezogen kamen — daß sich in diesen Schwärmen, wie in denen anderer Wandervögel, auch einige Weibchen befanden. Von diesen wilden, geheimnißvollen Wesen läßt sich jedoch an dieser Stelle nicht viel mehr sagen, als daß es Sturmvögel von reinstem Blut, richtige „Küchlein der Mutter Carey“ waren und als solche ohne Familie, heimatlos und unberechenbar. — Die Gefährtin des Grafen mochte eines dieser abenteuerlichen Wesen gewesen sein. Sie wurde, nachdem sie verschwunden war, von Niemand reclamirt, vermißt oder betrauert.

Ningpo-fu, die „freundliche Wellenstadt“, eine der schönsten Städte der reichen Provinz von Tschekiang, liegt in einer fruchtbaren, sorgfältig cultivirten, bergumschlossenen Ebene. Sie ist wie Shanghai von einem an dreißig Fuß hohen, mit Gras bewachsenen, von zahlreichen Thürmen überragten Mauerwall umgeben und hat ungefähr eine halbe Million Einwohner. Ningpo besitzt viele Klöster und Tempel, darunter den in ganz China berühmten Tempel, welcher der Göttin Ma-tsu-pu geweiht ist und aus dem zwölften Jahrhundert datirt; ferner die uralte, sechzehneckige Pagode Tien-fung-tah — die vom Himmel geschenkte Pagode —, welche um das Jahr 750 errichtet sein soll. Von der Höhe dieses Thurmes überblickt man ganz Ningpo. Die Stadt gewährt dem Europäer einen eigenthümlichen und imposanten Anblick: mit ihren engen Straßen und dem starken Ringwall, der sie umgiebt, gleicht sie einer großen, mittelalterlichen Feste.

Die Fremden, denen Ningpo durch den Friedensvertrag von 1842 geöffnet wurde, haben sich außerhalb der Ringmauer der chinesischen Stadt niedergelassen. Das „Settlement“ liegt zwischen zwei Flüssen, von denen aber nur der kleinere auf einer Schiffbrücke überschritten werden kann; um den zweiten Strom zu passiren, bedienen sich die Fremden ihrer sogenannten „Hausboote“ oder eines öffentlichen Fährkahnes.

Im Jahre 1861 wurde Ningpo von den Taiping-Rebellen erobert. Sie richteten dort große Verwüstungen an, so daß sie auch den fremden Kaufleuten, welche auf den Handel mit der chinesischen Stadt angewiesen sind, erheblichen Schaden zufügten. Die Klagen darüber fanden Gehör, und im Jahre 1862 wurden einige französische und englische Truppenabtheilungen nach Ningpo expedirt, denen es nach kurzem Kampfe gegen eine erdrückende Uebermacht gelang, die Rebellen aus Ningpo zu verjagen, in ähnlicher Weise, wie ihre Waffenbrüder im Norden die Rebellen aus der Umgegend von Shanghai vertrieben hatten.

Ningpo ist eine reiche Handelsstadt. Ihre Opium-, Thee- und Seidehändler stehen mit der ganzen Welt in Verbindung. Doch hat Ningpo für den fremden Verkehr nicht annähernd dieselbe Wichtigkeit wie Shanghai, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Hafen von Ningpo klein und der Strom, an dem die Stadt liegt, nur für Schiffe mit flachem Boden passirbar ist. — Besonders charakteristisch für Ningpo ist, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Bevölkerung — man sagt ein Fünftel — dem Gelehrtenstande angehört. Ferner ist zu erwähnen, daß die Kunsttischler von Ningpo weltberühmt sind. Es giebt kaum ein europäisches Haus in China oder in Japan, in dem man nicht „Ningpo-Betten“, „Ningpo-Bilderrahmen“, „Ningpo-Stühle“ oder „Tische“ finde. Aber auch in Europa, namentlich in England, sind diese Möbel unter dem Namen „Ningpo-Furniture“ wohl bekannt und verbreitet. Sie sind gewöhnlich aus gelbem oder hellbraunem, kunstreich durchbrochenem, mit grotesken Eisenbeinschnitzereien verziertem Holze. Ich erinnere mich, in einem Möbelmagazin in Ningpo das größte Bett gesehen zu haben, das mir in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist. Es war volle fünfzehn Fuß lang und zehn Fuß breit und bildete ein kleines Gemach, das dazu bestimmt schien, einer ganzen Familie als Schlafstätte zu dienen. Im Allgemeinen sind jedoch die Ningpo-Möbel kleiner, eleganter und billiger, aber auch weniger dauerhaft als die massiven, gewöhnlich mit Marmorplatten versehenen Tische, Stühle und Bänke aus schwerem,

hartem, dunklem Holze, welche von Canton aus auf die fremden Märkte gelangen.

Unter den Fremden, die sich in und vor Ningpo niedergelassen haben, befinden sich viele französische und einige englische und amerikanische Missionäre. Letztere führen ein ganz behagliches Leben. Sie machen von Amtswegen auf die Hochachtung ihrer Landsleute Anspruch und werden von diesen respectvoll behandelt. Die meisten von ihnen haben Frau und Kinder, sind comfortabel eingerichtet, beziehen ein gutes Gehalt, essen und trinken, was ihnen schmeckt, und erfüllen ihre Obliegenheiten — möglichst viel chinesische Kinder in der christlichen Religion zu erziehen — mit Pflichttreue und Eifer, aber ohne übergroße geistige oder körperliche Anstrengung. Man würde sich eine falsche Idee von ihnen machen, wenn man sie für Apostel hielte, welche das Evangelium unter erschwerten Umständen in heidnischen Ländern predigen. Sie leben wie in England und Amerika unter den Augen ihrer Mitbürger und unter dem starken Schutze der Gesetze ihrer Heimath. — Mit den französischen Missionären verhält es sich anders. Diese führen in Ningpo ein geheimnißvolles Klosterleben, und man weiß nur aus ihren eigenen freiwilligen Mittheilungen, was sie im Inneren von China, wohin sie vordringen und wo sie sich festsetzen, thun und treiben. Ihre Sittenreinheit, sowie ihr Eifer und ihre Unerjrockenheit werden allgemein anerkannt, und diejenigen unter ihnen, die Hunderte von Meilen weit von der Küste unter den Chinesen leben, um diese zum Christenthum zu bekehren, führen zweifellos eine höchst traurige Existenz. Ob ihre Bemühungen, denen sie Alles aufopfern, was nach gewöhnlichen Begriffen das menschliche Glück ausmacht, von großem Erfolge gekrönt seien, dafür fehlt mir jeder feste Anhaltspunkt. Ich kann nur verbürgen, daß die wenigen christlichen Chinesen, die ich als Diener in den Vertragshäfen hier und da angetroffen habe, sich vor ihren Landsleuten keineswegs in vortheilhafter Weise auszeichneten. Man erkannte sie am leichtesten an einer eigenthümlichen Dreistigkeit, mit der sie ihren europäischen Herren gegenüber auftraten. — Ein richtiger chinesischer „Boy“, der mit der Behand-

lung, die ihm in einem europäischen Hause zu Theil wird, nicht zufrieden ist, verläßt seine Herrschaft unter einem beliebigen höflichen Vorwande; gewöhnlich sagt er, sein alter Vater oder seine alte Mutter sei krank und er müsse deshalb nach Hause gehen. Der getaufte Chinese dagegen, wenn er sich schlecht behandelt glaubt, pflegt zu drohen, daß er sich bei dem Vater N. N. beklagen werde. Die meisten in China ansässigen Fremden ziehen deshalb auch vor, heidnische Chinesen in ihre Dienste zu nehmen. Ich will jedoch nicht unerwähnt lassen, daß nach den übereinstimmenden Aussagen französischer Missionäre die im Inneren von China lebenden Christen sich durch moralische und intellectuelle Eigenschaften über die anderen Chinesen erheben sollen. — Der gute Einfluß, den die Bekehrung ausgeübt haben mag, ist aber von den Fremdenniederlassungen aus nicht zu constatiren. Alle Chinesen, die man dort kennen lernt, erscheinen als Menschen ohne Religion und vollständig gleichgültig gegen jeden Cultus. China kennt überhaupt kein Glaubensbekenntniß, keine feierliche Verpflichtung, sich zu irgend einer bestimmten Religion zu bekennen. Es ist das denkbar freisinnigste Land der Welt. Ein jeder chinesische Staatsbürger hat einfach diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche ihm als weltlichem Unterthan des Kaisers auferlegt sind. Im Uebrigen mag er verehren, was er will: die Ahnen, die Geister, den Himmel, die Lehren des Confucius oder die des Lao-tse, Buddha oder Mohamed. Auch das Christenthum würde nicht so angefeindet werden, wie dies der Fall ist, wenn es nicht in dem Verdacht stände, einen Staat im Staate bilden zu wollen und Tendenzen zu verfolgen, welche der bestehenden Ordnung der Dinge gefährlich werden könnten.

In einem Lande, in dem die religiöse Gleichgültigkeit seit Jahrhunderten bis zum Aeußersten, bis zum Unglaublichen getrieben wird, muß es schwer halten, Proselyten für die christliche Religion zu machen. Die Missionäre haben nicht nur die Aufgabe, zu bekehren, sie müssen den in tiefsten Schlaf versunkenen religiösen Sinn erwecken, ja gewissermaßen erst erzeugen. Aus diesem Grunde wird auch von den besten Kennern China's ange-

nommen, daß die Civilisation des Landes eine vollständige Umwandlung erfahren muß, ehe von wirklich erfolgreichen Bekehrungsversuchen daselbst die Rede sein kann. Bis heute ist in dieser Beziehung verhältnißmäßig wenig erzielt worden. Nach den Mittheilungen französischer Missionäre zählt ganz China augenblicklich ungefähr dreimalhunderttausend Christen. Das ist aber wenig in einem Lande, dessen Einwohnerzahl auf vierhundert Millionen geschätzt wird, und unter Berücksichtigung der historischen Thatsache, daß im Jahre 650 bereits nestorianische Christen nach China kamen und daß Franciscaner und nachher Jesuiten seit dem dreizehnten, respective sechzehnten Jahrhundert unausgesetzt bemüht gewesen sind, die christliche Religion in dem großen „Reiche der Mitte“ zu verbreiten. Sämmtliche Christen des bei Weitem größten und bevölkertsten Staates der Erde würden bequem in einer mittelgroßen Stadt unterzubringen sein; — und dies ist das Resultat zwölfhundertjähriger Bekehrungsversuche! Man muß den Muth der Missionäre bewundern, die sich durch ein so geringfügiges Resultat nicht zurückschrecken lassen und ihre Bemühungen, die heidnischen Chinesen zum Christenthum zu bekehren, unausgesetzt und eifrig fortsetzen.

Die Umgegend von Ningpo trägt scharf ausgeprägt den Charakter der chinesischen Landschaft. Das zum Reisbau vorzüglich geeignete Land ist auf das sorgfältigste cultivirt und von vielen Canälen durchschnitten, die es in große und kleine Inseln zertheilen. Allerorten, auf jeder größeren Landparcette, erblickt man vereinzelt dastehende alte Bäume und Baumgruppen, welche kleine, grüne Hügel, die geheiligten Ruhestätten der Vorfahren, beschatten. Dort spielen auch die Kinder und ruhen während der Mittagshize Feldarbeiter und Hausthiere, darunter der kolossale, schwerfällige Büffel. — Die zahllosen Grabbügel, welche sich jährlich vermehren, geben der chinesischen Landschaft einen ganz eigenthümlichen und traurigen Charakter. Die Todten nehmen dort einen so unverhältnißmäßig großen Raum ein, daß man glauben könnte, man befände sich auf einem alten Schlachtfelde.

* * *

Futschau — „die glückliche Stadt“ — im Süden von Ningpo gelegen und von allen Vertragshäfen aus durch Küstendampfer leicht zu erreichen, macht aus der Entfernung einen äußerst angenehmen Eindruck. Sie ist die Hauptstadt der reichen Provinz Fukiang, und ihre Bevölkerung wird auf achtmalshunderttausend Seelen geschätzt. — Futschau liegt am nördlichen Ufer des Min, am Fuße eines großen, mit Klöstern, Villen und uralten Bäumen bedeckten Berges, und ist wie die Schwesterstädte Shanghai und Ningpo von einem alten, malerischen Mauerwall umgeben. Die Fremdencolonie, die zur Zeit, als ich sie besuchte, einige vierzig Mitglieder zählte, hat sich auf einem freundlichen Hügel, der chinesischen Stadt gegenüber, niedergelassen. Der Anblick, den Futschau von dort aus gewährt, ist überraschend und gefällig. Auf dem schönen Minstrom wimmelt es von unzähligen Booten und Dschunken, von denen viele schwimmende Wohnungen bilden; in den Straßen der Stadt bemerkt man ein reges, geräuschloses Leben, wie in einem Ameisenhaufen. Bemerkenswerth ist auch eine alte, an tausend Fuß lange Brücke, die über den Min führt und deren Joche aus enormen Granitquadern aufgeführt sind. — Wenn man aber in die Stadt tritt, so zeigt sich ein anderes, häßlicheres Bild. Die engen Straßen sind von abschreckender Unreinlichkeit, und die meisten Häuser scheinen arme Händler und Handwerker zu beherbergen. Nur hier und da erblickt man ein stattliches Wohnhaus. Futschau ist durch seinen kolossalen Opiumverbrauch berüchtigt. Man sagt, die Hälfte der Bevölkerung werde dadurch vergiftet und an den Bettelstab gebracht. Dies mag die Ursache des traurigen Aussehens der Einwohnererschaft sein.

Futschau besitzt wie Ningpo und Shanghai einige Etablissements, in denen sich christliche Missionäre niedergelassen haben. Es ist diesen nicht gelungen, sich mit der chinesischen Bevölkerung auf guten Fuß zu setzen, und fortwährend hört man von Klagen der Missionäre über gewalthätige, schlechte Behandlung, die ihnen von dem düsteren, wilden Futschauper Pöbel zu Theil geworden ist. Auch in neuester Zeit erinnere ich mich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß in Futschau ein Missions-

gebäude von einheimischen Mordbrennern zerstört worden sei.

Die großen fremden Kriegsschiffe und Rauffahrer können nicht bis nach Futschau vordringen, da der reißende Minstrom an vielen Stellen nur für Fahrzeuge mit flachem Boden passirbar ist. Die Böschung und Verladung der europäischen und amerikanischen Schiffe findet an dem sogenannten „Pagoda Anchorage“ statt, einem überaus freundlichen Hafenplaze, der zwischen Futschau und der Mündung des Min gelegen ist. Dort kann man zur Zeit, wenn der neue Thee verschifft wird, die schnellsten Segler der Welt, die besten und berühmtesten englischen Thee-Klipper sehen. Sie veranstalten alljährlich die größten Seewettfahrten unter sich — von Futschau nach London —, und die Capitäne wie die Matrosen der Fahrzeuge entfalten dabei nicht selten geradezu bewundernswürdige Sachkenntniß, Energie, Ausdauer und Unererschrockenheit. Daher gilt es aber auch unter den englischen Schiffscapitänen für einen Ehrentitel, einen englischen Thee-Klipper zu commandiren oder geführt zu haben. — Zu Anfang der sechziger Jahre ereignete es sich einmal, daß die vier ersten Schiffe, welche den neuen Thee nach London brachten, die viele tausend Meilen lange Reise von Futschau nach London in fast genau derselben Zeit zurückgelegt hatten. Trotz Sturm und Wetter, mit denen sie zu kämpfen gehabt, und wenn schon sie sich gleich nach der Abfahrt aus den Augen verloren und verschiedene Wege eingeschlagen hatten, fanden sie sich nach neunzigstägiger Ueberfahrt am Ausfluß der Themse wieder zusammen, so daß das erste Schiff vor dem zweiten nur einen Vorsprung von drei und einer halben Stunde hatte, als „The winner of the great China-tea-race“ in Greenwich signalisirt wurde.

* * *

Swatow und Amoy, zwischen Futschau und Hongkong gelegen, sind für den Reisenden ohne Interesse. Ich erinnere mich nur, daß Amoy einen sehr großen Hafen besitzt und daß Swatow kurz vor meiner Ankunft von einem Orkan heimgesucht worden war, der innerhalb weniger Stunden erschreckliche Verwüstungen an-

gerichtet und Hunderte von Dschunken, Schiffen und Häusern und Tausende von Menschenleben zerstört hatte. — Dagegen fand ich in Hongkong Vieles, was mich fesselte und mir in der Erinnerung geblieben ist.

Die kleine Insel Hongkong — sie ist kaum zwei Meilen lang und ungefähr ebenso breit — hatte im Jahre 1859 einen schlechten Ruf. Man bezeichnete die Insel damals noch als eine der ungesundesten der Küste. Seitdem hat sich herausgestellt, daß das berüchtigte „Hongkong-Fieber“ infolge der vielen Neubauten entstanden war, die man während der Jahre 1844 bis 1854 in Victoriatown, der Hauptstadt von Hongkong, unternommen hatte. Die bössartige Krankheit ist aber nun verschwunden, und Hongkong gilt für nicht ungesunder als die meisten anderen Küstenstädte China's, in denen Fremde sich niedergelassen haben. — Nach meiner Erfahrung ist das Klima im südlichen China nicht gerade ein schlechtes zu nennen; doch sagt es den Europäern auf die Dauer nicht zu. Ankömmlinge mit guter Gesundheit, die einen ungeschmälerten Vorrath nördlicher Energie und Widerstandsfähigkeit besitzen, fühlen sich gewöhnlich ganz wohl in der feuchten, warmen Luft und sind geneigt, die Vorsichtsmaßregeln zu verspotten, welche sie Andere gegen Erhitzung oder Erkältung treffen sehen; aber diese, die älteren Einwohner, wissen, daß sie sich nicht ungestraft den Gewalten des tropischen Himmels aussetzen dürfen. In Süchina spricht Niemand von der „freundlichen lachenden“, sondern nur von der „heißen, stehenden Sonne“, und wer gezwungen ist, auszugehen, so lange sie hoch am Himmel steht, der sucht sich durch luftige Hüte, durch Schirme, durch helle Tücher, die den Nacken bedecken, und durch gefärbte Gläser vor den Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Im Allgemeinen werden die Kräfte der Europäer in China schneller verbraucht als in der Heimath, und es giebt wenige unter ihnen, die nach einem Aufenthalte von fünf bis zehn Jahren in Hongkong, Ningpo oder Shanghai nicht gezwungen wären, einen längeren Urlaub zu nehmen und nach Europa zurückzukehren, um dort in der Luft, in der sie geboren sind, neue Kräfte zu

sammeln. Versäumen sie dies, so werden sie häufig vor der Zeit alt und gebrechlich und stürzen schnell dahin. — Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß Brandy und Soda, Cocktail, Sherry-Cobler und ähnliche Getränke zu den wesentlichsten Factoren des ungesunden Klimas von China gerechnet werden dürfen. Man ist durstiger in China als in Europa, und man kann dort nicht so viel Spirituosen vertragen wie hier. Die Eingeborenen trinken fast nur Thee und befinden sich dabei ganz wohl. Aber es sind kalte, ruhige Menschen, und wenn man ihnen auch emsigen Fleiß und zähe Ausdauer nachrühmen kann, so besitzen sie doch nur wenig von der aufzehrenden Energie der Europäer. Ein junger Engländer, der in der Frühe einen scharfen Ritt gemacht und am Tage angestrengt gearbeitet hat, ohne sich einen Moment Ruhe zu gönnen, will am Abend etwas Stärkeres trinken als „schwachen Thee“. Man kann es ihm kaum verdenken, aber in vielen Fällen muß er dies theuer bezahlen. Ich habe in der kleinen Gesellschaft, in der ich mich in China und Japan bewegte, in wenigen Jahren mehrere Personen Opfer des Trunkes werden und am Delirium tremens zu Grunde gehen sehen; und ich glaube, die Leute tranken nicht mehr, als sie es in ihrer Heimath ungestraft hätten thun können.

Victoriatown, die einzige englische Stadt in China, ist die reinlichste und in jeder Beziehung bestgehaltene Stadt des ganzen „Himmlichen Reiches“. In der prachtvollen Bai, die von hohen Bergen vollständig eingeschlossen erscheint und einem See gleicht, wimmelt es von Schiffen aller Nationen. Am Ufer erheben sich inmitten blühender Gärten stattliche Häuser, Paläste und Kirchen. Die Stadt zieht sich längs dem Meere hin und lehnt sich an einen siebzehnhundert Fuß hohen, mit einer dunkelgrünen Moosdecke überzogenen Felsen, auf dessen Spitze die englische Flagge weht. Dieser Berg ist so steil, daß eine jede Straße die dem Meere näher gelegene Häuserreihe vollkommen überragt und man von der Bai aus die ganze Stadt auf einen Blick übersehen kann. Der Victoria-Pic ist kahl. Die ersten Häuser erscheinen vereinzelt dreizehnhundert Fuß unter dem

Gipfel. Es sind große, lustige Gebäude, von Säulengängen und Terrassen umgeben. Dem Meere näher vereinigen sich die Häuser, um schöne, freie Straßen zu bilden, wie man sie bei uns in den vornehmsten Theilen größerer Badeörter findet. Ganz dicht am Strande und parallel mit demselben befindet sich Queens-Road, die einzige Straße in Hongkong, an der man erkennt, daß Victoriatown eine große und reiche Handelsstadt ist. In der Mitte von Queens-Road, der über drei englische Meilen lang ist, wohnen die europäischen Kaufleute; an den beiden Enden, hauptsächlich an dem westlichen, die Chinesen. In dieser Straße sieht man Kinder aller Zonen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Schweden, Italiener, Franzosen, Chinesen von Peking, von Shanghai und von Canton, Indier von Madras, Calcutta und Bombay, Persis, Malaien aus Batavia, Singapore und Manilla, Türken &c. Sie eilen schnell vorüber in Ausübung einer aufzehrenden Geschäftsthätigkeit, die den armen Mann manchmal in kurzer Zeit reich macht und den wohlhabenden in unerwarteter Weise zu Grunde richtet.

Hongkong wurde den Engländern durch den Friedensvertrag von 1842 abgetreten. Die Stadt Victoriatown entstand darauf wie durch einen Zauberschlag. Sie ist heute der Sitz der englischen Regierung in China und hat als ostasiatische Hauptstation der britischen Kriegsflotte und als Entrepot für europäische Waaren in kurzer Zeit große Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1870 belief sich die Einwohnerzahl auf ungefähr hundertundzwanzigtausend Seelen, von denen viertausend Europäer und Amerikaner waren. Viele von diesen hatten bedeutende Vermögen erworben; die meisten von ihnen waren äußerst freigebig mit ihrem Gelde, und Victoriatown machte in jeder Beziehung den Eindruck einer Großstadt. In den Straßen sah man schöne Pferde, elegante Equipagen, sorgfältig gekleidete junge Männer und neben diesen Frauen, denen die Kleider, Hüte und Schuhe, die von den besten Pariser und Londoner „Künstlern“ geliefert worden waren, gerade gut und theuer genug erschienen. Die Frauen erblickte man jedoch nur selten zu Fuß. Sie fuhren entweder oder saßen auf hübschen offenen

oder verdeckten Bambussesseln, die von starken chinesischen Kulis schnell und sicher durch das Straßengewühl getragen wurden. — Ich vermuthe, das Straßenleben in Hongkong ist heute auch nicht mehr so anregend wie vor zwanzig Jahren, denn die Colonie hat das Schicksal der chinesischen Vertragshäfen getheilt, und ihre Bewohner müssen sich jetzt mit verhältnißmäßig kleinen Einnahmen begnügen.

Am Ostende von Victoriatown befindet sich ein schöner Rennplatz. Dicht dabei, nur durch einen schmalen Graben davon getrennt, liegen vier Kirchhöfe: für die Protestanten, die Katholiken, die Persis und die indischen Soldaten. Die chinesischen Gräber sind auf dem Berge zerstreut. — Es ist mir fortwährend in China aufgefallen, welchen großen Platz dort das Grab einnimmt; aus dem Grunde habe ich auch in Hongkong unwillkürlich auf die Kirchhöfe geachtet, wogegen ich von den wenigsten europäischen Städten, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, zu sagen wüßte, wo sich deren Todtenäcker befinden.

* * *

Der Weg von Hongkong nach Canton, den Perlsfluß hinauf, schlängelt sich zwischen Hunderten von kleinen, mit grünem Moos bedeckten, baumlosen Felseninseln, die den Anblick der Landschaft jeden Augenblick verändern. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt neunzig englische Meilen und wird von bequemen und eleganten amerikanischen Dampfsbooten in ungefähr zehn Stunden zurückgelegt.

Canton, das über eine Million Einwohner hat, ist größer und reicher als Shanghai, Ningpo und Futschau, ohne sich jedoch wesentlich von diesen Städten zu unterscheiden. Ich fand dort dieselben alterthümlichen Ringmauern, engen Straßen, kleinen Häuser, großen Tempel, uralten Pagoden, und dieselben Chinesen, die ich nun an zwanzig verschiedenen Orten kennen gelernt hatte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, mich mit ihnen zu befreunden. — Besser gefielen mir die cantonesischen Bootsmädchen: hagere, flinke, junge Creaturen mit kleinen sehnigen Händen und Füßen. Sie werden auf dem Flusse geboren und sterben dort, und sie

Macao ist von Canton aus leicht zu erreichen. Ein Dampfboot brachte mich in wenigen Stunden dorthin. Die kleine Stadt, die seit über dreihundert Jahren den Portugiesen gehört, machte auf mich einen überaus angenehmen Eindruck. Dem europäischen Reisenden, der dort zum ersten Male Fuß auf chinesischen Boden setzt, mag sie fremd und sonderbar erscheinen; mich erinnerten die geräumigen und gut gepflasterten Straßen, die große Anzahl von Kirchen, Klöstern und Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden an die Heimath. Die stille, alterthümliche Stadt liegt an einem kleinen Hügel, angesichts vieler kleiner, mit immerfrischem Moos bedeckter Felseninseln; und ihre reinlichen, lustigen, hellen Häuser spiegeln sich freundlich in der klaren, von einer fortwährenden kühnenden Brise sanft bewegten See. Alles athmet Ruhe und Frieden. Die Straßen sind fast leer. Im Hafen wiegen sich nur wenige Schiffe und Dschunken. In den Thorwegen und unter den Bäumen liegen und sitzen müßige Männer; um sie herum spielen zerkumpte, lustige Kinder. Der Anblick der nackten, schmutzigen, keuchenden Kulis, der mir in Shanghai, Canton und Hongkong jede Freude an einem Spaziergang verleidete, störte mich in Macao nicht. Auch entbehrte ich dort gern die sorgenvollen Gesichtsgesichter nach Reichtum jagender Thee- und Seidenkäufer und Opiumhändler. Alles ging friedlich und freundlich zu in der nur wenig handelskundigen portugiesischen Colonie. Die Wache zog mit Musik auf wie in Dessau und Rudolstadt. Ich zählte zwanzig Musiker, vier Offiziere und zwölf Soldaten. Letztere waren dunkle, wohlgenährte Burschen mit harmlosen, freundlichen Gesichtern und makellos weißen Beinkleidern. Man sah es ihnen an, daß sie vom Landesherrn, dem Gouverneur, mit großer Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt wurden. — Des Abends spielte die Musik unter den Bäumen, und dann versammelten sich dort alle weißen, gelben und braunen Schönheiten des Landes. Die Herren der Colonie sind wohl etwas heruntergekommen, und viele von denen, die ich sah, hatten dumme, aufgedunsene, häßliche, grüngelbliche Gesichter. Aber unter den blassen, schwarzäugigen portugiesischen

Mädchen erblickte ich manch hübsches Kind, und die harmonischen Bewegungen der schlanken, in weite Mantillen gehüllten Gestalten erinnerten an die iberische Heimath. — Die englischen und amerikanischen Damen blicken zwar mit tiefer Verachtung auf die dunklen Töchter Macao's herab, nennen sie „half casts“ und in ungerechtem Zorn sogar „Niggers“; aber es ist vielleicht sogar etwas Neid in diesem harten Urtheil, denn die jungen Portugiesinnen werden von vielen Europäern hochgeschätzt und werthgehalten. Auch die chinesischen Mädchen sind in Macao hübscher und liebenswürdiger, als ich sie irgend wo anders in China gesehen habe. Einige von ihnen sprechen Portugiesisch oder „Pidjon“-Englisch.

Man hatte mir in Canton ein englisches Hotel in Macao empfohlen, aber ich fand dort schlechte Aufnahme und zog deshalb in das alte, verfallene portugiesische „Oriental-Hotel“, wo mir die wohlgenährte Wirthin ein schönes kühles Zimmer anwies, in dem ich drei Wochen lang die angenehmsten Ruhetage zubachte, die ich überhaupt in China verlebt habe. — Ich pflegte des Morgens in aller Frühe ein kleines Boot zu nehmen und in das Meer hinauszufahren, um dort zu baden. Während des warmen Tages blieb ich in meinem halbdunklen, wunderbar stillen Zimmer mit prachtvoller Aussicht auf die grünen Hügel und das blaue Meer und beschäftigte mich abwechselnd und angenehm mit Lesen, Schreiben, Rauchen, Essen, Theetrinken und Schlafen; und in der Abenddämmerung machte ich lange Promenaden auf den malerischen Klippen von Macao. Ich kannte keinen Menschen in der Stadt, und der Zufall führte mich eines Tages nach einem freistehenden kleinen Felsen, dessen Gipfel ich auf einem gut unterhaltenen Fußsteg erreichte. Dort fand ich ein häßliches hölzernes Brustbild auf einem einfachen Piedestal errichtet; darunter standen einige Verse und eine Inschrift, aus der hervorging, daß ich das Bildniß Camoëns' vor mir habe, der hier im Jahre 1560 sein großes Epos, „Die Lusiaden“, vollendet habe.

Ein anderes Mal brachte mich mein Weg nach einem schönen Platz dicht am Meere, in der Nähe einer verlassenen chinesischen Pagode, wo vier alte, große

indische Feigenbäume Tausenden von Vögeln Nist gaben. Der Ort gefiel mir so wohl, daß ich am nächsten und während der folgenden Tage dorthin zurückkehrte. Eines Abends, als ich mich der Pagode näherte, erkannte ich schon von Weitem, daß ein Anderer meinen gewöhnlichen Sitz eingenommen hatte. Es war ein junger portugiesischer Offizier in koketter Uniform, der meinen Gruß höflich erwiderte und mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Ich hatte seit mehreren Tagen kaum Gelegenheit gehabt, mit einem civilisirten Menschen zu sprechen — denn mein alter portugiesischer Wirth konnte nicht für einen solchen gelten — und gesellte mich gern zu dem artigen Offizier. Er war sehr redselig, und ich erfuhr einen guten Theil seiner Lebensgeschichte, noch ehe ich die Cigarre zur Hälfte ausgeraucht, die ich mir angesteckt, als ich mich zu ihm gesetzt hatte. Er erzählte mir, er habe in Lissabon etwas leichtsinnig gelebt, und sein Vater, der unglücklicherweise ein einflußreicher und strenger Mann sei, habe ihn nach Macao versetzen lassen, damit er, der Sohn, Muße habe, in der Stille des einförmigsten aller Garnisonsleben über seine vergangenen Sünden nachzudenken. Er versicherte, er gebe sich dieser ebenso heilsamen wie wenig reizvollen Beschäftigung seit vollen achtzehn Monaten hin und könne sich nun als ein gründlich gebesserter Mensch betrachten. Er habe deshalb um seine Begnadigung gebeten, und da sein Gesuch von den besten Zeugnissen des Gouverneurs unterstützt sei, so dürfe er sich der Hoffnung hingeben, bald nach Europa zurückberufen zu werden. Am Tage seiner Abreise beabsichtigte er, ein großes chinesisches Feuerschiffwerk abbrennen zu lassen.

Als wir den Heimweg antraten, lud ich Dom Miguel ein, mit mir im „Oriental-Hotel“ zu essen, was er bereitwillig annahm, unter der Bedingung, daß ich ihm das Vergnügen machen würde, am nächsten Tage mit ihm zu speisen. Wir wurden darauf schnell ganz gute Freunde, und er widmete mir während der folgenden Tage einen großen Theil seiner zahlreichen Mußestunden, um mich in alle Geheimnisse von Macao einzuweihen. Eines Abends führte er mich auch in die zu Ehren des „Marien-Monats“ hell erleuchtete Kathedrale. Die Frauen, die

ich dort zahlreich versammelt fand, trugen schwarze oder buntfarbige Mantillen, die vom Scheitel bis über die Kniee herabsielen und ihnen ein nonnenartiges Aussehen gaben. Stühle waren in der Kirche nicht vorhanden. Eine jede der Veterinnen hatte einen kleinen Teppich mitgebracht, auf den sie sich knieend niederließ. Das reine, helle, stark gesteierte Kleid bildete dabei einen weiten Kreis um die Figur. — Die Männer standen an den Pfeilern angelehnt oder saßen auf hölzernen Bänken am äußersten Ende der Kirche. Die Frauen sowohl wie die Männer waren mit Fächern versehen, die während des ganzen Gottesdienstes in ununterbrochener Bewegung blieben.

Eines Sonntags, als ich mit meinem neuen Freunde am Quai stand, um die Passagiere landen zu sehen, die mit dem Dampfschiff von Hongkong herübergekommen waren, erblickte ich unter den Angekommenen einen Bekannten, einen jungen Holländer, Namens Eduard S., mit dem ich mehrere Reisen gemacht und den ich wegen seines eigenthümlich gelassenen, sicheren Wesens, das bei seiner großen Jugend komisch und noch mehr rührend wirkte, liebgewonnen hatte. — S. war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und lebte schon seit geraumer Zeit „für eigene Rechnung und Gefahr“, wie er sich ausdrückte. Er nickte mir vom Stege aus wohlwollend zu und wandte sich dann nach einem großen Neufundländer Hund zurück, der ihm angehörte, aber im Landungsboote geblieben war und nun ins Wasser sprang, um seinem Herrn zu folgen. Ich machte den jungen Holländer mit Dom Miguel bekannt, und wir verabredeten, zu Drei zu Mittag zu essen. S. erzählte mir, er sei in wichtigen Geschäften von Yokohama, wo er ein Handelshaus gegründet habe, nach Hongkong gekommen und beabsichtige, mit dem nächsten Steamer, in drei oder vier Tagen, nach Japan zurückzukehren. Da er in Hongkong nichts mehr zu thun gehabt habe und es dort sehr heiß gewesen, so sei er auf achtundvierzig Stunden nach Macao herübergekommen, um den Ort, den man ihm sehr angepriesen habe, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. — Der kleine Mann mit den klaren blauen Augen und dem kindlichen Munde, dem man einen Vater oder eine Mutter

zur Seite gewünscht hätte, der aber den harten Kampf ums Leben auf eigene Faust so früh und so tapfer begonnen hatte, erklärte mir dies mit dem Ton eines gereiften Mannes, der in seinem Leben ernstesten Geschäften sowohl wie erlaubten Vergnügungen den ihnen gebührenden Theil zuzumessen weiß.

Nach dem Essen, das wir gegen vier Uhr einnahmen, führten Dom Miguel und ich unseren kleinen Freund nach unserem Lieblingsplatze, der alten chinesischen Pagode. Wir gingen dabei eine kurze Weile am Meere entlang. Der Neufundländer Hund folgte uns; aber von Zeit zu Zeit trat er einige Schritte vor und warf seinem Herrn sehnsüchtige Blicke zu. Das Benehmen des Hundes war so auffallend, daß ich S. fragte, was es zu bedeuten habe.

„Es ist ein junges Thier,“ erklärte der reife Mann von sechzehn Jahren, „und es spielt gern. Wenn ich mit ihm spazieren gehe, so werfe ich ihm manchmal ein Stück Holz ins Wasser, das er dann apportirt. Er bittet nun, ich möchte ihm dies Vergnügen verschaffen.“

S. bückte sich, nahm ein Stück Holz auf, das im Sande lag, und warf es ins Meer. Der Hund stürzte sich mit freudigem Geheul ins Wasser, fischte das Holz auf und trug es ans Land, schüttelte sich dort zunächst und legte sodann den Fund zu Füßen seines Herrn nieder. Darauf sprang er vor dem Holzstück hin und her, nahm es in die Schnauze, ließ es wieder fallen, sah uns mit den freundlichsten Blicken an und trieb es so arg, daß ich mich seiner erbarmte und ihm zum zweiten Mal etwas zu apportiren ins Meer warf. Darauf wiederholte sich dieselbe Scene, die ich soeben beschrieben habe, mehrere Male. Jeder von uns warf dem Hunde das Holz ins Wasser, bis sein Herr befahl: „Genug, Ducky! ruhig! kusch dich!“ — Ducky gehorchte traurig.

„Lassen Sie doch dem Thier sein Vergnügen,“ sagte der gutmüthige Dom Miguel.

„Da hätte ich viel zu thun,“ erwiderte S. — „Ich könnte hier den ganzen Tag stehen und ihm Holz zuwerfen, und er würde immer noch verlangen, daß ich mich mit ihm beschäftige.“

„Nein,“ meinte Dom Miguel, „so schlimm kann es nicht sein. Ducky würde bald müde werden. Es erfordert eine nicht geringe Muskelanstrengung, durch die Brandung zu schwimmen; und dann ist auch zu berücksichtigen, daß das Thier jedesmal, wenn es nach dem Holze schnappt, eine große Masse Salzwasser einschluckt.“

„Muskelanstrengung — Salzwasser!“ meinte S. „Ducky macht sich aus alledem nichts. Wenn Sie es probiren wollen, so thun Sie es nur. Der Hund steht Ihnen dazu von heut' bis übermorgen zur Verfügung.“

„Das würde ein passender Gegenstand zu einer Wette sein,“ sagte ich.

„Die proponire ich gern,“ unterbrach Dom Miguel. „Was gilt's? Ein Diner?“

„Gehalten!“ antwortete S.

Wir stellten darauf die einfachen Bedingungen der Wette fest.

Am nächsten Morgen erschienen wir pünktlich auf dem Kampfplatze. S. hatte mehrere Stücke Holz mitgebracht, die er neben sich auf die Erde legte und die Ducky mit liebevollen Blicken betrachtete.

Es war zu Ende des Monat Mai. Der Tag versprach heiß zu werden. Kein Wölkchen stand am Himmel, und die ersten Sonnenstrahlen, die uns trafen, genügten bereits, um die Luft bemerkbar zu erwärmen. Dom Miguel zog sich Rock und Weste aus. Ich sah nach der Uhr und sprach die sacramentalen Worte:

„Ready? — Off!“ (Fertig? — Los!)

Der Offizier warf das Holz ins Wasser, und Ducky brachte es ihm triumphirend zurück. Ein zweiter, dritter — ein zwanzigster, dreißigster Wurf! — Dreiviertel Stunden waren dahingegangen. Dom Miguel wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ducky stand drei Schritte vor ihm mit halboffenem Munde, die Augen leidenschaftlich erregt auf das Stück Holz gerichtet, das sein Gegner in der Hand hielt. — Der Kampf dauerte fort und fort. — Ich war müde geworden und hatte unter einem Baume, der dicht am Meere stand, Schatten und Kühle gesucht. S. gesellte sich zu mir. Am Ufer standen die Duellanten, aber nicht mehr in gleicher Weise gefechtsbereit.

Es war zehn Uhr. Der Kampf währte seit nahe an vier Stunden. Die Sonne

brannte am weißen Himmel, das Meer blühte im hellsten Lichte. Miguel war in Schweiß gebadet. Das Haar lag ihm feucht auf der Stirn, und das Stück Holz, das vorher weit ins Wasser geschleudert worden war, fiel nun, mit erschlafte Arm geworfen, nahe am Ufer in das Wasser. — Doch aber war ganz außer sich vor Freude. Ein solches Vergnügen war ihm nie in seinem Leben geboten worden. In seinen kühnsten Träumen hatte er nicht hoffen dürfen, je einen Menschen zu finden, der einen halben Tag lang mit ihm spielen würde. Nach jedem neuen Wurf stürzte er mit ungeschwächter Kraft ins Wasser und wartete, nachdem er das Holz zurückgebracht hatte, mit kaum zu bändigender Ungeduld auf die Fortsetzung des wunderschönen Zeitvertreibs.

„Der Hund wird den Mann tödten,“ meinte S. gelassen.

Noch eine halbe Stunde ging hin, und dann wandte sich Dom Miguel, ein Bild des Jammers, zu uns, näherte sich schwankenden Schrittes dem Baume, unter dem wir saßen, und fiel dort halb ohnmächtig nieder. — Das war das Ende einer Wette, die trotz des geringen Einsatzes auf der ganzen Küste bekannt wurde und deren sich mancher Fremde erinnern wird, der im Jahre 1861 in China gelebt hat. Sie hatte keine üblen Folgen. Dom Miguel, ein kräftiger junger Mann, an ein heißes Klima gewöhnt, erholte sich in wenigen Stunden von der Anstrengung, der er sich unterzogen hatte, und machte mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Honneurs seines Dinners.

S. verließ uns am folgenden Tage. Bald darauf nahm ich ebenfalls von Macao und Dom Miguel Abschied, um nach Hongkong und von dort nach Shanghai zurückzukehren. — Ich beendete während des drückend heißen Sommers von 1861 die Geschäfte, die mir noch oblagen, und bereitete mich darauf zur Rückreise nach Europa vor. Ich hatte den Chinesen keine der liebenswürdigen Seiten abgewinnen können, die Walsh mir an ihnen gerühmt, und sehnte mich fort aus dem heißen, feuchten Lande, in dem ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen beträchtlichen Theil meiner guten Laune und auch meiner Gesundheit eingebüßt hatte.

Meine Abschiedsvisiten waren bereits

beendet, und ich überwachte den Boy, der damit beschäftigt war, in meiner Stube aufzuräumen und meine Koffer zu packen, als Thomas Walsh in das Zimmer trat. Er war vor wenigen Stunden von einer langen Reise auf dem Yangtsekiang zurückgekehrt, und ich hatte ihm noch nicht sagen können, daß ich beabsichtigte, direct nach Europa zurückzukehren. Als er es erfuhr, suchte er mich zu überreden, auf diesen Plan zu verzichten. Er theilte mir mit, daß er soeben ein Dampfschiff von Hongkong nach Nagasaki expedirt habe, das er an die japanische Regierung zu verkaufen hoffe. Bevor er jedoch den Handel abschließe, wolle er auf dem Steamer eine Reise um Japan machen. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, und sagte mir, ich könne, wenn ich es wünsche, den „St. Louis“ in Nikolajewsk verlassen und von dort über Sibirien nach Europa zurückkehren; oder es stünde mir frei, in Yokohama zu landen, wo ich sichere und gute Gelegenheit nach San Francisco finden würde.

Ich ließ mir nicht lange zureden. Mir lag vorläufig nur daran, mich von China zu entfernen. Rußland sowohl wie Amerika waren mir unbekannt, und ich befreundete mich schnell mit dem Gedanken, meine Rückreise über Sibirien oder durch den nordamerikanischen Continent zu bewerkstelligen. Endlich versprach ich mir auch Vergnügen davon, Japan wiederzusehen, das ich vor zwei Jahren, unmittelbar nachdem das Land den Fremden geöffnet worden war, besucht und das mir damals gut gefallen hatte. — Ich versprach Walsh, in Nagasaki auf ihn zu warten; einstweilen trennte ich mich jedoch von ihm, da er noch einige Tage in Shanghai zu thun hatte, während ich die erste Gelegenheit benutzen wollte, um nach Japan zu gehen. Walsh hatte im Laufe unseres Gespräches erwähnt, daß ein gutes Segelschiff, der Schoner „C. E. Tilton“, am nächsten Tage die Reise nach Nagasaki antreten werde. Ich kannte den Capitän des Schiffes und begab mich unverzüglich zu ihm, um ihn zu fragen, ob in seiner kleinen Kajüte ein Platz für mich frei sei. Er bejahte dies; wir einigten uns schnell über die Passagebedingungen, und am Abend desselben Tages schiffte ich mich an Bord des „C. E. Tilton“ ein.

Japan.

Reise von Shanghai nach Nagasaki. Ankunft in Nagasaki.

Ich hatte Shanghai am 23. August 1861 verlassen und langte am 2. September nach einer stürmischen Ueberfahrt, die volle zehn Tage gedauert hatte, vor dem Hafen von Nagasaki an. Dort, in einer Entfernung von etwa zwanzig englischen Meilen vom Ziele meiner Reise, fiel der Wind, der bis dahin frisch geweht hatte, so daß der „Tilton“ bald darauf mit schlaff herabhängenden Segeln unbeweglich auf der ruhigen blauen See dalag. Als die Windstille nahe an vierundzwanzig Stunden gedauert hatte und der Capitän immer noch kein Anzeichen bemerkte, das eine Aenderung des Wetters wahrscheinlich gemacht hätte, verlor ich die Geduld.

Rings um den Schoner wimmelte es von kleinen Fischerbooten; einige hatten sich uns bis auf wenige Schritte genähert, um uns Fische zum Verkauf anzubieten. Ich verstand genug Japanisch, um ein einfaches Anliegen vorbringen zu können, und hatte mich bald mit einem der Bootsführer geeinigt. Er übernahm es, mich für die bescheidene Summe von einem Igebu — ungefähr zwei Mark — nach Nagasaki zu führen. Ich packte darauf einige Toilettengegenstände in meine Reisetasche, um im Nothfall meine Koffer, die ich an Bord des „Tilton“ ließ, zwei oder drei Tage entbehren zu können, sagte dem Capitän Adieu, versprach, ihn in Nagasaki bei seinem Consignator anzumelden, und ließ mich dann in das Boot hinunter, in dessen Vordertheil ein bequemer Sitz für mich eingerichtet worden war.

Die Bemannung des Bootes bestand aus sechs jungen Fischern, die sich mit großer Energie auf die schweren Ruder legten, sobald ich ihnen bedeutet hatte, sie könnten sich nun auf den Weg machen. Sie waren beinahe vollständig nackt, mittlerer Größe, rothhäutig wie amerikanische Indianer, kräftig und wohlgebaut, sehr unähnlich in dieser Beziehung den Japanern aus vornehmen Familien, die man in Europa antrifft und von denen die meisten eine hellere Hautfarbe und weit schlechtere und schwächlichere Figuren haben als ihre abgehärteten, zähen Lands-

leute, die Jahr ein, Jahr aus auf der See leben und ein Gewerbe treiben, das die Entwicklung aller Muskeln außerordentlich begünstigt. — Ich sah den Bootskleuten eine Weile zu. Sie arbeiteten tapfer, und das kleine scharfe Fahrzeug wurde von ihnen rasch durch das Wasser getrieben. Doch schien es mir, wenn ich mich wieder orientiren wollte, als kämen wir nur langsam vom Fleck. Der große „Tilton“ lag noch immer in geringer Entfernung hinter mir, und auf dem hohen Ufer von Kinsiu konnte ich nichts erkennen als dieselben großen Linien der Berge, die auch auf dem „Tilton“ schon klar und deutlich vor mir gestanden hatten. Ich beugte mich aus dem Boote auf das Wasser hinab, so daß ich nur den blauen glitzernden Spiegel sehen konnte. Er erschien mir grenzenlos, und es war mir, als triebe ich auf einer unermesslichen Wasseröde. Nach einigen Stunden der einförmigen Fahrt wurde ich schläfrig. Einer der Fischer war mir behülflich, aus meinem Sitz ein Lager zu machen. Ich streckte mich darauf aus und schlief fest ein. Als ich wieder erwachte, war es dunkel geworden. Im Vordertheil des Bootes hatte man eine große Laterne aus Papier angezündet. Bei dem schwachen Lichte, das sie um sich verbreitete, sah ich die sechs Fischer noch immer unermüdlich bei ihrer Arbeit. Die dunklen Körper beugten und hoben sich langsam und regelmäßig wie Maschinenwerk bei jedem Schlag der langen, schweren Ruder. Die Leute lachten gutmüthig, als sie sahen, daß ich mir die Augen rieb, und machten mir verständlich, daß ich drei volle Stunden geschlafen habe, aber daß wir nun auch bald, in einer Stunde etwa, in Nagasaki sein würden.

Ich will hier bemerken, daß die japanische Sprache, deren gründliches Studium dem Philologen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, dem Touristen bald geläufig wird, wenn er sich, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf Sprachforschungen gar nicht einläßt, sondern zufrieden ist, sich über die gewöhnlichsten Angelegenheiten und Lebensbedürfnisse mit seiner japanischen Umgebung ungefähr verständigen zu können. Wenn man einige fünfzig Phrasen und vielleicht zweihundert Vocabeln im Kopfe hat, so bedarf es nur

noch eines einigermaßen intelligenten Zuhörers, um so ziemlich Alles ausdrücken zu können, was für einen primitiven Hausbedarf nothwendig ist. Die japanischen Worte sind reich an breiten reinen Vocalen, die jeder Europäer mit Leichtigkeit richtig aussprechen lernt, und die japanische Sprache klingt sehr hübsch, besonders wenn man sie von den artigen, freundlichen Mitgliefern der besseren Classen sprechen hört.

Gegen zehn Uhr Abends passirten wir den engen Canal, der die Schwesterinseln Jiwosima, die sich am Eingange der Bai von Nagasaki befinden, von einander trennt; bald darauf fuhren wir an der kleinen Insel Papenberg vorbei, auf der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Massenermordung japanischer Christen stattgefunden haben soll; und um elf Uhr endlich, acht Stunden, nachdem ich den „Tilton“ verlassen hatte, setzte ich in Oora, der Vorstadt von Nagasaki, in der sich die Fremden seit 1859 niedergelassen haben, Fuß auf japanischen Boden. — Ich kannte die Gewohnheiten meines alten Freundes, des amerikanischen Consul's John Walsh, des jüngeren Bruders von Thomas Walsh in Shanghai, und wußte, daß ich ihn trotz der späten Stunde doch nicht stören würde. Ich nahm also meinen Reisefack, lohnte den Bootsführer ab und stieg auf einer bequemen Treppe den kleinen Hügel empor, auf dem Walsh's Bungaloo gelegen war. Von Weitem schon sah ich, daß die Veranda noch hell erleuchtet war; und als ich mich dem Hause genähert hatte, hörte ich, daß man sich dort noch eifrig unterhielt. Ich rief Walsh beim Namen, denn ich wollte nicht unangemeldet in den Hof treten, da ich nicht ganz sicher war, von Tiger, Walsh's großer Dogge, nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit als ein guter Freund wiedererkannt zu werden.

„Halloh! — Wer ist da?“ tönte Walsh's Stimme.

Ich nannte meinen Namen. — Darauf freundliches Rufen.

„Herein! herein mit Ihnen! — Tiger, sei ruhig!“

Walsh kam mir an dem großen Thorweg entgegen, den der Monban (Portier) geöffnet hatte, und hieß mich auf das herzlichste willkommen. Tiger beschnüffelte

mich lange und aufmerksam und drückte dann seinen großen Kopf an mich, um sich von mir streicheln zu lassen. — Ich fühlte mich wohl, als wäre ich nach Hause zurückgekehrt, und meine ersten Worte waren:

„Ich komme von Shanghai; das ist ein abscheulicher Ort! Ich lobe mir Nagasaki!“

Nachdem ich darauf eine Menge Fragen über gemeinschaftliche Freunde in Shanghai beantwortet und erklärt hatte, auf welche Weise ich allein angekommen sei, wurde ich in daselbe niedrige, kleine, mit reinen japanischen Matten bedeckte Zimmer geführt, das ich im Jahre 1859 bereits bewohnt hatte und in dem mich ein kolossales, mit Mosquito-Gardinen versehenes Ringpo-Bett gastlich zur Ruhe einlud. Auch derselbe Kogkoi (Diener), dessen Reinlichkeit und stilles gewandtes Wesen noch von meinem ersten Besuche her in guter Erinnerung bei mir war, kam mir dort entgegen, ließ sich auf die Kniee nieder, berührte den Boden mit der Stirn und begrüßte mich mit der üblichen freundlichen Begrüßungsformel: „Sindate allingato!“ („Für ehemals“ — d. h.: für alte erwiesene Gutthaten — „Dank!“) — Es ist erfreulich, auf diese Weise bewillkommen zu werden, zu hören, daß der Mensch, den man gern wieder sieht, eine dankbare Erinnerung der alten Beziehungen zu ihm bewahrt hat. Ich fühlte mich geneigt, dem braven To die Hand zu geben; aber ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß eine so unerhörte Familiarität ihn nur befremdet haben würde, und begnügte mich damit, ihm einige freundliche Worte zu sagen, denen er, so schlecht japanisch sie auch sein mochten, mit einer Art zerknirschter Freude zu lauschen schien; denn er athmete tief und hörbar auf, als könne er sich vor Ehrerbietung kaum fassen. — Das war im Jahre 1861, und der alte Kogkoi hatte erst einen fremden Herrn gekannt, und zwar einen sehr guten. Seitdem hat sich dies Alles geändert. Die Japaner, denen die „Pioniere der Civilisation“ nicht immer ein gutes Beispiel in Bezug auf Höflichkeit und Sitte gegeben haben, sind diesen gegenüber sehr dreist geworden, und es bedarf nicht selten großer Strenge, um Untergebene in Ordnung zu halten,

und bedächtiger Ruhe, um den Annahmen einer gewissen Classe japanischer Beamten gebührende Grenzen zu setzen.

Nagasacki.

Nagasacki ist der freundlichste Hafen im fernem Osten. Er hat einen geringen Umfang, so daß er leicht ganz übersehen werden kann, und ist rings von schönen grünen Hügeln eingeschlossen, die mit stolzen, mächtigen Bäumen und frischen, üppig treibenden Sträuchern bedeckt sind, und auf denen sich Dorf an Dorf und Landhaus und Tempel an Landhaus und Tempel reihen. Die Landschaft ist nicht großartig, aber sie ist vollkommen schön. Zwar erblickt der Beschauer weder Vulcane noch schneebedeckte Bergriesen, aber er verlangt auch nicht danach. Sein Blick ruht befriedigt auf dem lieblichen Bilde, das sich vor ihm ausbreitet; denn das Land ist unbeschreiblich anmuthig in seiner friedlichen, freundlichen, immergrünen Pracht. Man begreift, wenn man es sieht, daß seine Bewohner Jahrhunderte lang in gänzlicher Abgeschlossenheit leben konnten und sich nur ängstlich den geheimnißvollen Fremden näherten, die ihnen Wunderdinge versprachen und erstaunliche Kunstwerke vor ihnen ausbreiteten, um sie aus ihrer Zurückgezogenheit herauszulocken. Die Japaner hatten nichts zu gewinnen, wenn sie Freunde der Fremden wurden. Sie besaßen Alles, was ihre genügsamen Herzen wünschten; dagegen durften sie fürchten, bei einer plötzlichen Umwälzung der alten Verhältnisse das zu verlieren, was sie Jahrhunderte lang zu einem der glücklichsten Völker der Erde gemacht hatte.

Auf der Westseite des Hafens von Nagasacki befindet sich die japanische Maschinenfabrik von Komura, die seit längerer Zeit von holländischen Ingenieuren geleitet wird. Die großen, rothen, rauchenden Schornsteine, die sich über der Fabrik erheben, geben diesem Theil der Landschaft einen Charakter, der den europäischen Beschauer lebhaft an den Westen erinnert.

Im Norden von Nagasacki, ebenfalls auf der Westseite der Bai, in der unmittelbaren Nähe eines kleinen Fischerdorfes mit Namen Tsassa, haben sich die

Russen festgesetzt. Die Niederlassung ist durch die Bai von der Stadt Nagasacki und von Dora, dem eigentlichen Fremdenquartier, getrennt, und ihre Lage zeigt deutlich, daß die Russen ursprünglich nicht beabsichtigten, sich als Handelstreibende in Nagasacki zu etabliren. — Noch weiter nördlich, am äußersten Ende der Bai, erblickt man ein wohlcultivirtes Thal, das von einem kleinen Bache, der sich in den Hafen ergießt, durchflossen wird und in dem sich zahlreiche wohlhabende Ortschaften befinden.

Nagasacki erstreckt sich längs der Ostseite der Bai. Es ist eine bedeutende Stadt, die nahe an zehntausend Häuser und ungefähr fünfundsiebzigtausend Einwohner zählt. Sie liegt in einem großen Thale von unregelmäßiger Form, das durch malerische Hügel von fünfhundert bis tausend Fuß Höhe gebildet ist. An manchen Stellen klimmt die Stadt den Hügel hinauf und bedeckt diesen bis zu einer Höhe von zweihundert bis dreihundert Fuß mit ihren kleinen weißen, reinlichen Häusern. Dazwischen erheben sich zahlreiche Tempel, die an ihren mächtigen, in der Sonne glänzenden, schwarzen Dächern leicht zu erkennen sind. An anderen Stellen, da, wo die Stadt in der Ebene geblieben ist, sieht man auf den Hügeln wohlunterhaltene Todtenäcker mit Tausenden von kleinen, weißen Grabsteinen; ferner vereinzelte, von großen Gärten oder Höfen umgebene Tempel, freundliche Landhäuser und im Schatten hoher alter Bäume die kleinen, friedlichen Wohnungen einfacher Ackerbürger. Ueberall, wo nicht ein Gebäude steht, grünt und blüht es. Alles auf den Anhöhen von Nagasacki athmet volles, kräftiges, ungetrübtes Leben.

Um die Landschaft ganz würdigen zu können, muß man eine Anhöhe ersteigen, welche die Südgrenze der Stadt bildet und an deren Fuß zu meiner Zeit das englische Consulat errichtet war.

Ein bequemer Steig führt bis zu einer Höhe von ungefähr fünfhundert Fuß; dann hat man sich seinen Weg durch Bäume und Sträucher zu bahnen, und bald erreicht man eine Plattform mit herrlicher Aussicht. Auf der einen Seite erblickt man die blaue Bai und die freundliche weiße Stadt von Nagasacki. Große

Rauffahrer und mächtige Kriegsschiffe des Westens wiegen sich im Hafen. Zwischen und hinter diesen Fahrzeugen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker. Leichte japanische Boote durchkreuzen die stille Fluth in allen Richtungen, und der monotone Gesang, mit dem die Fischer und Bootleute ihre Arbeit zu begleiten pflegen, dringt harmonisch gedämpft zur Höhe herauf, auf der der Schauende weilt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bai sieht man Konura, Inassa, den von den Russen occupirten Tempel, das grüne Thal, das sich am Nordende des Hafens befindet, und die zahlreichen Ortschaften, die in demselben gelegen sind. Nagasaki selbst zeigt sich in seiner ganzen Ausdehnung. Dem Mittelpunkt der Stadt gegenüber und durch einen schmalen Canal von derselben getrennt, liegt die kleine Insel Decima, die alte, wohlbekannte holländische Factorie; — am Süden der Stadt, am Fuße des Berges, breitet sich Dora, das neue Fremdenquartier, aus.

Das alte, pittoreske Decima, das Decima der Kämpfer Thunberg und Siebold, ist durch Feuersbrünste zerstört worden. Das neue Decima ist eine kleine holländische Stadt. Die wenigen Straßen sind schnurgerade, äußerst reinlich, todtenstill und schneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser, eines dem anderen gleich, sind weiß getüncht, haben kleine, bescheidene Fenster, braun angestrichene Fensterläden und sehen wie Scheunen oder Casernen aus. Nichts in Decima erinnert daran, daß man sich im fernen Osten befindet; und wären nicht die zahlreichen, jungen japanischen Mädchen, die man in den Thüren der Häuser stehen oder in den Straßen umherwandeln sieht, so könnte man sich in eine unbedeutende niederländische Stadt versetzt glauben. — Dort lebten im Jahre 1861 einige dreißig holländische Kaufleute und mehrere Beamten. Sie bildeten eine von den in Dora lebenden Fremden fast gänzlich abgeforderte Gesellschaft. Sie verließen Decima nur selten, hatten ihre Privatinteressen und Privatvergünungen und kümmerten sich wenig oder gar nicht um Engländer und Amerikaner. Diese machten ihrerseits keinen Versuch, sich den Holländern zu nähern, und sahen ohne jeden vernünftigen Grund mit einer ge-

wissen Geringschätzung auf die ruhigen Geschäftsleute hinab, welche sie „Decima-Krämer“ nannten.

Dora war, als ich es kennen lernte, noch im Entstehen. Es existirten dort nur fünf oder sechs fertige Gebäude, die im Stile der europäischen Häuser von Shanghai, aber nach einem bescheideneren Maßstabe erbaut waren. Seitdem ist eine große Anzahl neuer Wohngebäude und feuerfester Waarenlager in Dora errichtet worden, und jetzt erhebt sich am Süden von Nagasaki eine fremde Stadt, in der Engländer, Amerikaner und Deutsche sich für alle Zeiten festgesetzt zu haben scheinen.

Die Bai, Konura, Inassa, Nagasaki, Decima und Dora bilden die eine Seite des großen Bildes, das man zu seinen Füßen sieht, wenn man den Berg des englischen Consulats erstiegen hat. Wendet man sich nun nach der anderen Seite, so erblickt man einen wahren Inselgarten vor sich ausgebreitet. Die See erstreckt sich, so weit das Auge reicht; aber nicht die großartig einförmige See, sondern ein Meer, in dem das Land seine Rechte stark geltend macht. Ueberall längs der Küste von Kjusiu erheben sich grüne Inseln aus dem dunklen, blauen Meer; dazwischen öde, rauhe, unfruchtbare Felsen. — Wenn das Meer bewegt ist, dann bricht sich die See brausend und schäumend an dem felsigen, nachgewaschenen Fuß der Inseln und stürzt laut heulend über die Klippen, die sie mit schneeweißem Schaum bedeckt, um sie gleich darauf wieder in ihrer schwarzen Nacktheit zu zeigen. Ist der Himmel klar und die See ruhig, so umgiebt sie Insel und Felsen mit einem breiten geschmeidigen Gürtel von Azur und flüssigem Silber, und ihr leises Murmeln scheint ewige Ruhe und ewigen Frieden zu versprechen. Aber das japanische Meer ist falsch und tückisch. Es verschlingt alljährlich zahlreiche Opfer und wird von den Schiffen gefürchtet.

* * *

Nagasaki wird dem Fremden bald heimisch. Eine Straße gleicht der anderen, ein Haus dem anderen. Der öffentlichen Gebäude giebt es nur wenige. Diejenigen, die man findet, zeigen nichts

Bemerkenswerthes und gleichen mit ihren weißgetünchten Mauern und kleinen, vergitterten Fenstern einem Gefängniß, einer Caserne oder einem Waarenlager. — Die Häuser der Kaufleute und Bürger sind klein und haben gewöhnlich zwei Stockwerke. Sie sind außerordentlich leicht gebaut. Die inneren Wände bestehen aus dünnen, hölzernen Rahmen, die mit Papier überzogen sind, — aber sie sind mit großen, schweren Ziegeldächern bedeckt, die auf starken Holzpfählern ruhen. Eine Jahrhunderte alte Erfahrung hat diese Bauart als die zweckmäßigste erwiesen, um den in Japan häufig wiederkehrenden Erdbeben einigermaßen zu widerstehen.

Das japanische Papier, das zur Bekleidung der Thüren und Fenster benutzt wird, ist zwar außerordentlich zähe und stark, so daß man es beinahe mit leichtem Baumwollstoff vergleichen kann, aber es besitzt doch nicht annähernd die Widerstandsfähigkeit des Glases und muß in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen immer wieder erneuert werden. Dies trägt wesentlich dazu bei, auch den ärmlichen japanischen Häusern das reinliche, freundliche Aussehen zu geben, welches den Fremden beim Eintritt in japanische Ortschaften angenehm auffällt. — Das Papier, welches bis zum Jahre 1859 das Fensterglas ganz allgemein ersetzte, ist gerade durchsichtig genug, um so viel Licht in die Wohnungen gelangen zu lassen, wie nöthig ist, um dort die Verrichtung der gewöhnlichen Hausarbeit zu gestatten. Die angenehme Halbdämmerung, die in den Zimmern herrscht, ladet zur Beschaulichkeit und Trägheit ein, und der Japaner ist, im Allgemeinen wenigstens, keineswegs ein Mann, der sich durch energische Thätigkeit auszeichnet. Die Handwerker, welche sehr geschickt sind und an gutem, sicherem Geschmac mit den besten französischen Arbeitern wetteifern können, verrichten ihr Gewerbe gewöhnlich bei offenen Thüren und Fenstern. Ueberhaupt kam das Leben des Japaners nicht als ein geheimnißvolles bezeichnet werden. Er pflegt sogar Vieles bei offenen Thüren und Fenstern zu verrichten, was das europäische Anstandsgefühl verletzt. Daher kommt es auch, daß man dem Japaner häufig vor-

geworfen hat, schamlos zu sein. Dieser Vorwurf scheint mir jedoch unbegründet.

Die Japaner waren, bis sie mit den Fremden in Verbindung traten, ein harmloses Völkchen als die Nationen des Westens; und mancherlei Natürliches, was in civilisirten Ländern schicklicher Weise verschleiert wird, zeigte sich dort unverhohlen auf offener Straße und am hellen Tage. Ich will in dieser Beziehung nur eines alten Gebrauches erwähnen, nämlich des Badens von Männern und Frauen in denselben engen Räumen und des Badens von jungen Mädchen und alten Weibern auf offener Straße. — Die Japaner pflegten darauf gar nicht zu achten, und die Badenden erregten kein Aergerniß. Seit dem Tage aber, an dem es ihnen auffiel, daß die Fremden ihnen ungewohnte Aufmerksamkeit zollten, wurden die Bäder auf offener Straße immer seltener, und ich glaube nicht, daß ein Europäer heute noch Grund haben wird, in dieser Beziehung über japanische Schamlosigkeit und Sittenlosigkeit zu klagen. Das Schamgefühl war bei den Japanern im Jahre 1859 nur höchst unvollkommen entwickelt. Eine auffällige Sittenverderbnis existirte keinesfalls unter ihnen, und nach ihrer Art hatten sie in dem halbparadiesischen Zustande, in dem sie in ihrer glücklichen Zurückgezogenheit lebten, ebenso viel Zucht und Sitte wie wir.

Das Innere der japanischen Häuser ist sauber und reinlich; auch ist Ordnung und Reinlichkeit leicht aufrecht zu erhalten, denn man findet dort fast keines der bei uns gebräuchlichen Möbel, als da sind Sopha, Tisch, Stuhl, Schrank, Bett. — Die Zimmer sind mit hellgelben Strohmatten bedeckt und beinahe gänzlich leer. Auf der Matte, in der Nähe eines Kohlenbeckens (Chibats), kauert der unthätige Japaner, stundenlang aus einer Miniaturpfeife rauchend und mit anderen, ebenfalls unthätigen Freunden harmlos plaudernd. Handelt es sich darum, einen Brief zu schreiben oder eine Rechnung auszustellen, so wird aus einer der Nischen, die sich in großer Anzahl in den meisten Zimmern befinden, eine Tafel hervorgeholt, die einen halben Fuß hoch, einen Fuß breit und zwei bis drei Fuß lang ist. Der Japaner hockt vor diesem Möbel nieder, zieht aus seinem Gürtel

ein kleines, längliches, kupfernes oder silbernes Gefäß, einem französischen Pfeifenetui nicht unähnlich, und findet in demselben einen Schreibpinsel und Tinte. Ist der Brief geschrieben, so wird die Tafel bei Seite gesetzt, und das Zimmer ist wieder leer. — Zur Zeit der zahlreichen, aber gewöhnlich einfachen Mahlzeiten, die der Eingeborene im Laufe des Tages zu sich nimmt, werden andere Tische in das Zimmer getragen, groß wie eine Fußbank oder vielleicht ein Bißchen größer. Darauf stehen in hübschen, lackirten, hölzernen Tassen und Schalen und in eleganten porzellanenen Gläsern: Gemüse und Fisch, Reis, Früchte, Zuckergebäck, Satti (Reisbranntwein) und Thee. Das Mahl, aus winzigen Gerichten bestehend, ist schnell eingenommen; Tische und Schalen verschwinden, und wiederum ist das Zimmer rein und ordentlich. Der „Chibats“ und „Tabaccobon“ allein verlassen daselbst nie; denn der Japaner ist ein großer Raucher und muß immer Tabak und Feuer in seiner Nähe haben. — Der Tabaccobon ist ein kleines, häufig sehr geschmackvoll und kostbar gearbeitetes Möbel. Er enthält ein Miniaturkohlenbecken und ein Gefäß, in dem die ausgerauchte Pfeife gereinigt wird; ferner ein oder mehrere Kästchen, in denen man den Tabak aufbewahrt.

Kommt die Nacht und wollen sich die Bewohner des Hauses zur Ruhe begeben, so werden seidene oder baumwollene Steppdecken auf dem Boden ausgebreitet. Auf diese Decken wird für jeden der im Hause Wohnenden ein hölzernes, hartgepolstertes Kopfkissen von der Form eines Bügels eifens und ein sehr weiter und langer, dick gefütterter seidener oder baumwollener Schlafrock bereit gelegt. Der Japaner entledigt sich seiner Oberkleider, wickelt sich im Winter in den warmen Schlafrock, streckt sich im Sommer auf demselben aus und ruht bald unbeweglich, einem Todten ähnlich, das Haupt auf das acht bis zwölf Zoll lange und anderthalb bis drei Zoll breite Kopfkissen gestützt. So liegen in einem und demselben Zimmer, das Gesicht aufwärts gekehrt, Männer, Weiber und Kinder neben einander. In einer kleinen Stube, in die wir nicht zwei Betten stellen möchten, würden wohl ein Duzend und mehr Japaner Raum genug

zum Schlafen finden. Wie die Chinesen, vor denen sie sich übrigens durch ihre große Reinlichkeit vortheilhaft auszeichnen, können die Japaner sich mit sehr wenig Raum begnügen und scheinen den Mangel an frischer Luft nicht im mindesten zu fühlen. — Am frühen Morgen werden Decken, Schlafrocke und Kopfkissen aus dem Gemach geräumt; die großen Schiebethüren werden nach allen Seiten hin weit geöffnet, die Matten mit großer Sorgfalt gereinigt und das Zimmer kann alsdann für den Tag wieder als Wohn-, Schreib- und Eßstube dienen. Decken, Kopfkissen, Schlafrocke, Tische, Bänke werden in einem besonderen Gelaß aufbewahrt. Diese Möbel, Geräthschaften und Kleidungsstücke nehmen einen geringen Raum ein, und der Fremde, der in die Stube tritt, in der sie aufgestapelt sind, wundert sich darüber, wie wenig zu einem japanischen Bürgerhaushalt gehört.

Die großen Herren des Landes sehen einen gewissen Stolz darin, viele Möbel und dergleichen zu besitzen. Wenn ein vornehmer Mann im Lande reist, so ist er oft von Hunderten von Bedienten gefolgt, welche leichte, schönlackirte Kisten aus Holz oder Bambusrohrgeflecht tragen, in denen sich die zu des Prinzen Haushalte nöthigen Effecten befinden. Darunter befinden sich aber viel Luxusmöbel und Galatkleidungsstücke. Die wirklichen Haushaltungsbedürfnisse des Japaners können durch sehr Weniges vollkommen befriedigt werden.

Wenn ein Reisender ein oder zwei japanische Häuser gesehen hat, so genügt ihm dies in der Regel. — In den Läden von Nagasaki findet er des Kauf- und Sehenswürdigen auch nur wenig. Man zeigt ihm dort lackirte Tassen, Schalen, Teller, Schränke, Kasten u., die mit den schön gearbeiteten Waaren, welche in Yokohama und Jeddo zum Verkauf angeboten werden, nicht zu vergleichen sind. Manchmal hat man das Glück, einen Kaufmann anzutreffen, der soeben von Osaka oder von Miako zurückgekehrt ist und von dort schöne alte Kunstgegenstände mitgebracht hat. Aber für diese wurden selbst im Jahre 1861 schon hohe Preise gefordert, Preise, die in Europa nur ein Kunstliebhaber oder Curiositätenjäger bezahlen würde. Bei anderen Händlern

findet man die gewöhnlichen japanischen Waaren, hier und da eine hübsche Eisen- oder Holzschnitzerei; und wenn man nicht Kaufmann oder eifriger Sammler ist, so wird man des „Shopping“ bald überdrüssig und sucht sich andere Zerstreuungen in Nagasaki.

Man muß die Tempel, die größten Mia und Tera noch besuchen. Eine Mia ist ein religiöses Gebäude, das dem Sintoismus, dem alten japanischen Cultus, geweiht ist. Die Tera sind Buddhisten-Tempel. — Wenn man eine Mia und zwei bis drei Tera gesehen hat und die japanische Religion nicht gerade zum Gegenstand eines besonderen Studiums machen will, so ergeht es Einem mit den religiösen Gebäuden wie mit den Wohnhäusern: man findet kein besonderes Interesse mehr an ihnen. Die Tempel unterscheiden sich in der That auch nur sehr wenig von einander. Die größten unter ihnen sind leidlich besucht. In der Umgebung der kleineren herrscht Einsamkeit. Man findet dort schöne, stille Plätze mit uralten, mächtigen Bäumen, in deren Schatten im Sommer sanftes Ruhen ist.

Die Mia sind große leere Gebäude, die gar keine Götzenbilder enthalten. Man bemerkt dort einen einfachen polirten Metallspiegel als Symbol der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welche die Sinto-religion ihren Anhängern als vornehmstes Gesetz vorschreibt.

In den Buddhisten-Tempeln findet man dem Eingang gegenüber einen Hauptaltar, auf dem eine, zwei oder drei kolossale Figuren aus Holz und zahlreiche kleinere Götzenbilder aufgestellt sind; ferner Weihbecken, Rosenkränze, kleine Glocken, Betstäbe, Leuchter, Lampen, Gebettafeln zc. Der Hauptaltar ist in der Regel reich geschmückt, mit seidenen Decken und Vorhängen versehen und mit den kostbarsten Geräthschaften bedeckt, die sich im Besitz des Tempels befinden. Rechts und links vom Hauptaltar sind Seitenaltäre angebracht, die wie jener, aber bescheidener ausgeschmückt sind. In den meisten Tera findet man große Laternen aus Papier; hier und da sieht man auch Aquarelle auf Holz, Seide oder Papier. Einige dieser Bilder stellen einen Schiffbruch

oder einen Menschen in Lebensgefahr dar und sind augenscheinlich Weihgeschenke.

Am Eingang der Tera steht ein großer Kasten, in den Jeder, der in den Tempel tritt, einige Kupfermünzen zu werfen pflegt, die zum Unterhalt der den Tempel bedienenden Priester verwandt werden. An der Thür der großen Tera findet man gewöhnlich einen oder mehrere Mönche, welche geweihte Rosenkränze, Bilder der Heiligen, welche im Tempel verehrt werden, und andere religiöse Gegenstände verkaufen.

Die zahlreichen Sinto- und Buddha-Mönche und Nonnen — man sagt, daß es deren an viermahlhunderttausend gäbe — erfreuen sich keines besonderen Ansehens und thun wenig, um die Hochachtung ihrer Mitbürger zu verdienen. Am populärsten unter ihnen ist eine Bruderschaft von Blinden, deren Mitglieder über ganz Japan verbreitet sind und das Gewerbe des Massirens mit großer Geschicklichkeit betreiben. Sie gehen des Abends mit einer brennenden Laterne umher, und man erkennt sie schon von Weitem an ihrem schlurfenden Schritt und an dem schrillenden Pfiff, den sie von Zeit zu Zeit auf einem kleinen Holzinstrument ausstoßen. Wenn ein Japaner sich körperlich stark angestrengt hat und Müdigkeit in den Gliedern fühlt, so ist sein erster Gedanke, einen blinden „Bo-san“ zu rufen und sich von ihm massiren zu lassen. Diese Mönche treiben sich deshalb auch viel in der Nachbarschaft der Wirthshäuser umher, wo ihre Dienste von vielen der Reisenden in Anspruch genommen werden. — Vor den anderen Priestern hat das Volk eine Scheu, wie man sie bei uns im Mittelalter vor Hexen und Zauberern hatte und wie sie heute noch in Italien Mönchen gegenüber existirt.

Ein japanisches Volksfest.

Der japanische Olymp enthält eine bedeutende Anzahl von Göttern und Halbgöttern, und der Kalender ist mit Festtagen reichlich gesegnet. Die größten darunter fallen in den ersten, zweiten und fünften Monat des Jahres. — Der Neujahrstag wird wie bei uns gefeiert. Man macht sich Gratulationsvisiten und Geschenke, und der Gebrauch der Visiten-

karten bei dieser Gelegenheit ist in Japan mindestens ebenso verbreitet als bei uns. Im zweiten Monat (Ni-quats) wird das Fest der Frauen, im fünften (Go-quats) das der Männer gefeiert. Den in letzterem Monat geborenen Kindern männlichen Geschlechts soll nach japanischem Glauben ein besonderer Glückstern leuchten. Viele der kleinen Festtage gehen ohne sonderlichen Prunk vorüber; aber bei den großen, den sogenannten „Madzuri“, ist die ganze Bevölkerung in freudiger Aufregung.

Der Zufall wollte, daß während meines Aufenthaltes in Nagasaki das Fest des Stadtpatrons gefeiert und mir Gelegenheit geboten wurde, der größten „Madzuri“ des Jahres beizuwohnen. — Der Gouverneur der Stadt, der mit meinem Wirth, dem amerikanischen Consul, auf freundschaftlichem Fuße stand, ließ ihm am Tage vor dem Feste sagen, er habe in der Nähe seiner Loge Sitze bereiten lassen, von denen aus wir in aller Bequemlichkeit den Schauspielen beiwohnen könnten, die in freier Luft zu Ehren des göttlichen Schuhherrn der Stadt aufgeführt werden sollten. — Walsh nahm die Einladung an, und am nächsten Tage begaben wir uns rechtzeitig an den bestimmten Ort. Der Stadttheil, den wir bei dieser Gelegenheit durchschritten, war wie ausgestorben. Die Läden waren geschlossen, und die wenigen Japaner, die wir noch erblickten, eilten festlich geschmückt dem Schauplatz zu, wo die „Madzuri“ gefeiert werden sollte. Wir fanden, als wir dort ankamen, eine zahlreiche heitere und harmlose Gesellschaft versammelt. Mit jener Höflichkeit, die damals dem Japaner noch angeboren erschien, von der er aber leider während der letzten zwanzig Jahre einen großen Theil eingebüßt hat, beeilte man sich, uns überall Platz zu machen. Es war, als ob sich die Leute sagten: „Hier kommen Fremde; wir wollen sie als Gäste mit schuldiger Zuvorkommenheit behandeln.“ — So durchschritten wir einen großen Platz und gelangten nach einer Tribüne, von der aus man denselben vollständig übersehen konnte. Ein Offizier erwartete uns am Eingang und führte uns in eine bedeckte Loge, neben der des Gouverneurs und seiner Offiziere gelegen. Im Hintergrund derselben waren Tische aufgestellt, die mit

den ausgewähltesten Speisen und Getränken der japanischen Küche bedeckt waren: Reis, roher und gekochter Fisch, Eier, Gemüse, Obst, Zuckergebäck, süßer Wein von Osaka, Sakki (Reisbranntwein) und Thee. Kaum hatten wir uns gesetzt, so brachten uns die Bedienten Pfeifen und Tabak. Einige Minuten später erschien ein Offizier in Begleitung eines Dolmetschers, um Namens des Gouverneurs dafür zu danken, daß wir seiner Einladung Folge geleistet hatten. Darauf blieben wir uns selbst überlassen, um in Ruhe und Behaglichkeit das bunte Schauspiel zu unseren Füßen zu betrachten.

Vor uns befand sich ein weiter, leerer Raum, da die japanische Sitte nicht gestattet, daß das Volk sich unmittelbar der Loge des Gouverneurs näherte; und um diesen Raum drängte sich die schaulustige Menge. Den Kindern hatte man die besten Plätze eingeräumt. Es war ein Vergnügen, diese kleinen Japaner zu sehen; sie waren alle mit vollkommener Sauberkeit gekleidet, und man hatte ihnen die niedlichen Köpfe in putziger Weise frisirt. Hinter den Kindern standen die Eltern und Verwandten: die Männer, Gesicht und Haupt glatt rasirt, in langen dunkelfarbigen Kleidern, die an der Hüfte durch einen schmalen Gürtel (Obi) zusammengehalten werden; die Frauen in gefälliger und auffallenderer Tracht. Die schönen Haare, sorgfältig geglättet, waren zu pyramidalen Frisuren aufgesteift, mit langen, vergoldeten Nadeln geschmückt und um Rämme aus gelbem Schildpatt gewunden. Frauen und Mädchen waren über die Massen geschminkt und augenscheinlich ohne jede Absicht, dies zu verheimlichen; denn die rothe und weiße Schminke bildet leicht bemerkbare Schichten auf Hals und Wangen. Einige besonders kokette junge Personen hatten ihre Lippen vergoldet; die bescheideneren sich damit begnügt, dieselben mit Carmin zu röthen.

Die jungen japanischen Mädchen sind sehr anmuthig. Sie haben schöne, kleine, weiße Zähne, prachtvolles, schwarzes Haar, winzige Hände und Füße, sanfte, dunkle Augen und feingezeichnete Brauen. Sie sind klein und zart, von schlankem, symmetrischem Wuchse und ihre Manieren dürfen geradezu als vorzüglich bezeichnet

werden. In ihrer Art zu grüßen, zu danken, zu bitten ist eine abgerundete, gefällige Höflichkeit, wie man sie bei uns nur in den besten Classen der Gesellschaft findet. Wenn man sieht, wie die einfachen Bürgerstöchter sich mit Verbeugungen bis zur Erde, mit gewinnendem Lächeln und artigen Worten begrüßen; wenn man hört, wie sie im Vorübergehen „Ma-pira gomen assai“ flüstern, für eine illusorische Störung um Verzeihung bittend, so drängt sich jedem Unbefangenen die Bemerkung auf, daß das japanische Volk in seiner großen Mehrheit aus außerordentlich wohl-erzogenen Menschen zusammengesetzt ist.

Plötzlich erhebt sich großer Lärm. Die Menge lichtet sich und macht einem Trupp herumziehender Bänkelsänger Platz. Die Einen spielen die Pfeife, Andere die dreisaitige Guitarre (Sam-sin) oder schlagen die Pauke. Mehrere sind mit Werkzeugen und Brettern beladen. Endlich kommen drei große Männer, von denen ein jeder auf den Schultern rittlings ein wunderbar geschminktes und herausgeputztes Kind trägt. In wenigen Augenblicken haben die Maschinisten die Bretter aufgeschlagen, die Decorationen aufgestellt und die ganze Bühne hergerichtet. Die Handlung des Schauspiels, dem ich beivohnen soll, wird inmitten eines Gartens vor sich gehen. Ich erblicke Buschwerk, Bäume, ein kleines Haus, Ackergeräthschaften etc. Die Musikanten haben ihre Plätze eingenommen, die Kinder recken und strecken sich auf der improvisirten Bühne und überlassen es den Männern, von deren Schultern sie herabgestiegen sind, das, was an ihrer Toilette etwa in Unordnung gerathen ist, wieder herzustellen. Der Director steht auf seinem Posten; drei Schläge auf der großen Pauke geben das Signal, und die Vorstellung beginnt.

Ueber den literarischen Werth des Stückes, das man gab, muß ich mich jedes Urtheils enthalten. Es war, wie ich mich erinnere, ein Gewebe von langathmigen Declamationen und Unwahrscheinlichkeiten. Eine Sache fiel mir besonders auf, nämlich die unerschütterliche Ruhe und Sicherheit der jungen Schauspieler, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließen. Sie sprachen und spielten ohne die geringste Spur von Scheu und Verlegenheit, wie ein Kind, das eine Fabel auswendig

gelernt hat, diese vor nachsichtigen Verwandten und Freunden her sagt und sicher ist, damit zu gefallen. Das erste Drama war sehr einfach. Ein junger Mann macht einem jungen Mädchen eine Liebeserklärung; das verliebte Paar wird von einem Greise überrascht. Es folgt ein heftiger Auftritt. Die beiden Männer ziehen blank und kreuzen die Säbel. Dabei überschütten sie sich mit Injurien. Das junge Mädchen schluchzt und weint, bis es sich plötzlich erhebt und den Greis von hinten menschlins überfällt. Dieser taumelt und sinkt zu Boden; der Liebhaber versetzt ihm den Gnadenstoß. Gleich darauf erscheint der Getödtete aber wieder unter dem Costüm einer Gottheit und segnet das junge Paar. Sodann lassen es sich alle Drei angelegen sein, den glücklichen Tag durch einen Tanz zu feiern, dessen Ausgelassenheit sich mit dem wachsenden Lärm des Orchesters steigert. Plötzlich verstummt die Musik, und mit ihr hört der Tanz auf. Die Kinder steigen wieder auf die Schultern ihrer Träger, das Theater wird abgebrochen und die kleine Gesellschaft zieht mit klingendem Spiel auf und davon. Sie macht einer neuen wandernden Truppe Platz, um ihr kleines Drama vor anderen Zuschauern aufzuführen, die an einem entlegeneren Punkte der Stadt auf diesen Genuß warteten. Eine jede Vorstellung dauert etwa zwanzig Minuten, das Aufschlagen und Abbrechen der Bühne mit eingerechnet. Die Pause zwischen den Vorstellungen der einen und der anderen ambulanten Truppe währte kaum zehn Minuten. Seit neun Uhr Morgens hatte das Publikum schon mehr denn ein Duzend dramatischer Gesellschaften bewundert und war darauf vorbereitet, bis zu Sonnenuntergang noch einige zwanzig vorübermarschiren zu sehen.

Nachdem wir fünf dieser Aufführungen beigewohnt hatten, die sich alle darin glichen, daß die Rollen drei darstellenden Kindern anvertraut waren, verließen wir das Schauspiel, um andere Belustigungen der großen „Madzuri“ in Augenschein zu nehmen. Wir verabschiedeten uns vom Gouverneur, der einen seiner Offiziere beauftragte, uns durch das Gewühl bis zum Circus zu begleiten, wo eine berühmte Truppe von „starken Männern“ Vorstellungen angekündigt hatte. Auf dem

Wege dorthin sahen wir einen Seiltänzer, einen Wahrjäger, einen Taschenspieler, eine Frau mit abgerichteten Vögeln, einen Mann, der wilde Thiere zeigte zc.

Der Circus war mit Menschen überfüllt; aber man hatte uns auch dort gute Plätze reservirt. — In der Mitte der Arena befand sich eine kreisförmige Estrade, die vielleicht zwei Fuß über dem Erdboden erhaben war und einen Durchmesser von ungefähr zwanzig Fuß zählen mochte. Ueber den Boden aus starken Brettern war eine Lage Stroh gebreitet und darauf eine dicke Schicht Sand gestreut. Man erklärte mir, daß dies der eigentliche Ringplatz sei. Was die Ringer anbetrifft, die auf der einen Seite der Estrade, am Fuße derselben, saßen, so habe ich selten in meinem Leben so schwere, dicke Gesellen gesehen. Es waren wahrhafte Ungethüme, nicht so sehr durch ihre Größe als durch ihre Corpulenz. Der schwächste wog zweihundert Pfund, der Häuptling der Gesellschaft, wie man uns mit Stolz erzählte, nicht weniger als dreihundertundvierzig! Die Wahl von solch unbeholfenen Burschen zu Ringern muß seltsam erscheinen; aber sie erklärt sich aus der Art und Weise des japanischen Wettkampfes. Es handelt sich dabei nämlich weniger darum, den Gegner niederzuwerfen, als denselben aus dem kleinen Ringplätze zu stoßen oder zu verdrängen; deshalb werden die Ringer unter den schwersten Menschen, die man auffinden kann, recrutirt. Diejenigen, die sich vor uns producirt, waren fast ganz nackt; sie trugen nichts als eine schmale grünseidene Schärpe, die um die Hüften geschlungen war. Am Boden kauend, anscheinend gleichgültig für die Menge, die sie umgab, boten sie einen sonderbaren, aber keineswegs gefälligen Anblick dar.

Als wir uns im Circus niederlegten, war ein Ringkampf eben beendet worden. Ein Offizier trat auf die Estrade und verkündete dem Publikum die Namen der beiden Athleten, die nun vor ihm erscheinen würden. Darauf verlas er eine lange Reihe von Eigennamen und Zahlen. Es war die Angabe der für den nächsten Kampf eingegangenen Wetten, die, dem japanischen Gebrauche gemäß, dem Festordner angezeigt worden waren, um den Ringern mitgetheilt zu werden und diese

dadurch anzufeuern, bei dem bevorstehenden Wettringen mit Aufgebot aller Kräfte zu kämpfen. — Nach beendeter Lectüre stellte sich der Offizier abseits, um die Mitte der Arena frei zu lassen. Zwei Ringer traten hervor, begrüßten das Publikum, indem sie die Arme über den Kopf erhoben, und schickten sich zum Kampf an. Die Vorbereitungen währten lange. Die Menge, die daran gewöhnt war, beklagte sich nicht darüber, aber die Fremden verloren die Geduld, und ihr Ruf: „Haiakko!“ (Beeilt euch!) wurde zur großen Belustigung der Japaner, die so gern und laut wie Kinder lachen, mehrfach wiederholt. — Die Ringer begannen damit, einige Reiskörner und Wassertropfen auf die Arena zu werfen, um den Gott der Gladiatoren günstig für ihr Beginnen zu stimmen. Darauf besenchteten sie ihre Schultern, Arme und Beine, rieben die Hände mit Sand und führten einige groteske Bewegungen aus, die zu bezwecken schienen, die Glieder geschmeidig zu machen und deren Gelenkigkeit und Kraft dem Publikum zu zeigen. Endlich stellten sie sich in der Mitte der Arena einander gegenüber, in der Stellung von Menschen, die sich mit aller Gewalt Bahn brechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergehockt, die Ellenbogen fest an den Körper gedrückt, mit ausgestrecktem Hals, den Brustkasten nach vorn gebeugt, erinnerten sie an zwei sich gegenüberstehende Kampfhähne. Auf ein vom Festordner gegebenes Signal stießen sie einen rauhen Schrei aus und warfen sich auf einander. Der Zusammenstoß war äußerst heftig; der dumpfe Widerhall davon ertönte im ganzen Circus, und die Körper der Ringer bedeckten sich an den Stellen, wo sie sich berührt hatten, mit dunkler Röthe. Aber der Stoß war auf beiden Seiten mit gleicher Geschwindigkeit und Kraft ausgeführt und die Wirkung dadurch neutralisirt worden. Die beiden Menschen waren gegen einander geprallt wie zwei Massen von gleicher Schwere, die mit gleicher Geschwindigkeit an einander getrieben werden. — Dieses Gegeneinanderrennen wurde mehrere Male wiederholt, ohne daß es einem der beiden Kämpfer gelungen wäre, den anderen aus der Arena zu stoßen. — Eine kurze Pause trat ein, um den Riesen Zeit zu geben, sich zu

verschmausen. Dann, unter den stürmischen Beifallsrufen der Menge, die allen Phasen des Kampfes mit fieberhafter Aufregung gefolgt war, packten sich die beiden Männer. Einige Secunden lang, Brust gegen Brust, die Arme umschlungen, die Beine gespreizt, standen sie unbeweglich. Darauf schoben sie sich schwerfällig, mit gewaltiger Kraftanstrengung, hin und her, ohne sich jedoch erheblich vom Mittelpunkt der Estrade zu entfernen, bis es endlich dem Einen gelang, seinen Gegner von der Erde zu heben. Er hielt ihn einige Secunden schwebend in der Luft, schleppte ihn kenchend bis an den Rand der Estrade und schleuderte ihn dann gewaltsam in die Reihen der übrigen Ringer, die aufgestanden waren und dem Kampf, wenn auch nicht mit dem Interesse des Publikums, so doch mit einer gewissen Neugier, zusehen hatten. Schwer athmend, in Schweiß gebadet, trat darauf der Sieger in die Mitte der Arena zurück, grüßte wie bei seinem Antritt, indem er die Arme über den Kopf erhob, und zog sich unter lautem Beifallsturm zurück.

Die japanischen Athleten, *S'mos* genannt, bilden eine besondere Rasse. Sie genießen eines gewissen Ansehens; die kleinen Bürger sind stolz darauf, in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden, und laden sie nicht selten ein, bei ihnen zu schmausen. Selbst die Edelleute verschmähen ihren Umgang nicht. Die Reichen und Mächtigen des Landes nehmen sie in ihre Dienste und lassen sich von ihnen als Leibgarden auf ihren Reisen begleiten. Es sind im Allgemeinen freche Burschen, die mit Verachtung auf ihre leichteren Mitmenschen herabblicken.

Es giebt verschiedene Ringergesellschaften. Der Stärkste einer jeden ist gleichzeitig auch ihr Chef. Er besitzt wie die Helden des englischen „*Ring*“ einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn seines Geburtslandes geschenkt worden ist und mit dem er sich bei dem Beginn und nach der Beendigung einer jeden Festlichkeit schmückt. Das Ringen als Profession ist nicht gewerbefrei; ein jeder Ringer muß einer bestimmten Gesellschaft angehören und sich mit dem ihm gezahlten Lohne begnügen. Die Führer der Ringergesellschaften haben Offiziersrang und waren früher berechtigt, wie

alle anderen japanischen Edelleute, zwei Schwerter zu tragen. Sie reisen mit ihren Gesellschaften im Lande umher und verweilen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen, um dort Vorstellungen zu geben. Sie scharren viel Geld zusammen, denn die Japaner sind leidenschaftliche Verehrer von gymnastischen Schauspielen.

Nachdem wir eine Stunde im Circus verbracht und mehreren Wettkämpfen beigewohnt hatten, machten wir uns auf den Heimweg. Der Tag nahte seinem Ende, und die Straßen waren leer; aber aus vielen der Häuser, an denen wir vorübergingen, erscholl fröhlicher, wenn auch nicht gerade melodischer Gesang. Die Japaner haben ein feines musikalisches Gehör und singen ihre nationalen Weisen von eigenenthümlicher Melodie und complicirtem Rhythmus in so vollkommenem Einklang, daß es in geringer Entfernung von den Musiceirenden schwer und oft gar nicht möglich ist, zu erkennen, ob man den Gesang von einem oder von mehreren Menschen hört; aber die Lieder sind nach unseren Begriffen nicht melodisch zu nennen, und die hohen, langgezogenen, bis zum Meckern tremulirenden Fisteltöne, für welche die Japaner eine ganz besondere Vorliebe zu haben scheinen, sind dem europäischen Ohr befremdlich, wenn nicht geradezu unangenehm. Mit der Zeit, in sehr kurzer Zeit sogar, gewöhnt man sich aber vollkommen daran. — Walsh fragte mich, ob ich Lust verspüre, einem japanischen Concert und Ballet beizuwohnen, und führte mich demnächst in ein großes, wohlrenommirtes Theehaus, wo wir an der Thür von einer alten Frau, der „*Obasan*“, empfangen wurden. Diese geleitete uns in einen geräumigen, leeren Saal, der durch einige Papierlaternen und mattbrennende japanische Lichter spärlich erleuchtet war.

In der einen Ecke des Saales kauerte auf der reinlichen Matte, die den Fußboden bedeckte, ein anständig gekleideter Europäer. Er hatte ein niedriges Tischchen vor sich, auf dem ein einfaches Mahl angerichtet war, und blies aus einer kurzen japanischen Pfeife nachdenklich dicke Rauchwolken vor sich hin. Er begrüßte uns durch ein leichtes, aber artiges Kopfnicken und bekümmerte sich dann nicht weiter

um uns. — Es war so auffallend ruhig in dem „Vergnügungsorte“ und der stille einsame Mann in der Ecke machte einen so befremdlichen Eindruck, daß Walsh und ich unsere Stimmen dämpften und unsere Unterhaltung flüsternd fortsetzten.

Nach wenigen Minuten erschienen sechs Gheko (weibliche Musikanten) und zwei Odoori (Tänzerinnen). Sie begrüßten uns nach japanischer Sitte, indem sie niederknieten und den Kopf bis zum Fußboden neigten. Dann wurden die dreisaitigen Guitarren, welche die Gheko mitgebracht hatten, gestimmt, und die Vorstellung begann. — Von der Musik kann ich nicht viel mehr sagen als von den japanischen Liedern. Die barbarischen Weisen waren mir aber nicht mehr befremdlich, und ich lauschte ihnen nicht ohne ein gewisses Vergnügen. — Die japanischen Ideen von Grazie sind grundverschieden von den unserigen. Die Tänzerinnen, die eine Art von Pantomime aufführten, bei der der Fächer und die Schärpe eine große Rolle spielten, bewegten sich Automaten gleich mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Präcision. Sie schritten oder schlichen vielmehr mit einwärts gedrehten Füßen und gebogenen Knien hin und her, und ihre Bewegungen, die übrigens immer züchtig blieben, waren nach unseren Schönheitsbegriffen in hohem Grade grotesk. Auffällig war auch der geschäftsmäßige Ernst, mit dem der Tanz ausgeführt wurde.

Der stille Fremde in der Ecke hatte sich dem Schauspieler zugewandt und beobachtete es aufmerksam und ohne eine Miene zu verziehen. Ich konnte nun, nachdem sich mein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, sein Gesicht erkennen. Es war mir bekannt: ein mildes und trauriges Gesicht, das man so leicht nicht wieder vergaß, wenn man es einmal gesehen hatte.

Der Mann war ziemlich groß, hager und von vornehmer Anstand. Er hatte schlichtes braunes Haar, das wie Seide glänzte, sanfte blaue Augen und sah aus wie Einer, dem großes Leid widerfahren und der trostbedürftig ist, aber der Niemand in sein Leben einweihen mag und dessen schwere Last allein tragen will.

Als das Concert und der Tanz beendet waren, erhob er sich geräuschlos, bezahlte seine Zechen, nickte den anwesenden Mäd-

chen freundlich, aber nicht etwa vertraulich zu und verließ den Saal mit einer stummen, höflichen Verbeugung, die meinem Begleiter und mir galt. Wir folgten ihm und sahen ihn gesenkten Hauptes auf der langen und zu jener Stunde verödeten Straße dahinschreiten, die von Nagasaki nach Dora führt. In der Nähe von Walsh's Wohnung verloren wir ihn aus den Augen.

Ich war dem Manne häufig auf meinen Spaziergängen begegnet, und wenn schon ich nicht einmal einen Gruß mit ihm gewechselt, so hatte ich doch eine gewisse Sympathie für den einsamen Menschen gefaßt. Er war ein Schotte und nannte sich Alexander Young. — Das war so ziemlich Alles, was man in Nagasaki von ihm wußte. Ein holländischer Schiffscapitän hatte ihn vor mehreren Monaten in Batavia kennen gelernt und für ein billiges Passagegeld mit nach Japan genommen. Während der Reise hatte Alexander Young das Wohlwollen des Capitäns hauptsächlich dadurch gewonnen, daß er ihm bei Tische, ohne ein Wort zu sprechen, Stunden lang gegenüber gesessen und eine Flasche nach der anderen geleert hatte. Capitän Bosz hatte eine gründliche Verachtung für Leute, die ihren Wein nicht „tragen“ können. Er bezeichnete seinen Passagier, Herrn Young, wie er ihn respectvoll, mit besonderem Nachdruck auf das Wort „Herr“, nannte, als den „angenehmsten Trinker“, der ihm in seinem vielbewegten Leben begegnet sei.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Nagasaki hatte Young ein kleines japanisches Haus gemiethet und sich dann Monate lang in Dora und Decima umhergetrieben, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich bei den leichten Geschäften zu betheiligen, die damals manchen der fremden Kaufleute in kurzer Zeit zum wohlhabenden Mann machten. — Bei schönem Wetter war Young nur selten in der Stadt zu erblicken. Er zog dann früh Morgens in die Berge und kehrte erst mit einbrechender Nacht von seinen einsamen Spaziergängen zurück. — Walsh, ein wohlwollender Mann, hatte ihn vor den Gefahren solcher Wanderungen gewarnt. Man begegnete damals viel fremdenfeindlichen Japanern in der Nähe der neu eröffneten Vertragshäfen und mußte stets

eines Anfalls von ihnen gewärtig sein. — Young hatte Walsh gedankt und gesagt, er werde seine Warnung berücksichtigen; aber das waren leere Worte gewesen, und er hatte nichts an seiner Lebensweise geändert. — Stürmte es, so war sein Lieblingsplatz am äußersten Ende des Hafendammes, wo er, unbekümmert um den sprühenden Gisch, Stunden lang verweilte und unverwandt in die wüthende See hinausschaute.

Walsh hatte ein eigenthümliches Wohlwollen für Young gefaßt und ihm zu verschiedenen Malen deutlich zu verstehen gegeben, daß er ihm gern in irgend einer Weise nützlich sein würde. Einmal hatte er ihm sogar eine gut bezahlte Stelle als Buchhalter angeboten. Young hatte geantwortet, er erwarte Briefe, die seine sofortige Abreise nothwendig machen würden, und könne deshalb keine feste Stellung annehmen. — Seitdem waren Monate vergangen. Walsh hatte sein Anerbieten nicht wiederholt, und auch Young war nicht darauf zurückgekommen, aber er bezeugte Walsh seine Dankbarkeit, indem er ihn vor allen anderen fremden Einwohnern von Nagasaki dadurch auszeichnete, daß er ihm von Zeit zu Zeit einen formellen Besuch abstattete.

Der Tag nach der großen Madzuri war drückend heiß. Die schwere, schwüle Luft hatte auch Walsh und mich ermüdet, und wir hatten uns nach dem Essen auf bequemen Sesseln auf der Veranda ausgestreckt und waren dort eingeschlafen. Gegen zehn Uhr wurde ich durch ein halblautes Anschlagen des Hundes geweckt, der sich mit uns auf die Veranda zurückgezogen hatte. Walsh beruhigte das Thier, und ich hörte, wie Jemand leichten, langsamen Schrittes in das Haus trat. Gleich darauf erblickte ich Young's Gestalt im Salon. Er sah sich schüchtern um und wollte sich augenscheinlich wieder zurückziehen, da das Zimmer leer war, als Walsh's Stimme sich vernehmen ließ:

„Kommen Sie heraus, Herr Young! Es ist hier kühler als drinnen. — Es freut mich, Sie zu sehen.“

Young trat näher und begrüßte uns, aber er blieb in der Flügelthür, die vom Salon auf die Veranda führte, stehen und lehnte sich dort an einen Pfosten.

„Setzen Sie sich doch,“ fuhr Walsh fort.

„Nein,“ antwortete Young; „ich bin nur gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Die Briefe — Sie wissen, die Briefe, die ich so lange erwartete — sind nun eingetroffen. . . Ich bin recht froh, daß ich endlich nach Hause gehen kann. . .“

Es war etwas unbeschreiblich Trauriges in der Stimme und in dem ganzen Wesen des Mannes. Walsh wollte ihm in irgend einer Weise sein Wohlwollen bezeugen.

„Sie wissen,“ sagte er, „daß die Stelle, die ich Ihnen neulich anbot, noch heute frei für Sie ist. — Wollen Sie Ihr Glück nicht bei mir probiren?“

Young schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich habe mir die Sache reiflich überlegt,“ sagte er; „seit Monaten denke ich daran . . . es ist schon besser, daß ich gehe. Japan ist ein schönes Land — aber offen gesagt, ich langweile mich hier . . . und seit den letzten Tagen bin ich recht müde geworden.“

Eine Pause trat ein. Dann fuhr Young leise fort, indem er Walsh's großem Hunde, der sich ihm genähert hatte, sanft den Kopf streichelte: „Ich glaube, es ist ein Taifun in der Luft. Ich fühle mich wie zerschlagen. Ich bin nie in meinem Leben so müde (mit schwerem Ausdruck auf das Wort „so“) gewesen wie heute. — Und deshalb will ich mich jetzt nach Hause begeben, denn ich habe noch Manches zu ordnen vor meiner Abreise . . . und ich möchte bald schlafen gehen. . . Morgen bin ich schon weit von hier. . .“

Er blickte mit seinen großen, traurigen Augen starr in die dunkle Nacht hinaus, als erspähe er dort das Ziel der Reise, die er antreten wollte. Dann sprach er noch leiser weiter:

„Ich habe wohl gemerkt, daß Sie mir freundlich gesinnt sind . . . Sie und Capitän Boß. . . Capitän Boß war auch immer sehr gut für mich. . . Ich werde ihn wohl nicht wiedersehen. Grüßen Sie ihn von mir. — Gute Nacht, Herr Walsh; angenehme Ruhe!“

Er wandte sich zögernd ab. Es war, als habe er noch etwas auf dem Herzen; — aber er behielt es für sich.

„Kann ich irgend etwas für Sie thun?“ fragte Walsh sanft aufmunternd.

Young schüttelte noch einmal den Kopf,

winkte zum letzten Male mit der Hand und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Während der Nacht brach ein furchtbarer Orkan los. Walsh und ich hatten unsere Betten verlassen, weil wir fürchteten, der leichte Bungalow könne einstürzen.

„Young hatte Recht,“ sagte Walsh. „Der Taifun war seit vierundzwanzig Stunden in der Luft. Morgen werden wir einen schönen Tag haben. — Es freut mich, daß Young die Heimreise mit gutem Wetter antritt.“

Aber für Young gab es kein Heute und kein Morgen mehr. — Im Laufe des Vormittags erfuhren wir, daß er sich am vorhergehenden Abend, wahrscheinlich unmitttelbar nachdem er uns verlassen hatte, erhängt habe. Niemand wußte, warum — und Niemand fragte danach. — Ich folgte mit Walsh und wenigen Anderen dem Begräbniß des Unglücklichen, der sein schweres Leid still getragen hatte und unter der Last zusammengebrochen war. — Ich habe seitdem noch oft an ihn gedacht, als an einen jener geheimnißvollen Wanderer, die zu bewegten Zeiten in fernen Ländern auftauchen, ohne daß man sagen könne, woher sie kommen noch wohin sie gehen. — Ein harter Windstoß hatte ihn auf die hohe See getrieben; aber er war kein richtiger Sturmvogel, kein starkes „Küchlein der Mutter Carey“, nicht kampfbereit und kampfeslustig, Männern gleich wie Wood, Bourquard, Osoomaduec und Westwood. Die Flügel waren ihm schnell erlahmt, als der Orkan ihn gepackt hatte, und er war nach fremden, ungastlichen Meeren verschlagen worden.

Kurze Zeit noch hatte er mit ermattenden Kräften auf der bewegten Oberfläche um sein armseliges Leben gerungen, und dann, mit verzweifelndem Blick auf die furchtbare Dede rings umher, war er, ohne einen Laut der Klage, ohne einen Ruf um Hülfe, hinabgesunken in die stille Tiefe, die ihre dunklen Wasser für ewig über ihn geschlossen hatte.

* *

Mein Aufenthalt in Nagasaki wurde durch ein unvorhergesehenes Ereigniß in die Länge gezogen. Ich erkrankte an einem Nervenfieber und mußte während mehrerer Wochen Bett und Zimmer hüten. Die beiden Walsh — Thomas war seitdem von Shanghai nach Nagasaki gekommen — pflegten mich auf das beste; aber selbst als ich alle Gefahr überstanden hatte, blieb ich noch immer so schwach, daß der holländische Arzt, der mich behandelte, einen Klimawechsel für nothwendig erklärte, um meine Reconvalescenz einigermaßen zu beschleunigen. — Der „St. Louis“ lag im Hafen. Walsh hatte das Project, auf dem Dampfboot eine Rundreise um Japan zu machen, nicht aufgegeben. Er erinnerte mich an mein Versprechen, ihn zu begleiten, und da mein Arzt der Ansicht war, daß eine längere Seereise mir nur wohlthun könnte, so nahm ich von Nagasaki Abschied und begab mich am 25. October 1861 an Bord des „St. Louis“, um in Gesellschaft von Walsh die kleinen russischen Ansiedelungen an der Ostküste von Asien und später Hakodate, Yokohama und Jeddo zu besuchen.





Die Ausstellungs-Frage.

Von

Bruno Bucher.

Seit etwa zwölf Jahren erfreut sich unsere so fragenreiche Zeit auch einer Ausstellungs-Frage, welche mit so mancher anderen das gemein hat, daß die Bemühungen, zu einer Lösung derselben zu gelangen, sie wenigstens scheinbar immer mehr verwickelt haben. Während und nach der zweiten Pariser Weltausstellung, 1867, war es, daß zuerst Zweifel darüber laut wurden, ob denn der Weg, auf welchen man gerathen war, wirklich zu dem Ziele führe, welches 1851 gezeigt worden war und die ganze civilisirte Welt enthusiastisch mirt hatte. Und kaum irgend Jemand befaß den Muth, zu sagen: Ja, der Weg ist der rechte, geht nur getrost vorwärts. Höchstens erklärte man die Untersuchung der Angelegenheit für verfrüht, für nicht opportun aus diesem oder jenem Grunde, suchte man der Erörterung auszuweichen, während ernsthafte Betrachter der Sache einander in der Ansicht begegneten, es müsse so bald als möglich Halt gemacht und Umschau gehalten werden. Dies Verlangen ging — das darf wohl ohne Scheu ausgesprochen werden — von aufrichtigen und unbefangenen Freunden der Kunst und der Industrie aus, welche sich für die Ausstellungen überhaupt nur insoweit interessieren, als diese den Gewerbefleiß und den Kunstsinne zu fördern geeignet sind; auf der anderen Seite aber hatte sich eine große, weitverbreitete Partei gebildet, welcher die Ausstellungen

gen Selbstzweck oder Mittel zu Sonderzwecken waren. Die Reformpartei behauptete nun, daß Ausstellungen allerdings eine sehr nützliche Institution sein können und daß man eben deshalb dahin trachten müsse, sie nicht von ihrer eigentlichen Aufgabe abschweifen, sich nicht vor der Zeit abnutzen zu lassen. Dies Beides aber schien unvermeidlich bei dem bisherigen Entwicklungsgange. Die Lösung war daher: Der ursprüngliche Zweck der großen Ausstellungen muß wieder fest ins Auge gefaßt, sie dürfen nicht zu Schaustellungen für die müßige Neugier werden, dürfen einander nicht in zu kurzen Fristen folgen. In den Zwischenzeiten mögen Local- und Specialausstellungen als die Canäle dienen, welche die Früchte der großen Expositionen den entlegeneren Gegenden zuführen, Vorbilder verbreiten, den Wettstreit rege erhalten. Auf solche Weise kann der Industrie großer Nutzen gebracht werden, ohne daß man ihr übermäßige Opfer auferlegt und gleichzeitig das Förderungsmittel, die Weltausstellungen, vorzeitig abnutzt.

So lautete in Kürze das Programm einer Agitation, welche ohne Verabredung von den verschiedensten Punkten aus gleichzeitig ins Werk gesetzt wurde. Mit welchem Erfolge, das liegt vor Jedermanns Blicken offen da. Man forderte längere Ruhefristen zwischen den großen Ausstellungen, und diese sind sich in immer kürzeren Intervallen gefolgt. Zu den beiden

Centren, welche bis dahin das Monopol befaßen, haben sich fort und fort andere gesellt; von Europa sind die Weltausstellungen nach Amerika und Australien verpflanzt worden, und Niemand würde sich wundern, wenn demnächst von Bombay oder Jeddo, von Alexandrien oder Capstadt aus an die Völker des Erdballs Einladungen zum friedlichen Wettkampf ergehen sollten. — Man forderte weiter die Aufstellung gewisser Schranken, damit die allgemeinen Ausstellungen im Sinne der ersten Londoner treue Bilder der jeweiligen gewerblichen und künstlerischen Production sein könnten, nicht aber zu internationalen Volksbelustigungen würden, deren Kosten die Industrie zu bestreiten hätte; und thatsächlich haben sie, mindestens bis zum Jahre 1878, immer mehr von eben diesem perhorrescirten Charakter angenommen, und ist das Mißverhältniß zwischen den Opfern, welche die Industrie bringen mußte, und dem Gewinn derselben ein immer schwereres geworden.

Glänzender Erfolge hat sich also die Reformpartei nicht zu rühmen, und selbst wo einzelne Punkte ihres Programms erfüllt worden sind, kann sie entweder nicht sich das Verdienst zuschreiben oder hat sie doch keine Freude an der Art, wie der ausgestreute Samen aufgegangen ist. Es ist wahr, in mancher Beziehung hat eine nüchternere Betrachtungsweise die Oberhand gewonnen. Die Illusion, daß Minerva den Mars entwaffnen werde, wie man sich gern poetisch ausdrückte, daß die Völker künftig anstatt mit Kanonen nur noch mit Arbeitsmaschinen gegen einander zu Felde ziehen werden: diese Illusion aus den Frühlingstagen des AusstellungsweSENS wagt jetzt Niemand mehr Anderen, geschweige sich selbst auszuspielen. Aber diese Aufklärung verdankt man nicht den Deductionen der Reformer, sondern dem Argument, daß drei Jahre nach der ersten Weltausstellung die noch nicht abgelaufene Periode der großen Kriege ihren Anfang nahm. Und wenn in den letzten Sommern Jemand auf einer Reise durch Europa täglich eine andere Industrieausstellung besuchen konnte, so war bei dem Rufe nach Pflege der Regional- und Fachausstellungen eine derartige Fruchtbarkeit weder erwartet noch gewünscht worden.

Hiernach hat es den Anschein, als sei die Reformpartei von den Thatfachen fast vollständig verleugnet worden. Und dennoch ist dem keineswegs so. Jede Niederlage hat sich noch schließlich in einen Triumph für sie verwandelt, indem ihr Scharen neuer Anhänger zuströmten. Jeder will die Erfahrung persönlich und in der Regel mehr als einmal gemacht, die Hände in die eigenen Wunden gelegt haben, bevor er sich bekehrt. Vorher calculirt er nämlich: ich werde es gescheiter einrichten als die Anderen, ich werde mir deren Erfahrungen zu Nutzen machen. Und wirklich hat sich neuerdings wiederholt gezeigt, daß die Lehren der Vergangenheit nicht ganz verloren gewesen sind. Man geht bei der Aufstellung der Präliminarien vorsichtiger zu Werke, richtet sich so ökonomisch ein, daß schon bei einem nur halbwegs günstigen Erfolge der Ausstellung der Aufwand gedeckt werden muß, und anstatt des sonst herkömmlichen Deficits können die kleineren Unternehmungen jetzt meistens einen Ueberschuß ausweisen. Das ist recht erfreulich. Aber das Deficit, welches gewöhnlich aus dem Staats- oder Gemeindefäckel gedeckt werden mußte, war doch nur einer von den vielen Beschwerdepunkten, und wenn dieser eine aus der Welt geschafft ist, darf uns das nicht gegen das Fortbestehen der ernstern und schwereren Bedenken blind machen. Wir dürfen nicht vergessen, daß in dieser Angelegenheit das Wohl und Wehe der Industrie allein maßgebend ist, und daß bei einem guten Rechnungsabschluß des einzelnen Unternehmens das große Ganze dennoch geschädigt sein kann. Deshalb ist die Frage weder zu ignoriren noch auch leichten Sinnes zu erledigen, etwa mit dem Botum: Man lasse die Dinge gehen, wie sie wollen; wenn jede Stadt ihren Ehrgeiz befriedigt, ihre Ausstellungslust gebüßt hat, so wird die Mode erlöschen wie jede andere. So kann man sich die Frage nicht vom Halse schaffen, einmal weil, wie gesagt, die Industrie die Kosten des Experiments zu tragen hätte, und zweitens, weil eben im Interesse der Industrie gewünscht werden muß, daß das AusstellungsweSEN nicht wie eine alte Mode, deren die Welt überdrüssig geworden, bei Seite geworfen werde. Vielleicht werden in Zukunft die Productions- und

Verkehrsverhältnisse eine Entwicklung nehmen, innerhalb deren für Industrieausstellungen kein Raum bleibt; wahr-scheinlicher ist es, daß die neuen Verhält-nisse auch neue Formen für denselben Zweck schaffen werden, sowie unsere Aus-stellungen die jüngste Phase einer Ent-wicklung sind, welche sich durch die Messen der früheren Jahrhunderte zurückverfolgen läßt bis zu den Krambuden im Tempel zu Jerusalem und den Märkten, welche an griechischen Wallfahrtsorten, z. B. in Delos, abgehalten wurden. Vorläufig aber können wir sie noch nicht entbehren. Daher der abermals ohne Verabredung von allen Seiten geäußerte Wunsch, die Staatsgewalten möchten die Hand bieten behufs internationaler und interner Re-gelung des Ausstellungswezens.

Manchem mag es ein widerwärtiger Gedanke sein, daß wiederum der Staat förmlich gebeten werden soll, seine Befug-nisse auf ein Gebiet auszudehnen, welches sich bisher noch einer mehr oder weniger weitgehenden Unabhängigkeit zu erfreuen hat. Gewiß wäre es besser, wenn wir nicht nöthig hätten, seine Hülfe anzurufen, und sollte uns ein Mittel gezeigt werden, um ohne ihn das gewünschte Ziel zu er-reichen, würden wir es gern willkommen heißen. Doch müssen wir die Existenz eines solchen Geheimmittels bezweifeln. Ohne Parallelen zu ziehen oder Seiten-blicke über die Grenzen unseres Themas hinaus zu werfen, müssen wir behaupten, daß in dieser Angelegenheit die Autonomie nicht das geleistet hat, was man im All-gemeinen von ihr zu erwarten pflegt, und daß noch viel weniger gehofft werden kann, sie selbst werde den Schaden, den sie angerichtet hat, wieder gut machen. Das soll nicht als Argument gegen das Princip der Selbstbestimmung und Selbst-verwaltung geltend gemacht werden; es beweist nur, daß es Fälle giebt, in wel-chen die Völker von den ihnen einge-räumten Rechten einen verkehrten oder gar keinen Gebrauch machen und endlich dankbar sind, wenn man sie von deren Ausübung förmlich entbindet. Nehmen wir etwa die beiden großen Ausstellungen in Paris in den Jahren 1855 und 1878 aus, welche von der jeweiligen französi-schen Regierung zu politischen Zwecken in Scene gesetzt wurden, so begegnen wir

nach der ersten Londoner von 1851 (welche ja unter besonderem Gesichtspunkte zu be-trachten ist) nur Privatunternehmungen; viele behielten diesen Charakter bei, für andere ließ sich später der Staat enga-giren, wenn auch oft recht ungern und nach langem Weigern. Die Unterneh-mungen gingen also aus freier Initiative des Publikums hervor, keine Behörde nöthigte die Veranstalter, keine die Aus-steller, keine schrieb ihnen Gesetze vor. Hier also kann die Schuld, wenn eine vorhanden ist, nicht auf diejenigen Schul-tern abgewälzt werden, welche sonst alle Verantwortung auf sich nehmen müssen, falls etwas schlecht ausgegangen ist, und man muß es als ein wahres Glück be-zeichnen, daß bei jeder Ausstellung Direc-toren, Commissionen, Vorstände, Juroren u. s. w. fungiren, sonst wäre manchmal Niemand dagewesen, an dem man seine schlechte Laune hätte auslassen können. In politischen und Fachzeitschriften ist — wir wiederholen es — seit zwölf Jahren besprochen worden, daß und warum die Ausstellungen so, wie sie sind, ihrem Zwecke nicht entsprechen: in der Praxis ist davon, den einen oben erwähnten Punkt, die Fi-nanzirung, abgerechnet, so viel wie gar keine Notiz genommen worden. Und wenn, wie 1880 in Wien, der Versuch gemacht wurde, einer landläufigen Beschwerde durch Ausdehnung der Autonomie abzu-helfen, war das Resultat ein einigermaßen tragikomisches. Es wird also, wenn über-haupt geholfen werden soll, schwerlich ein anderer Helfer übrig bleiben als der Staat.

Die Willkür im Veranstalten allgemei-ner Ausstellungen war es zuerst und zu-meist, was das Verlangen nach einer Schutzwehr gegen dergleichen Ueberfälle entstehen ließ. Wie weit auch die For-men der Höflichkeit zwischen den Regie-rungen gewahrt werden mochten: der Her-gang war doch im Wesentlichen immer der, daß ein Staat es in seinem Interesse fand, eine Ausstellung auszuscheiden, und daß die anderen sich mehr oder weniger ungern der Zumuthung fügten, an den Kosten im weitesten Sinne zu participiren. Ein einziges Beispiel ist bis jetzt vorge-kommen, daß ein großer Staat, welchem die Betheiligung nicht rathlich erschien, sich auch wirklich nicht betheiligte, und dies Vorgehen erregte, wie noch allge-

mein erinnerlich sein wird, als etwas ganz Unerhörtes das größte Aufsehen und wurde wie eine flagrant Verletzung der internationalen Anstandsgefeße besprochen. Sehr bald urtheilte man allerdings ruhiger, und gegenwärtig wird wohl kaum noch bestritten, daß es ein Verdienst um die Allgemeinheit war, in das Herkommen Bresche zu legen. Bisher wurde dem einzelnen Staate die Befugniß eingeräumt, der ganzen Welt eine Steuer aufzuerlegen, eine Steuer, welche zum Theil von den Staaten direct, zum Theil von den Industrien der Länder geleistet werden mußte; jetzt reclamirt man für sich das Steuerbewilligungsrecht. Anerkannt war das letztere zwar jederzeit, ausgeübt aber wurde es nie. Der Gang der Dinge war, wir wiederholen es, fast immer derselbe. Irgendwo fand man die Veranstaltung einer großen Ausstellung opportunistisch; überall sonst kam der Einfall unvermuthet und ungelegen. „Schon wieder!“ seufzten die Gewerbetreibenden; „kaum haben wir uns von der letzten erholt, die Wunden, die sie uns geschlagen, sind noch nicht vernarbt; laßt uns in Ruhe, wir bedürfen derselben.“ Aber die Personen, welche nicht bloß den Namen für solche Unternehmungen hergeben, sondern das Beste für dieselben thun, die Ausstellungsobjecte machen sollen, — die sind selten geneigt oder geeignet, auch das laute Wort zu führen und lassen es nur zu oft geschehen, daß über ihre Köpfe und ihre Tischen hinweg verhandelt und entschieden wird. Es ist ja begreiflich, daß Jemand, der so wenig persönlichen Einsatz zu leisten hat, wie er persönlichen Vortheil erwartet, geneigter ist, die Dinge vom „höheren“ Standpunkte aus zu betrachten und zu übersehen, daß das allgemeine Beste, dessen Sache er gegenüber den Sonderinteressen zu vertreten meint, doch schließlich die Summe aller Sonderinteressen ist.

„Wer nur sä't, was er selbst will essen,
Der sä't mit einer Todtenhand.“

mahnt uns ein Dichter. Aber wollte man immer nur für die Zukunft säen, so würde die Gegenwart Mangel leiden. Genug, Idealisten von weitem Blick, welchen das Nächstliegende zu gering und gemein ist, und Personen, welche sich von Interessen, aber nicht denen der Industrie,

leiten lassen, pflegen sich enthusiastisch jeder neuen Ausstellungsidee zu bemistern und so lange und so beredt auseinanderzusetzen, daß die Machtstellung, die diplomatischen Beziehungen, die Ehre, der Credit des Staates, die Zukunft der Industrie u. u. die Betheiligung erheischen, bis endlich die Regierungen dem entscheidenden Verlangen der öffentlichen Meinung nicht länger widerstehen können; und ist einmal officiell die Betheiligung proclamirt, so folgen die Aussteller halb willig, halb gezwungen, zuletzt sich mit dem Spielertrost beschwichtigend, daß Niemand die Chancen voraussagen könne, daß möglicherweise dieses eine Unternehmen für die früheren Entschädigung bringen werde. Und gerade über dieses Raisonnement darf man sich am wenigsten wundern, denn etwas von einer Lotterie hat ja jede große Ausstellung an sich: ungünstige Witterung, Krankheiten, ein kleines Böckchen am politischen Horizont können alle Mühen und Arbeiten von Jahren schon um die Möglichkeit des Erfolges betrügen.

Und jahrelange Mühen und Arbeiten werden unter allen Umständen erfordert. Früher spiegelte man sich gern vor, ein Jeder solle herzubringen, was er täglich macht, nicht im Feierkleide, sondern im Werktagskittel solle sich die Arbeit zeigen. Das war allerdings die ursprüngliche Idee, allein die Größe und die rasche Folge der Ausstellungen haben diese Idee längst antiquirt. Die großen Massen des Publikums, welche sich einfinden müssen, um nur einigermaßen den Aufwand einer Weltausstellung zu decken, wollen ja nicht Fachstudien machen, sondern schauen, unterhalten sein, in dem großen Bilderbuche blättern. Und der Zuwachs an Bildung, welcher von den Ausstellungen mitgebracht wird, kann durchschnittlich auch nicht höher veranschlagt werden als der Gewinn aus dem Durchblättern illustrirter Prachtwerke. Die Weltausstellungen gleichen auch darin schon den alten Messen, daß der Besucher betäubt wird von dem gleichzeitigen Eindringen aller möglichen Effecte. Wie dort die Stimmen der Verkäufer und alle erdenklichen musikalischen Productionen durch einander tönten, so schreien hier Formen und Farben um die Wette, und wer keine

kräftige Lunge hat, sie nicht ausgiebig gebraucht, wer sich auf sein stilles Verdienst verläßt, oder wen man abseits von der großen Straße postirt hat, der bleibt unbeachtet.

Zu große Ausdehnung und zu rasche Folge, die beiden Hauptursachen aller der Uebel, welche sich stets neu fühlbar machen, hängen so innig zusammen, daß man hoffen darf, eine mit der anderen zu beseitigen. Darum Schutz gegen die Veranstaltung von Ausstellungen mit zu kurzen Intervallen. Nach Verlauf von zehn oder fünfzehn Jahren wird man Anderes, Neues vorlegen können, ohne par force Ausstellungsstücke zu machen; da wird Gelegenheit geboten sein, die Bestrebungen, Versuche, Richtungen vergleichend zu überschauen und die Ergebnisse zu prüfen; die Industrie und die mehr und mehr in den Ausstellungswirbel gezogenen gewerblichen Lehranstalten werden von dem hastigen, auf Schau und Schein berechneten Schaffen wieder zu ruhiger, gesammelter Thätigkeit gelangen, und beide werden sich nicht mehr gezwungen sehen, fast Jahr für Jahr beträchtliche Summen für Repräsentation auszugeben oder auf den Verlustconto zu bringen. Längere Zwischenräume heben aber zugleich das Concurrentenverhältniß zwischen den einzelnen Ausstellungen auf und machen es unnöthig, die Anziehungskraft jeder späteren durch größeren Umfang, größere Mannigfaltigkeit, größeren Luxus zu verstärken.

Man könnte einwenden, allen diesen Uebelständen sei auszuweichen, ohne daß die Regierungen incommodirt zu werden brauchten, es werde ja Niemand gezwungen, sich an einer Ausstellung zu betheiligen. Das ist insofern richtig, als die Gesetzesentwürfe wegen Eröffnung eines Credits für Ausstellungskosten keine Bestimmung zu enthalten pflegen, welche die Gewerbetreibenden zur Theilnahme verpflichten und die Säumnigen mit Strafen bedrohen würde. Allein es giebt ja Formen des sanften Zwanges genug. Der Appell an den Patriotismus, an den Bürgersinn, die Mahnung an das „Noblesse oblige“ beugen so manchen Widerstand. Aber auch rein geschäftliche Rücksichten können dazu nöthigen, Opfer zu bringen. Ein Concurrent zieht den anderen nach, weil die Frage nicht mehr so lautet:

„Was kann dir mehr nützen?“ sondern: „Was kann dich mehr schädigen, die Betheiligung an der Ausstellung oder das Fernbleiben von derselben?“

Es hat daher wenig praktischen Werth, wenn nach einer großen Ausstellung Tausende feierlich geloben, sich künftighin auf keine solchen Abenteuer einlassen zu wollen: im Momente der Versuchung sind die Einen doch wieder schwach und müssen die Anderen sich der Bewährung ihrer Stärke entschlagen. Auch der Bestand der Spielbanken wurde dereinst mit dem Argument vertheidigt, im freien Staate müsse einem Jeden unbenommen sein, sich auf seine Façon zu ruiniren; wolle das Volk keine Banken, so brauche es ja nur dem Spiele zu entsagen. Aber man verzichtete doch lieber auf jenes Freiheitsrecht, wollte lieber nicht in Versuchung geführt sein, als siegreich aus derselben hervorgehen. Ebenso denken im vorliegenden Falle die meisten Industriellen. In Deutschland hat man sich aus jenen Kreisen bereits an die Regierung gewendet und sich principiell ausgesprochen gegen die Unterstützung von europäischen Ausstellungsunternehmungen, welche nicht mindestens durch eine zehnjährige Frist von den nächstvorangegangenen getrennt wären. Wünschenswerth wäre es allerdings, daß eine internationale Verständigung über diesen Punkt erzielt werden könnte (und ich selbst habe unmittelbar nach der letzten Pariser Ausstellung für diesen Gedanken Propaganda zu machen gesucht); allein es leuchtet ein, daß die Cabinete von anderen Sorgen genug in Anspruch genommen werden, und das Anstimmeln sich zu binden, dürfte auch an mancher Stelle einer entschiedenen Abneigung beugen. Umgekehrt wäre der Zweck zu erreichen, sobald nur einige der wichtigen Staaten sich zu dem ausgesprochenen Grundsatz bekennen wollten. Ein Land, welches dem Troß bieten wollte, müßte dann von vornherein darauf verzichten, „die Welt“ zu Gäste zu laden; und dem Beispiele einiger großen würden sicherlich zahlreiche kleine Staaten folgen. Im Jahre 1878 konnte man ja in allerlei Sprachen die Klage vernehmen, daß Deutschland seine Absage nicht eher erlassen habe, da man sich sonst derselben mit Freuden angeschlossen haben würde.

Die Weltausstellungen waren es bis vor Kurzem allein, deren Ueberhandnehmen die Industrie bedrohte, und mit welchen sich daher die Reformpläne beschäftigten. Dabei wurde gewöhnlich der Pflege von Special- und Landesausstellungen das Wort geredet. Und von dem Guten, was man über diese Institution sagte, braucht auch nichts zurückgenommen zu werden. Nur ist auch diese Wohlthat bereits zur Plage geworden. Die Rivalität, welche dort Staaten und Weltstädte zu einer ihnen selbst und der Industrie wenig zuträglichen Ueberproduction an großen Ausstellungen verführte, hat sich in immer engere Kreise und kleinere Verhältnisse fortgepflanzt. Die unglückliche Maxime: „Wenn die in A. und B. sich den Luxus gestatten konnten, werden wir es doch auch dürfen“; die Sehnsucht, eine Rolle zu spielen, die Hoffnung, Geschäfte zu machen, vereinigen sich mit besseren Motiven, dem Drange zu nützen u., genau so in Provinzorten wie in den Residenzen; die Schlagwörter sind ganz die nämlichen da und dort, und der Schlusseffect pflegt verhältnißmäßig auch derselbe zu sein. Ja, wenn wir genau hinschauen, finden wir die Gefahren für den Gewerbefleiß fast größer bei dem Wuchern der kleinen als bei der zu raschen Folge der großen Ausstellungen, und um so dringender erhebt sich der Ruf nach Regelung dieses Wesens.

Unmöglich kann es einer jeden Stadtgemeinde oder jedem Gewerbeverein gänzlich anheimgestellt werden, wann und so oft es ihnen beliebt, die Gewerbetreibenden ihres Bezirkes aufzustören. In der Sprache der Programme heißt das: zum Wettstreit anspornen, Zeugniß von den Fortschritten ablegen und dergleichen mehr, was, in nüchternes Deutsch übertragen, häufig lauten müßte: den Industriellen und Handwerker vor und während der Ausstellung von seiner Thätigkeit abziehen, zu übertriebenen Ausgaben veranlassen. Im Kleinen wiederholt sich zunächst, was wir im Großen beobachtet haben. Es werden Ausstellungsstücke gemacht, die viel Zeit, Arbeit und Geld verschlingen und nur zu oft überhaupt unverkäuflich sind. Der Gewerbsmann, welcher den von einer kleinen Stadt gestellten Anforderungen ganz gut genügt,

glaubt zeigen zu müssen, daß er auch Höheres leisten könne, und bringt ohne genügende Vorbildung, ohne Vorbilder, ohne Berather irgend ein Curiosum zu Stande, dessen Zwecklosigkeit durch die Kühnheit entschuldigt werden soll, mit welcher es sich über jegliche Stilbedingungen hinwegsetzt. Der Bewunderung sind dergleichen Kunststücke sicher, und wenn sie, wie begreiflich, keine Käufer finden, so glaubt der Verfertiger sich vollberechtigt zu der Klage, daß höheres Streben ohne Anerkennung bleibe. Gerade die kleinen Ausstellungen bergen in sich die Gefahr, anstatt Klärung der Begriffe, Läuterung des Geschmacks, bewußtes Vorwärtstreben vielmehr Selbstgenügsamkeit und Ueberschätzung der Kräfte und Leistungen zu verbreiten. Von der fremden Beurtheilung wird Willigkeit gefordert, da heißt es gar bescheiden: An unser schlichtes Werk darf kein hoher Maßstab angelegt werden; ist aber der Localpatriotismus unter sich, so schrikt er vor Parallelen mit dem Allerbesten nicht zurück und weiß weniger enthusiastische Urtheile leicht zu entkräften, indem er sie für befangen, partiell, den Kritiker für böswillig oder unwissend erklärt. Einen nicht förderlichen, sondern die gesunde Entwicklung störenden Einfluß werden aber Ausstellungen um so eher haben, je kleiner das Gebiet ist, dessen Production zur Anschauung kommt, und die Gebiete müssen immer enger umschrieben werden, je häufiger die Ausstellungen werden. Die Ankündigungen besagen meistens zur Rechtfertigung, daß der betreffende Ort noch nie oder doch nur vor längerer Zeit eine Ausstellung gehabt habe; verschweigen es hingegen, wenn vielleicht im vorigen Jahre die Nachbarstadt im Osten, vor zwei Jahren jene im Westen der Schauplatz einer solchen gewesen, oder wenn es gar darauf abgesehen ist, einer solchen Nachbarin das Prävenire zu spielen. An solche Umstände erinnert man natürlich nicht gern, weil sie zu laut gegen das Bemühen sprechen würden, denselben Bezirk so häufig oder gar gleichzeitig von verschiedenen Seiten her in Mittheilung zu ziehen. Doch kommt es auch vor, daß dasjenige, was von dem Project zurückhalten sollte, wahrheitsgetreu als Hauptmotiv für dasselbe aufgezählt wird.

Denn mitunter präsentiren sich neben den vorgeschügten, mehr oder weniger idealen Beweggründen die wahren in verblüffender und entwaffnender Naivetät. Daß die Ehre der Stadt engagirt sei, daß man nicht den X-tern allein den Ruhm lassen dürfe, ist noch das Wenigste. Man erfährt auch: es seien zwar diese und jene Bedenken laut geworden, und dieselben entbehren allerdings nicht der Begründung; aber die Leitung des Gewerbevereines erkenne die Verpflichtung, für denselben neue Mitglieder zu gewinnen, und für das geeignetste Mittel hierzu habe man eine Gewerbeausstellung gehalten, natürlich nur für Mitglieder oder solche, die es werden wollen. Diese Berechnung habe leider getäuscht, weder Mitglieder noch Aspiranten haben sich in genügender Zahl gemeldet; indessen habe „man“ sich einmal an den Gedanken, die Stadt mit einer Ausstellung zu beglücken, gewöhnt, und so seien die Pforten weit geöffnet worden für Alle, die da kommen wollten, Einheimische und Fremde, Gerechte und Ungerechte. Die Trivialität eines solchen Gebahrens war den Veranstalter — denn das Beispiel ist nicht etwa erfunden — gar nicht zum Bewußtsein gekommen, so wenig wie der über alle Beschreibung klägliche Erfolg ihrer Bemühungen. Und sollten in diesem oder in ähnlichen Fällen die Arrangeure endlich doch von dem Mißlingen ihres Werkes überführt werden, so dürften sie sich wahrscheinlich damit zufrieden geben, daß es ja genüge, Großes gewollt zu haben. Denn man würde gewiß Vielen Unrecht thun mit der Unterstellung, daß die volltönenden Phrasen nur aufgeboten würden, um Andere zu bethören, zunächst berauscht und bethört man sich selbst mit denselben. Und der Schatz an geflügelten Worten ist leider überreich, jede Unüberlegtheit läßt sich mit einem aus dem Zusammenhange gerissenen Citate entschuldigen. So richten die Sprüche, welche auch bei schwachen Kräften den guten Willen anerkannt wissen wollen, manche Verwirrung an, weil man außer Acht läßt, daß, wo es sich um das Gemeinwohl handelt, doch die Kräfte geprüft werden sollten, bevor man sie an ein schweres Unternehmen setzt.

Eine andere Seite der Ausstellungs-

krankheit wurde von einer deutschen Mit-
telstadt aus in drastischer Weise illustriert. Während des ganzen Sommers, hieß es, habe dort die gewerbliche Arbeit so ziemlich gefeiert, weil die Meister, um Studien zu machen und ihren Bildungsdrang zu befriedigen, tagtäglich die Ausstellungsbierhalle besuchen mußten, und die der Reparatur bedürftigen Röcke, Stiefel u. warteten daher sehnlichst auf das Ende der Festtage. Die humoristische Uebertreibung in dieser Schilderung zugegeben, bleibt doch immer eine Beobachtung übrig, von deren Wahrheit man sich bei jeder solchen Gelegenheit überzeugen kann.

Auch die localen haben gleich den Weltausstellungen fast ausnahmslos eine eigene Abtheilung für ältere kunstgewerbliche Arbeiten. Die Franzosen nennen dieselben retrospective Ausstellungen, die Deutschen suchen meist eine poetische Bezeichnung, wie: „Unserer Väter Werk“ und dergleichen. Ueber eine derartige That sich zu beschweren, wird keinem Besucher beifallen, oft genug gewähren die Annexe mit alten Sachen die beste Entschädigung für das unerfreuliche Bild in den Haupträumen. Nur droht die Systemlosigkeit auch hier einen guten Gedanken zu Grunde zu richten. Jemand, welcher neulich (im Repertorium für Kunstwissenschaft) den Uebelstand besprach, daß für den gedachten Zweck die Museen förmlich ausgeplündert zu werden pflegen, bemerkte dabei richtig, ein Museum sei ja selbst eine permanente Ausstellung. Ergänzend darf man sagen, daß eine Ausstellung kein Museum ist und keines sein kann. Und so einleuchtend das zu sein scheint, so häufig wird es verkannt. Eine glänzendere und reichhaltigere retrospective Ausstellung als die im Jahre 1878 im Trocaderogebäude veranstaltete ist kaum zu denken; aber hätte man die dort zusammengetragenen Schätze streng historisch geordnet, so würden neben dem blendenden Ueberfluß in einzelnen Partien die klaffenden Lücken in vielen anderen sehr aufgefallen sein. Diese wären in Paris allerdings leicht zu füllen gewesen, wenn man die dortigen öffentlichen Sammlungen in Contribution gesetzt hätte. Aber das war grundsätzlich unterlassen worden, man wollte nicht die größten Kostbarkeiten des Louvre, des Musée Cluny, der großen Bibliotheken zur Abwechslung einmal unter andere verstreuen, sondern zeigen,

was Frankreich außer seinen Staatssammlungen besitzt. Die vorjährige Ausstellung in Brüssel wieder bewahrte ihren Charakter einer belgischen auch in der Section, welche der älteren Kunstindustrie gewidmet war, indem die Aufnahme in dieselbe an die Erfüllung einer von den beiden Bedingungen geknüpft war: entweder belgische Herkunft oder belgischer Besitz. Und das hatte einen vernünftigen Sinn. In den meisten Fällen aber besteht für diesen Theil einer Ausstellung gar kein Programm, man bemüht sich einfach, so viel als möglich Objecte geliehen zu erhalten, oder man macht, wie erwähnt, den Versuch, ein kunsthistorisches Museum zu improvisiren.

Das Recept hierfür ist ganz einfach. Das Inhaltsverzeichnis eines Museums-cataloges liefert das „System“, und für diejenigen Rubriken, welche durch die Beiträge der Liebhaber und allenfalls auch der Antiquitätenhändler nicht ausgefüllt werden, sollen die öffentlichen Sammlungen sorgen. Die Zumuthung ist etwas stark, nicht allein wegen der obenberührten, dem Zweck der Museen zuwiderlaufenden Zersplitterung derselben, sondern auch wegen der Gefahren, welchen oft unersehbare Gegenstände auf dem Transport und in interimistischen Gebäuden ausgesetzt werden sollen. Und es ist begreiflich, daß die Sammlungs-vorstände dergleichen Anforderungen gegenüber immer schwieriger werden, wie sich der bereits citirte Hofrath v. Lehner ausdrückt. Der kann freilich ein Lied davon singen, denn die Kleinodien des fürstlichen Museums zu Sigmaringen, dessen Director er ist, mußten in letzter Zeit Jahr für Jahr weite Wanderungen antreten. Und ähnliche Erfahrungen werden überall gemacht.

Die Einwände gegen die jetzige Methode ergeben sich indessen keineswegs nur unter dem Gesichtspunkte des Sammlungs-vorstandes. Nicht nur weil die jetzt überall nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordneten und für das Studium des Künstlers und Gelehrten mundgerecht gemachten Museen zerrissen werden, wehrt man sich gegen das ausgedehnte Leihwesen. Angenommen, es gelänge auf diese Weise wirklich, eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen, so würde eine sogenannte Ama-

teurausstellung doch aus verschiedenen Gründen niemals die Aufgabe eines Museums erfüllen können. Schon die Bedingungen, unter welchen manche Sammler allein ihre Sachen hergeben, machen dies unmöglich. Dem Einen liegt daran, sein Eigenthum als Ganzes hinzustellen, er verbittet sich die Eintheilung der einzelnen Dinge nach dem Material oder der Zeit, und wird ihm das nicht zugestanden, so ist er überhaupt nicht zu haben. Der Andere hat jedem Stück einen berühmten Künstlernamen angehängt, oder doch einen berühmten Fabricationsort und eine für den betreffenden Kunstzweig classische Zeit; kann man ihn durch Widerspruch kränken, ihm seine Dürer und Cellini streichen, seine Cameen und Majoliken als modern bezeichnen? Unmöglich! Echt und unecht, alt und neu, Schularbeit und Fälschung werden daher neben einander aufmarschiren und den Besucher, der lernen will, verwirren.

Und dennoch können die Landes- und Localausstellungen auch in dieser Richtung sehr Verdienstliches leisten, wenn sie sich innerhalb ihrer Schranken halten. Sie sollen sich ernstlich anstrengen, einerseits den heimischen Kunstfleiß in seiner Vergangenheit vorzuführen, andererseits den in dem Bezirke zerstreuten Kunstbesitz vorübergehend zu vereinigen. Eins wie das Andere kann sich höchst fruchtbringend erweisen, Forschung und Production, Künstler, Handwerker und Gelehrte werden mit Dank die Gelegenheit zu Studien wahrnehmen, welche sonst gar nicht oder doch nur mit großem Aufwand von Zeit und Kosten zu machen sein würden. Kommt auch nicht jedesmal ein bedeutender Künstler aus Tageslicht, wie in Münster der Goldschmied Anton Eisenhoit, so kann man doch immer darauf rechnen, daß eine gründliche Durchforschung der Schatzkammern der Klöster, Kirchen und Schlösser und ein systematisches Heranziehen der Liebhaber, der Besitzer von alten Erbstücken u. s. w. zur Vermehrung unserer Kenntnisse und zur Anregung der Schaffenden Erhebliches beitragen werde.

Um aber etwas Ordentliches zuwege bringen zu können, darf man selbstverständlich nicht zu oft an die Besitzer mit dem Aufsuchen herantreten, sich ihres Eigenthums, wenn auch nur auf kurze

Zeit, zu entäußern. Mag der Gemeingeist noch so lebendig, mag Jemand noch so empfänglich dafür sein, seine Schätze allgemein bewundert zu sehen, schließlich hat doch der Kunstfreund seine Sachen für sich selbst, will selbst Genuß an denselben haben, so oft es ihm beliebt, und übrigens werden dergleichen Dinge durch wiederholtes Ein- und Auspacken, Verschicken u. s. w. bekanntlich nicht gerade besser.

Alle diese Betrachtungen spizen sich also darauf zu, daß die absolute Ausstellungs-freiheit einiger Einschränkung bedarf.

Dabei ist das leidige Capitel der Preisvertheilung noch gar nicht berührt worden, und doch kann es nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Ein leidiges Capitel; denn ist bis dahin Alles in Frieden und zur Zufriedenheit verlaufen, gewährt die Ausstellung ein gutes Bild, wird sie zahlreich besucht und ausgiebig belobt und bleibt es nicht beim Lobe allein, werden sogar Geschäfte gemacht, so zerstört die Jury die ganze Harmonie. Das liegt an der Zusammensetzung der Jury, wird man sagen. Aber heute mehr als je sind wir berechtigt, zu behaupten, daß jede Jury ohne Ausnahme dasselbe Resultat haben wird. Und den Grund dafür glauben wir vor Allem darin suchen zu müssen, daß sehr bald das Wesen eines Preisgerichtes aus den Augen verloren wurde.

Bis zum Ueberdruß oft sind unsere Industrie-Ausstellungen mit den olympischen Spielen verglichen worden, das gegenseitige Prüfen und Messen der Kräfte, der Wetteifer, der Wettkampf, das Ringen um den Preis sind stehend in der Ausstellungssphrasologie, ohne daß man dabei an eine besondere Ähnlichkeit sich zu erinnern scheint, den Umstand nämlich, daß die Festspiele ursprünglich einen politisch-patriotischen Zweck hatten, die Jugend Griechenlands aneifern sollten, die Kräfte zu üben für den Dienst des Vaterlandes, mit der Zeit aber hauptsächlich zu Schaustellungen, zu Gelegenheiten wurden, durch Virtuosität in der Gymnastik zu glänzen. Wie dem aber sei, für die Wetteifernden, die Ringenden gab es nur einen Preis, Einer nur konnte in jedem Kampfe der Sieger sein, den Kranz von frischen Delzweigen davon-

tragen. Die moderne Jury hingegen hat nicht Einen als den würdigsten Bewerber um einen bestimmten Preis zu bezeichnen, sondern alle Bewerber zu censiren. Und das ist eine viel gehässigere Aufgabe, als wenn sie nur Einen auswählen müßte, so wenig sie auch in dem letzteren Falle den Anfeindungen und Verdächtigungen entgehen würde. Durch das Vermehren der Preise meinte man die Schwierigkeiten zu verringern und hat sie nur vergrößert. Ausgezeichnet wird jetzt eigentlich nur Derjenige, für welchen die Juroren gar keinen Preis übrig hatten. Und während dieser Leerausgänger sich in seinen natürlichen Ausstellerrechten verletzt fühlt, da er für all' seine Arbeit und seine Ausgaben, und weil er nichts verkauft hat, doch wenigstens eine Anerkennung glauben verlangen zu können — wird man unter den Betheiligten nur schwer Befriedigte entdecken. Wenn ein niederer Preis zugesprochen wurde, der verlangt den ersten, und wer den ersten hat, möchte ihn allein haben. Das Verhalten des Durchschnittsausstellers (wenn ich so sagen darf) zur Jury erinnert an die Anekdote von dem heirathslustigen Mädchen, welches zum Pfarrer sprach: „Rathe mir gut, aber rathe mir nicht ab.“ So würden, gleiche Offenherzigkeit vorausgesetzt, die Juroren unzählige Mal zu hören bekommen: „Beurtheile mich gerecht, das heißt so, wie ich beurtheilt zu werden wünsche.“ Daß die Angelegenheit sich solcherart entwickelt hat, darf uns nicht Wunder nehmen, nachdem anstatt eines Preises für das Höchste Censuren der verschiedensten Grade eingeführt waren, auf den internationalen Ausstellungen die Juroren aus der Stellung eines unparteiischen Richters in die eines Anwaltes des betreffenden Landes gedrängt und dadurch die Preisvertheilung zum Resultat der Kämpfe, Compromisse und Intriguen von nationalen Parteien gemacht wurden und in kleineren Verhältnissen vollends eine Menge von Rücksichten zum Wort gelangt waren, welche mit der Sache gar nichts zu thun haben.

Nicht wundern dürfen wir uns über diese Gestaltung, aber deshalb muß doch anerkannt werden und wird auch allgemein anerkannt, daß dieser Zustand ein höchst unerfreulicher, der Sache nachtheiliger ist. Diese Erkenntniß hat eben zu einer un-

absehbaren Reihe von Experimenten und Verbesserungsprojecten geführt, durch welche freilich der Zustand kaum gebessert worden ist. Im Gegentheil erhöht jedes neue System das Wirrsal und bringt fast jede neue Ausstellung auch ein neues System zur Anwendung. Der Fundamentalsatz, daß der Geschworene nur über den Fall zu urtheilen habe, welcher ihm vorliegt, und daß er sich nicht durch Thatfachen bestimmen lassen könne, welche mit dem Fall an sich in keiner Verbindung stehen, wenn auch mit der Person, welche vor der Jury steht: dieser Grundsatz ist völlig in Vergessenheit gerathen. Vor einem Object, welches nicht preiswürdig erscheint, werden gern des Verfälschers frühere bessere Leistungen in Erinnerung gebracht. Nach gemeinem Menschenverstande sollte damit dem Betreffenden ein schlechter Dienst erwiesen werden, denn es charakterisirt die schwache Arbeit noch ausdrücklich als Symptom des Rückschlusses; allein die Absicht ist die entgegengesetzte, die Vergangenheit soll die Gegenwart decken, der Rückschritt soll belohnt werden. Die Argumente sind allbekannt: „Es ist wahr, der Mann ist nicht nur von seinen jüngeren Concurrenten weit überholt, er ist hinter sich selbst zurückgeblieben; aber man kann einer so alten Firma doch das nicht anthun, kann sie nicht gegen andere, die gewissermaßen auf ihren Schultern stehen, zurücksetzen —“ und läßt man sich einmal auf solche Concessionen an das Billigkeitsgefühl ein, so kann natürlich von einem Princip der Beurtheilung nicht mehr die Rede sein.

Noch größer wird die Confusion durch die Berufung auf frühere Auszeichnungen. Des Jurors Sache ist es nicht, und er ist auch gar nicht in der Lage, zu untersuchen, wodurch man sich vor Jahren in irgend einer Haupt- oder Provinzialstadt bestimmt gefunden hat, einen Aussteller zu prämiiren; er weiß nicht, wie die Beurtheilungscommission zusammengesetzt, in wie weit sie competent gewesen ist: aber deren Spruch soll er respectiren. Handelt es sich gar um das Votum einer Weltausstellungsjury, dann soll das eigene Urtheil völlig verstummen, als ob bei solchen Gelegenheiten immer nur von urtheilsfähigen, unabhängigen Richtern, Niemand zu Liebe und Niemand zu Leide, die Sprüche ge-

fällt worden wären, und als ob sich die Verhältnisse seitdem nicht geändert haben könnten.

Diese Frage erhält zumeist praktische Bedeutung für den Auspruch, außer Preisbewerbung zu treten. Nachdem einmal der Grundsatz zur Herrschaft gekommen ist, daß in der Regel jeder Aussteller sich der Beurtheilung zu unterwerfen habe und Ausnahmen ausdrücklich gestattet werden müssen, kann diese Bewilligung nur als die Auszeichnung höchsten Grades angesehen werden. Das giebt man auch meistens, vielleicht nicht in der Theorie, doch in der Praxis zu. Man fordert den Nachweis höchster Auszeichnungen von früheren Ausstellungen und sucht auch innerhalb dieser Beschränkung noch nach Cautelen. Aber am besten wird es doch sein, ein- für allemal das Vorleben, um im Gerichtsargon zu sprechen, aus dem Spiel zu lassen. Ob bescholten, unbescholten oder ruhmvoll die Vergangenheit des Ausstellers sei, für die Gegenwart gilt in erster Linie seine Gegenwart, seine neueste Arbeit. Will er bei der Preisvertheilung Anderen nicht den Weg vertreten, so wird nichtsdestoweniger das, was er eingeliefert hat, in Betracht zu nehmen und demselben eventuell die höchste Anerkennung zu zollen sein durch den Auspruch, daß Vergangenheit und Gegenwart gleich hoch stehen und daß es daher für angemessen erachtet werde, ihn über die Menge der Preisbewerber hinauszuhoben.

In den Aeußerungen des Mißvergnügens über die Ergebnisse einer Preisjury fehlte früher nicht leicht eine bittere Bemerkung gegen die gewöhnlich von den Commissionen getroffene Wahl der Preisrichter, die natürlich von der Sache nichts verstanden oder doch von doctrinären Anschauungen ausgegangen waren. Wie könne man aber auch etwas Anderes erwarten, so lange das System der Bevormundung aufrecht erhalten werde. Da dergleichen Klagen gewiß oft einen Grad von Berechtigung hatten, ließ man neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten die Aussteller selbst ihre Richter wählen. Welche Erfahrungen dabei an anderen Orten gemacht worden sind, ist mir unbekannt; in Wien waren sie der merkwürdigsten Art. Zunächst legten Industrielle eine entschiedene Abneigung an den Tag, das Ehrenamt

zu übernehmen; sie mochten nicht über Jhresgleichen zu Gericht sitzen oder, wie Jemand sich ausdrückte, nicht einer dem anderen in die Tasche gucken. Und diese waren die weiseren gewesen, denn der Dank, welchen weniger vorsichtige einheimsten, war nicht groß. Gerade gegen die eigenen Vertrauenspersonen wendete sich der Zorn dessen, der seine Verdienste nicht gebührend gewürdigt sah. Mangel an Sachkenntniß konnte man diesen freilich nicht vorwerfen, und so wurden ihnen denn die kleinlichsten Motive, Brotneid zc., Schuld gegeben. Wenn das aber in einer so großen Stadt wie Wien der Verlauf ist, was ist dann von kleineren Orten zu erwarten, wo, abgesehen von allem Anderen, die Concurrenz der Geschäftsgenossen eine viel unmittelbare, persönlichere ist! Vollends wenn eine Corporation, z. B. ein Gewerbeverein, die Ausstellung für den Kreis seiner Mitglieder veranstaltet, ist gar nicht abzusehen, wie man sich eine Preiszuerkennung vorstellt, welche diesem Begriff entsprechen und doch nicht den ganzen Verein in die Luft sprengen soll. Unter solchen Verhältnissen ist wohl nur eins durchführbar: die Vertheilung von Gedendmedaillen an sämtliche Theilnehmer ohne Unterschied.

Auf noch einen Uebelstand muß immer wieder hingewiesen werden: die Jury sieht sich fast nie einer klaren Fragestellung gegenüber, und schon deswegen giebt die Antwort so leicht Anlaß zu Bemängelungen. Was soll beurtheilt werden? Unserer früher entwickelten Ansicht nach nur die gegenwärtige Leistung, nicht eine frühere, nicht der Rang, Ruf, Credit des Ausstellers. Fragen wir jedoch weiter, welche Eigenschaften an dem Object für das Urtheil ausschlaggebend sein sollen, so wird der Bescheid sehr schwankend ausfallen. Die Neuheit, die Zweckmäßigkeit, die technische Tüchtigkeit, die künstlerische Erscheinung, der Umfang der Production, die Verbreitung des Fabricates und noch manche andere Umstände können betont werden, jeder dieser Gesichtspunkte ist berechtigt, aber das Confundiren derselben kann eben nur Confusion erzeugen, und doch beugen in der Regel die Vorschriften für die Jury der Verwirrung nicht vor, sondern begünstigen sie noch. Auch das würde vermieden werden, wenn es möglich

wäre, das Institut der Preisvertheilung wieder seinem ursprünglichen Charakter zu nähern. Inzwischen müssen die Preisgerichte sich mit dem Auskunftsmittel behelfen, ihr Urtheil zu motiviren, damit wenigstens nicht ein eiserner Ofen neuer Construction, ein in Eisen getriebener Candelaber und eisernes Kochgeschirr, welches sich durch Wohlfeilheit auszeichnet, mit einem und demselben Maßstabe gemessen werden, weil sie sich in einer Classe befinden.

Ein für alle Fälle passendes Juryreglement aufzustellen, würde wohl nicht möglich sein; auch mag es dahingestellt bleiben, ob auf diesem Punkte überhaupt die Staatsgewalt eingreifen könne und wolle oder nicht. Die öffentliche Discussion und das Beispiel dürften da vielleicht schon hinreichende Kraft besitzen. Manche andere Frage der Ausstellungstechnik kann hier füglich unberührt bleiben. Da vollziehen sich infolge der praktischen Erfahrung mancherlei Umwandlungen in der Stille.

Daß aber die Wünsche, welche wir im Sinne einer Regelung des Ausstellungs Wesens im Allgemeinen vorgebracht haben und schließlich kurz zusammenfassen wollen, keine persönlichen oder lediglich auf locale Verhältnisse begründeten sind, das lehrt die Uebereinstimmung derselben mit den auf dem jüngsten deutschen Handelstage ausgesprochenen Ansichten. Während die Meinungen über das Project einer Weltausstellung in Deutschland getheilt waren, bestanden doch Freunde und Gegner desselben darauf, daß keinem derartigen Unternehmen in Europa Unterstützung zu gewähren sei, welches nicht aus einer Uebereinkunft der bedeutenderen Culturstaaten hervorgegangen. So dürfen wir denn wohl hoffen, daß die Periode der eigenmächtigen Scenirung und des Mißbrauches des Namens und Credits der Industrie für politische Zwecke an ihrem Ende angelangt sei; wir dürfen hoffen, daß man die Production wieder zu Athem kommen lassen werde und daß die großen Ausstellungen, wenn sie seltener und wohl vorbereitet kommen, in jeder Beziehung ihrer Aufgabe besser entsprechen, tiefergehendes Interesse erregen, die Industrie geistig und materiell fördern werden. Ist aber einmal der Weg der Verständigung

von Staat zu Staat betreten, auf welchem man ja bereits zu so vielen hochwichtigen Resultaten, namentlich auf dem Gebiete des Verkehrs gelangt ist, so dürfte es auch nicht zu schwer sein, gewisse Grundsätze zu vereinbaren, damit neuerlichem ziellosen Hinausgreifen über die naturgemäßen Grenzen, dem Irrlichteriren vorgebeugt werde, zu welchem sich immer wieder Neigung einfinden wird.

In vielen Punkten würde das für Weltausstellungen Gültige auch auf die Local- und Specialausstellungen Anwendung finden und umgekehrt, wie denn im Allgemeinen die Einflußnahme der Regierungen in beiden Fällen sich in der gleichen Richtung zu bewegen hätte. Es kann nicht die Meinung sein, das Veranlassen von Ausstellungen etwa von einer Concession abhängig zu machen. Wohl aber scheint es überall dringend geboten, solchen keinerlei öffentliche Unterstützung und Förderung zu gewähren, wenn sie nicht gewissen Bedingungen genügen, gewisse Garantien bieten. Es zeigt sich unumgänglich nothwendig, die Kategorien festzustellen und getrennt zu halten, so einerseits Fach-, andererseits Landes- und Localausstellungen. Principiell nicht zu begünstigen wären die „Winkel-Weltausstellungen“, überhaupt Unternehmungen ohne klares Programm; und so gut und in noch höherem Maße, als man sich dagegen wehrt, die Kräfte der Industrie durch zu häufige „Weltmärkte“ unnöthig und übermäßig anzuspannen, muß man zu verhindern suchen, daß die Jahrmärkte zu Industrieausstellungen aufgeblasen und durch ein planloses, meistens nur einem ungerechtfertigten Ehrgeiz fröhrendes Vorgehen fortwährend Unruhe in die gewerblichen Kreise getragen, dem Schein- und Phrasenwesen Vorschub geleistet werde.

Dies ist auch der Standpunkt, welchen das österreichische Handelsministerium in dieser Frage einnimmt. Schon 1876 erließ es eine Verfügung, welche bestimmt war, die überschäumende Ausstellungslust ein wenig einzudämmen, indem sie die staatliche Subvention an eine Reihe von Bedingungen knüpfte. In einem Jahre sollte womöglich nicht mehr als ein derartiges Unternehmen unterstützt oder doch wenigstens hiervon nur abgegangen

werden, falls die verschiedenen Ausstellungen in verschiedenen, nicht benachbarten Kronländern (Provinzen) stattfänden. Es wurde ferner ein günstiges Votum der Handels- und Gewerbekammer des Bezirks, materielle Unterstützung seitens der Stadtgemeinde, mehrmonatliche Vorbereitung und mindestens vierzehntägige Dauer gefordert, da nicht selten bei Gelegenheit von Volksfesten u. dgl. m. Gewerbeausstellungen improvisirt und für dieselben Subventionen verlangt worden waren. Allein diese Vorkehrungen zeigten sich noch nicht hinreichend. Deshalb ist neuerdings ein förmlicher Aktionsplan für das Decennium 1880 bis 1890 aufgestellt worden. In diesem Zeitraume soll in jedem Jahre nur einem Verwaltungsgebiete Staatsunterstützung für eine Landesausstellung gewährt werden, d. h. eine Ausstellung, welche ein Bild der gewerblichen Entwicklung des ganzen Kronlandes zu geben geeignet ist und sich in Zeiträumen von wenigstens zehn Jahren wiederholen soll. Das Programm einer solchen Ausstellung ist mindestens ein Jahr vor deren Beginn der Regierung vorzulegen nebst dem ungefähren Kostenüberschlage, Mittheilung über die beabsichtigte Zusammensetzung der Jury, Gutachten der Handels- und Gewerbekammer und der Gewerbebehörde erster Instanz. Dadurch wird das Ministerium in die Lage gebracht sein, zu erwägen, welche Garantien die industrielle Bedeutung des Ortes, dessen geographische Lage, die Qualification der leitenden Körperschaften oder Persönlichkeiten darbieten; sie wird die etwaigen Kosten in das nächstjährige Budget aufnehmen und der zahl- und regellosen Concurrenz und der Zersplitterung der Kräfte einen Kiegel vorschieben können. Kleinere, wie Regional-, Local- und Fachausstellungen, sollen immer nur mit Rücksicht auf die Landesausstellungen gefördert werden und in der Regel nur durch Bewilligung von Staatspreisen.

Gewiß wird jeder Freund der Sache diesen Maßnahmen Beifall zollen. Denn je mehr man die Bedeutung des Ausstellungswezens für das Gedeihen der Industrie würdigt, desto entschiedener muß Front gemacht werden gegen den Ausstellungsport.





Hand und Fuß des Menschen.

Von

Prof. Dr. Alexander Ecker.



Es ist eine bekannte Redeweise, von etwas, das geschickt gemacht ist, zu sagen: „Das Ding hat Hand und Fuß.“ So läßt Schiller seinen Wallenstein,* nachdem er den Brief, welchen der schwedische Oberst überbracht, gelesen, zu diesem sprechen:

„Der Brief hat Hand' und Fuß'. Es ist ein klug, Versändig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.“

Unser großer Dichter hat in diesen beiden Sätzen, indem er aus dem Besitz von Händen und Füßen auf ein kluges Haupt schließt, unbewußt zugleich auch einen wichtigen anatomisch-physiologischen Erfahrungssatz ausgesprochen, der dahin lautet: daß der gleichzeitige Besitz von Hand und Fuß in der Thierreihe nur dem mit der höchsten Intelligenz begabten Geschöpf, dem Menschen, zukommt.

Diese Wahrheit auf wissenschaftlichem Wege zur Anschauung zu bringen, die Bedeutung der Werkzeuge, die wir Hand und

Fuß nennen, für die Stellung des Menschen in der Natur in einer allgemein verständlichen Weise darzustellen, ist die Aufgabe, die ich in den folgenden Blättern zu lösen versuchen will.

Betrachten wir die Classe der Säugethiere, an deren Spitze der Mensch steht, hinsichtlich ihrer Gliedmaßen, so finden wir, daß bei einer großen Anzahl derselben alle vier Extremitäten, vordere und hintere, nur dem Stand und Gang dienen, nur Stütz- und Ortsbewegungsorgane sind. Das Endglied einer Extremität aber, die bloß diesen Zwecken dient, nennen wir einen Fuß — eine Bezeichnung, die auch auf die Stützen von Gegenständen menschlicher Arbeit: Tisch, Stuhl, Glas u. dergleichen ist, — und Thiere, deren vier Extremitäten mit Füßen versehen sind, können wir daher im strengsten Sinne des Wortes Vierfüßer nennen. Solche echte Vierfüßer sind z. B. die Wiederkäuer (Rind, Schaf), die Einhufer (Pferd), Dickhäuter (Schwein) und ein Theil der Raubthiere.

* Wallenstein's Tod, 1. Act, 5. Auftritt.

Das Endglied einer Extremität dagegen, das in seiner vollkommensten Ausbildung gar nicht zur Stütze und Ortsbewegung, sondern nur zum Ergreifen und Festhalten von Gegenständen dient, nennen wir eine Hand, und der Mensch, der ein Paar solch vollkommener Werkzeuge besitzt, ist daher ein Zweihänder, wie ihn auch schon Linné in seiner kurzen plastischen Sprache bezeichnet.

Zwischen den Vierfüßern und den Zweihändern finden sich nun mannigfache Uebergänge. Während nämlich die hinteren Extremitäten stets reine Stütz- und Ortsbewegungsorgane bleiben, werden die vorderen — bei Bestehenbleiben dieser Function — nebenbei auch als Greiforgan und Waffe benutzt. Der Löwe geht nicht nur auf seinen Vorderbeinen, sondern er schlägt auch mit deren Tazze seine Beute nieder; das Eichhörnchen, so flink im Laufe auf seinen vier Beinen, bringt auch mit den vorderen derselben zugleich die Nüsse zum Maul. Nur eine Ordnung der Säugethiere nähert sich in der Beschaffenheit der Hand dem Menschen: es ist dies die Ordnung der Affen, diese ausdringliche Verwandtschaft, die Manchem schon so unangenehm zu werden beginnt. Die Affenhand ist in der That eine Hand, d. h. ein Greiforgan, wenn sie auch in mehrfacher Beziehung viel unvollkommener ist als die des Menschen, wie dies später noch genauer erörtert werden soll. Wie nun aber an dem einen Endpunkt der Säugethierreihe alle vier Extremitäten Füße sind (Vierfüßer), so sehen wir bei diesen auch die Füße zu Greiforganen, zu Händen werden, und es haben die Affen somit — es möge mir dieser Ausdruck gestattet sein — nicht nur Handhände oder Vorderhände, sondern auch Fußhände oder Hinterhände, entsprechend ihrer ganz für den Aufenthalt auf Bäumen berechneten Organisation. Nicht mit Unrecht haben daher Blumenbach und Cuvier aus ihnen eine besondere Ordnung, die der Vierhänder, gemacht und die Linné'sche Ordnung der Zweihänder (in welche dieser auch die Affen aufgenommen hatte) bloß für den Menschen reservirt.

In neuerer Zeit ist nun ein ziemlich lebhafter Streit tendenziöser Natur darüber entstanden, ob die Fußhand oder

Hinterhand der Affen „Hand“ oder „Fuß“ sei, mit anderen Worten: ob die Affen Vierhänder oder Zweihänder seien.

Das Letztere wird namentlich von Huxley und der streng darwinistischen Schule behauptet; es wird infolge dessen die Ordnung der Vierhänder gestrichen und Mensch und Affe in engster Verbindung in die Ordnung der Zweihänder eingereiht. Der ersteren Ansicht, welche den Menschen allein als Zweihänder betrachtet, huldigen die mehr conservativen Naturforscher und an deren Spitze der vor nicht langer Zeit verstorbene ehrwürdige Nestor derselben, C. E. v. Baer. — Diese Frage, die mit der ganzen Anschauungsweise über die Stellung des Menschen in der Natur eng zusammenhängt, ist von einer sehr weitgehenden Bedeutung, und es dürfte wohl auch für ein größeres Publikum einiges Interesse haben, das Für und Wider zu hören und sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Um zu einem solchen die erforderlichen Unterlagen zu gewinnen, ist es aber nöthig, sowohl die Hand als den Fuß des Menschen nach ihrem anatomischen Bau, ihrer Function und somit ihrer Bedeutung zu betrachten. Beginnen wir mit der Hand.

I. Die Hand.

Ein berühmter Arzt des alten Rom, der unter den Kaisern Marc Aurel und Commodus in der Weltstadt practicirte, zugleich der einzige römische Anatom von Bedeutung, Claudius Galenus, hat in einer seiner anatomischen Schriften folgenden Ausspruch über die menschliche Hand gethan: * „Sowie der menschliche Körper unbewaffnet in die Welt tritt, so ist auch seine Seele ohne bestimmten Kunsttrieb. Als Ersatz für die Nacktheit und Wehrlosigkeit seines Körpers erhielt er die Hand, und für seine ihm angeborene Unkunde erhielt er den Verstand. Mit diesen ausgestattet, bewehrt er seinen Körper und schmückt er seine Seele mit allen möglichen Fertigkeiten. Und weil es besser für ihn ist, alle Waffen und alle Fertigkeiten zu benutzen, so wurde ihm keine

* Cl. Galeni opera. De usu partium, Cap. IV. u. V.

von diesen von Geburt an verliehen. Wie er den Verstand als das Vermögen aller Vermögen vor allen Thieren erhalten, so ist ihm auch die Hand als das Werkzeug aller Werkzeuge (*organum ante organa*, ὄργανον πρὸ ὀργάνων) verliehen worden.“

In der That ist die Hand das Werkzeug der Werkzeuge. Sie ist es ja, welche die Gedanken des Menschen in Thaten übersetzt, und das menschliche Gehirn ohne dieses Werkzeug wäre einem zeitlichen in einem Kerker gefangenen Genie gleich, dessen kühnste Pläne stets nur Gedanken bleiben. Und doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß bis jetzt nicht viele meiner Leserinnen diesem wunderbaren Werkzeuge eine eingehendere Betrachtung gewidmet haben, während die erste amerikanische Nähmaschine denselben sicher Rufe der Bewunderung entlockt hat. — Ueber Wunder nachzudenken, die mit uns aufgewachsen oder uns sogar angewachsen sind, fällt überhaupt fast nur dem Naturforscher ein, und sehr richtig hat einmal ein berühmter Physiker gesagt, daß dieser stets in einer Welt von Räthseln wandle, während sich für den unbefangenen Menschen „Alles von selbst verstehe“.

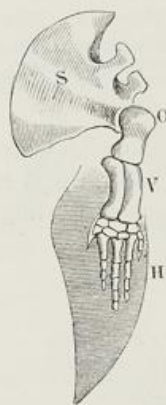
Dreierlei Eigenschaften sind es insbesondere, welche die Hand zu einem solchen wunderbaren Werkzeuge machen. Sehen wir einen Bülow oder Rubinstein durch die Saiten des Claviers meistern, so bewundern wir die fabelhafte Beweglichkeit der Hand und der Finger. Betrachten wir dagegen in einer Blindenanstalt einen armen Blinden, wie er mit den Fingern über die in erhabenen Lettern gedruckten Seiten seines Buches hineilt, mit den Fingern sehend, lesend, so ist es das feine Tastgefühl, das unser Erstaunen erregt, und dazu kommt endlich, von den Wenigsten beachtet oder doch vom Tastsinn nicht unterschieden, zuletzt — aber keineswegs das Letzte — ein Drittes: das feine Gefühl der gemachten oder zu machenden Muskelbewegung, der Muskelsinn oder das Muskelgefühl. Wohl Jeder hat schon erfahren, wie genau die Hand die zu einer auszuführenden Bewegung nöthige Muskelkraft vorher abmißt, wenn er zum Beispiel eine für voll gehaltene, aber leere Wasserflasche hebend, wahrnimmt, welchen

unnöthigen Aufwand von Muskelkraft er gemacht hat.

Will man nun ein volles Verständniß dieser wunderbaren Maschine gewinnen, so kann dieses nur auf dem Wege der Vergleichung dieses complicirten Organs mit anderen einfacher gebauten derselben Art geschehen, und dies zu thun, ist die Aufgabe der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Die Wege dieser beiden in so enger Beziehung stehenden Disciplinen sind aber keineswegs die gleichen.

Fragen wir zunächst: was ist anatomisch vergleichbar oder homolog, so sind dies Organe oder Werkzeuge, die, wie verschieden auch ihre functionelle Bestimmung sein möge, sich in gleichwerthige Theile

Fig. 1.



Skelet der Flosse des Delphins.

S Schulterblatt. O Oberarm. V Vorderarm. H Hand.

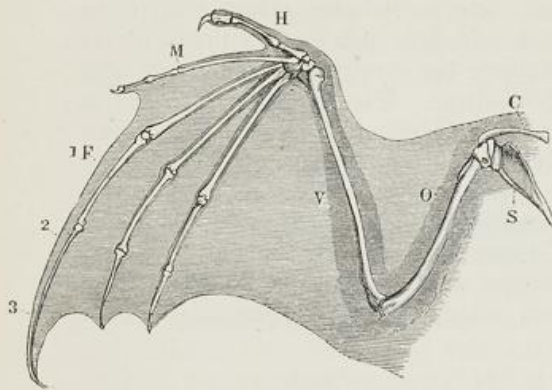
zerlegen lassen oder, wie die heutige Descendenzlehre sich ausdrückt, direct aus einander hervorgegangen (blutsverwandt) sind. In diesem Sinne homolog sind zum Beispiel die vorderen Gliedmaßen aller Säugethiere (überhaupt aller Wirbelthiere).

Betrachten wir zum Beispiel die Flosse des Delphins (Fig. 1), den Flügel der Fledermaus (Fig. 2), das Vorderbein des Löwen (Fig. 3), des Hirsches, des Pferdes, den Arm des Affen und endlich des Menschen (Fig. 4), wie verschieden sind sie alle in ihrer Function! Zum Schwimmen, Fliegen, Laufen, Klettern und tausend kunstvollen Verrichtungen geeignet und doch stets die gleichen zusammensetzenden Theile nur nach den verschiedenen Zwecken modificirt. Umgekehrt fassen wir

bei einem physiologischen Vergleich nur die Function ins Auge. So kann dieselbe Bewegung, zum Beispiel die in der Luft, das Fliegen, durch Organe vermittelt

auch der physiologischen ihr Recht werden muß.

Fig. 2.



Skelet des Flügels der Fledermaus.

S Schulterblatt, C Schlüsselbein, O Oberarm, V Vorderarm, H Hand, und zwar M Mittelhand, F 1 2 3 Erstes, zweites und drittes Fingerglied.

werden, die anatomisch durchaus nicht homolog sind, wie der Flügel eines Vogels und der eines Schmetterlings. Solche

Fig. 3.

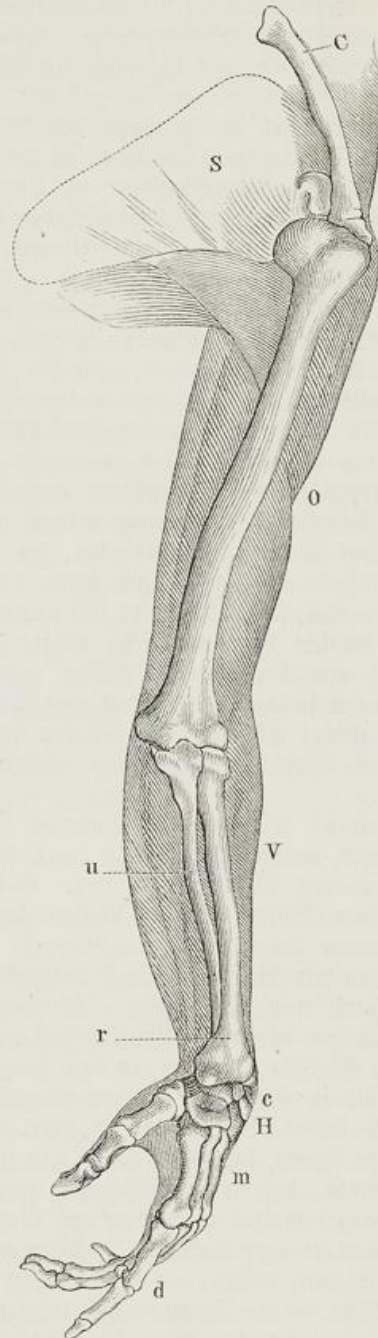


Skelet des Vorderbeines des Löwen.

S Schulterblatt, O Oberarm, V Vorderarm, H Hand.

Organe bezeichnet man als analog. Wir werden uns vorzugsweise mit der anatomischen Vergleichung beschäftigen; doch möge schon hier bemerkt sein, daß in biologischen Fragen, wie die vorliegende,

Fig. 4.



Skelet des menschlichen Armes, in die Silhouette eingezeichnet.

S Schulterblatt, C Schlüsselbein, O Oberarm, V Vorderarm, und zwar u ulna, r radius, H Hand, und zwar c Handwurzel, m Mittelhand, d Finger.

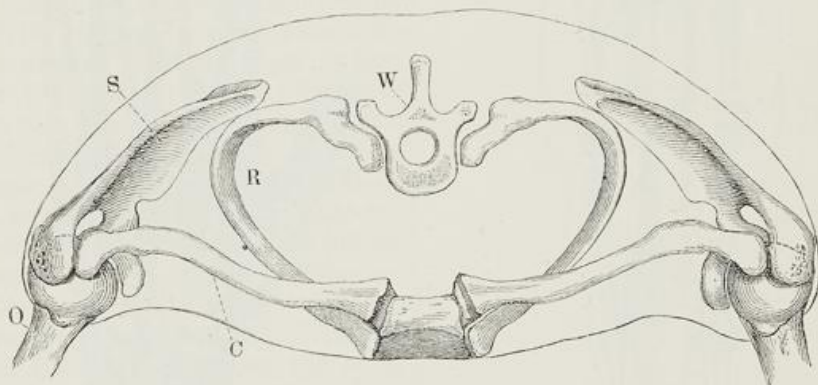
Einen nicht geringen Antheil ihrer Eigenschaften verdankt die Hand dem be-

weglichen Gliede, an dessen unterem distalen* Ende sie befestigt ist, dem Arm. Was eine Hand werden will, muß oben schon anfangen. Wir müssen daher auch den Arm in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, und zwar zunächst die eigentliche Grundlage des ganzen Apparats, das knöcherne Skelet.

Am Skelet der vorderen Extremität (Vorderbein, Arm) aller Wirbelthiere unterscheiden wir zwei Abtheilungen: den Schultergürtel und die eigentliche Extremität. — Der Schultergürtel, das vermittelnde Glied zwischen Rumpf und Arm, durch welchen der letztere am Rumpfe befestigt ist (im gewöhnlichen Leben zum

von der Hand erfaßt werden können, ein ungemein ausgedehnter ist. — Der zweite Knochen des Schultergürtels ist das schon erwähnte Schlüsselbein; es zieht sich als ein (besonders bei mageren Büsten auffallender) Querbalken — über dem bei heftigem Athmen, wie z. B. nach einer anstrengenden Galoppade auf einem Balke am deutlichsten zu sehen, die Haut tief einsinkt —, Brust und Hals trennend, vom Brustbein zum Schulterblatt, mit beiden durch Gelenke verbunden. Dieser Knochen ist für die Freiheit der Bewegung der oberen Extremität von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er, wie insbesondere Figur 5 zeigt, einen Stützbalken oder

Fig. 5.



Ansicht des Schultergürtels des Menschen von oben, zur Verdeutlichung der Bedeutung des Schlüsselbeines als Strebepfeiler.

W Wirbelsäule. R Rippen. S Schulterblatt. C Schlüsselbein. O Oberarm.

Rumpf gerechnet, weil er von der Haut des Rumpfes überzogen ist), besteht beim Menschen aus zwei Knochen, dem Schulterblatt, einem flachen, dreieckigen, hinten zu beiden Seiten der Wirbelsäule aufliegenden Knochen, der bis auf eine quere Gräte ganz von Muskeln bedeckt ist. Der Umstand, daß dasselbe größtentheils nur durch Muskeln mit dem Rumpfe verbunden ist und nur an einer Stelle (vermittelt des Schlüsselbeines) durch Gelenkverbindung mit demselben zusammenhängt, verleiht demselben eine große Beweglichkeit in jeder Richtung, die natürlich in gleichem Maße auch dem am Schulterblatt eingelenkten Arme zu gute kommt, so daß der Umkreis, innerhalb dessen Gegenstände

Strebepfeiler bildet, welcher das Gelenk zwischen Schulter und Oberarm weit vom Leibe entfernt hält und demselben somit eine weit größere Excursionsfähigkeit sichert. Bei allen Vierfüßern, d. h. bei allen Säugethieren, welche ihre vordere Extremität nur zur Ortsbewegung benutzen, fehlt dieser Knochen ganz, und damit sinkt, wie z. B. beim Pferde (Fig. 6), das Schulterblatt vom Rücken an die Seite des flachen Rumpfes herab. In den Uebergangsformen tritt dasselbe allmählig auf, erreicht aber erst bei Affe und Mensch die volle Entwicklung.*

Das Skelet des Armes selbst besteht aus einem Knochen des Oberarmes, welcher durch das Schultergelenk ein unge-

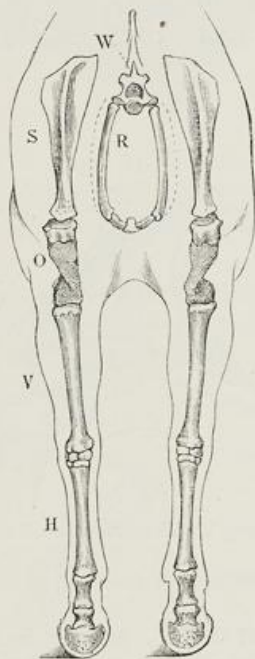
* Mit „distal“ bezeichnet man das vom Mittelpunkt des Körpers entferntere Ende eines Gliedes; mit „proximal“ das näher gelegene.

* Bei den fliegenden Säugethieren (Fledermäuse), die ich hier außer Acht lasse, ist dasselbe ebenfalls sehr entwickelt. (S. Fig. 2.)

mein freies, sogenanntes Kugelgelenk, mit dem Schulterblatt verbunden ist, aus zwei Knochen des Vorderarmes und aus dem Skelet der Hand, das aus siebenundzwanzig Knochen zusammengesetzt ist. Wo eine wirkliche Hand vorhanden ist, da sind die beiden Knochen des Vorderarmes, Speiche und Ellenbogenröhre (r u. u, Fig. 4), um einander drehbar, während bei den Thieren, bei welchen die vordere Extremität bloß Stütze und Locomotionsorgan ist, diese Drehung

allen Bewegungen der Speiche folgen muß, folglich auch ihrer Drehung um das Ellenbogenbein herum. Daß die Drehbewegung der Hand durch Drehung der Vorderarmknochen geschieht, kann Jeder an sich sofort wahrnehmen, wenn er, während er zum Beispiel mit der linken Hand den rechten Vorderarm fest umfaßt, die rechte um ihre Achse zu drehen versucht. Von den siebenundzwanzig Knochen der eigentlichen Hand gehören vierzehn den

Fig. 6.

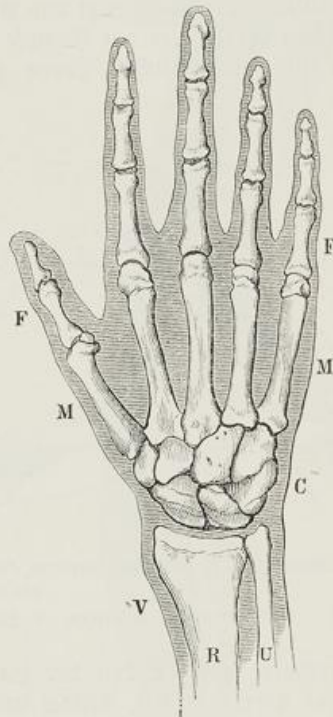


Schultergürtel und Vorderbeine des Pferdes, von vorn gesehen,

W Wirbel. R Rippen. S Schulterblatt. (Schlüsselbein fehlt.) O Oberarm. V Vorderarm. H Hand.

fehlt, ja beide Knochen häufig mehr oder minder zu einem einzigen verschmolzen sind. Diese Drehung der Vorderarmknochen ermöglicht zugleich die Drehung der Hand selbst um ihre Längsachse. Von den beiden Knochen des Vorderarmes steht nämlich nur das Ellenbogenbein (u) in fester Verbindung mit dem Oberarmknochen, und zwar durch ein sogenanntes Schraubencharniergelenk, welches nur zwei Bewegungen des Vorderarmes gegen den Oberarm, Beugung und Streckung, gestattet. Die Speiche dagegen (r), unten viel breiter als oben, steht vorzugsweise in Verbindung mit der Hand, so daß diese

Fig. 7.



Skelet der Hand des Menschen, in die Silhouette eingezeichnet.

V Vorderarm. R Speiche. U Ellenbogenröhre. C Handwurzel. M Mittelhand. F Finger.

Fingern, die je drei Glieder besitzen, mit Ausnahme des Daumens, welcher deren nur zwei aufzuweisen hat. Von den übrigen dreizehn Knochen, die sich äußerlich weniger erkennen lassen, sind fünf lange Röhrenknochen, an deren unterem (distalen) Ende die Finger eingelenkt sind. Von diesen fünf Knochen sind vier unter einander fester verbunden* und bilden das Skelet der eigentlichen Handplatte (Fig. 7, M)

* Da an der skelettierten Hand die verbindenden Theile fehlen, gewinnt der Laie leicht den Eindruck, als gehörten diese Knochen noch den Fingern an, die daher viel länger erscheinen.

oder Mittelhand, während der Mittelhandknochen des Daumens frei beweglich ist und gleichsam das fehlende erste Glied dieses Fingers ersetzt. Während die Fingerglieder unter sich nur Bewegungen in einer Richtung, Streck- und Beugebewegungen, ausführen können, ist im Gelenk zwischen Finger und Mittelhand auch eine Seitenbewegung möglich, die jedoch nur im gestreckten Zustande der Finger (Spreizen derselben), in der Biegung dagegen (im Interesse des festen Zusammenschließens der Finger zur Faust) nicht ausführbar ist. Die Verbindung der Mittelhand mit dem Vorderarm endlich wird durch sieben kleine, mehr oder weniger rundliche Knochen vermittelt, die den obersten, dem Vorderarm nächsten, schmalsten Theil der Hand bilden: die sogenannte Handwurzel (Fig. 7, C), weswegen wir sie Handwurzelknochen nennen. Dieselben liegen in zwei Reihen: einer aus vier Knochen bestehenden unteren oder distalen, welche durch Bänder fest zu einer compacten Masse verbunden sind und die Mittelhandknochen tragen, deren obere (proximale) Enden nicht nur mit denselben, sondern auch unter sich fest verbunden sind, mit alleiniger Ausnahme des Daumens, dessen Mittelhandknochen frei beweglich ist und der deshalb von der übrigen Hand weit abgezogen und in die Handfläche hineingerückt werden kann. Die zweite oder proximale Reihe der Handwurzelknochen, welche nur aus drei Knochen besteht, ist beweglich mit der ersten verbunden und vermittelt zugleich die Gelenkverbindung mit dem Vorderarm und somit die Bewegungen der Hand als Ganzes an diesem. Von den möglichen Bewegungen der Hand als Ganzes haben wir die eine, die Drehung um die Achse, schon kennen gelernt; außer dieser vermag aber die Hand nach der Fläche vor- und rückwärts gebeugt (Flächenbewegung, Beugung und Streckung) oder seitwärts nach den Rändern gebogen zu werden (Ränderbewegung). Während im Gelenk zwischen Vorderarm und Handwurzel namentlich die letztere ausgeführt wird, dient das Gelenk zwischen beiden Reihen der Handwurzelknochen namentlich der ersteren Art der Bewegung.

Was nun aber das Endglied einer Vorderextremität erst zu einer wirklichen Hand stempelt, das ist neben der freien,

insbesondere durch Anwesenheit eines Schlüsselbeins bedingten Beweglichkeit der ganzen oberen Extremität die freie Drehbarkeit der Vorderarmknochen und damit der Hand, die Fünfszahl der Finger — während diese bei den Vierfüßern bis auf zwei (Mund) oder einen (Pferd, Fig. 8) schwinden — und vor Allem der Besitz eines den anderen Fingern gegenüberstellbaren Daumens. Erst durch den Daumen wird die Hand zu einer wirklichen Hand, das heißt zu einer fassenden Zange, zu

Fig. 8.



Skelet des Vorderfußes (Hand) des Pferdes.

C Handwurzel. M Mittelhand. F Finger. 1 2 3 Erstes, zweites, drittes Glied.

einem Greiforgan; ohne Daumen ist sie nur eine Pfote. Der Daumen aber verdankt seine große Bedeutung namentlich dem Umstand, daß sein Mittelhandknochen sehr beweglich an seinem Handwurzelknochen eingelenkt ist. Durch eine Anzahl besonderer Muskeln beweglich, kann er den anderen Fingern gegenübergestellt oder von der übrigen Hand weit abgezogen werden und ist dabei einer Kräftentwicklung fähig, die der der übrigen Finger zusammen genommen fast gleichkommt; er ist der stärkste und kräftigste und deshalb

sowie wegen seiner selbständigeren Bewegung der wichtigste Finger.

Der Daumen der menschlichen Hand aber übertrifft denjenigen der Hand aller Affen, selbst der höchsten, nicht nur an Länge, sondern auch in seinem anatomischen Bau. Der Affenhand fehlt durchweg ein wichtiger Muskel, der lange Daumenbeuger (*flexor pollicis longus*), der offenbar wesentlich zu dem vielseitigen und umfassenden Gebrauch des Daumens und somit der ganzen Hand des Menschen beiträgt, so daß man wohl berechtigt ist, mit Bischoff zu sagen, daß der Besitz dieses Muskels einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Affenhand bildet. — Die hohe Bedeutung des Daumens der Menschenhand ist daher auch zu allen Zeiten anerkannt gewesen. Gegenhand, kleine Hand, *ἀντιχείρ*, nannten ihn die Griechen, Fingervater die Orientalen. Verlust des Daumens raubt der Hand den größten Theil ihrer Kraft und Verwendbarkeit; weder Nadel, noch Schwert, noch Feder kann sie fürder mehr führen; den Daumen verlieren heißt nahezu die Hand verlieren. Am Daumen verstümmelte römische Soldaten wurden vom Kriegsdienst befreit, und nicht selten kam es vor, daß, um diesem zu entgehen, sie sich selbst den Daumen abhackten; so entstand aus dem Worte „*pollice truncus*“ (ein am Daumen Verstümmelter) das Wort „*poltron*“ (Feigling). Die Athener schnitten den gefangenen Aegineten den Daumen ab, damit sie das Ruder nicht mehr führen konnten, und von diesem grausamen Rechte des Siegers kennen wir noch manche andere Beispiele aus dem Alterthum; die Bibelfesten unter den Lesern dieses Aufsatzes will ich nur an das Buch der Richter und den Ananiterkönig Abdon-Besek erinnern. Auch die Justiz erkennt diese Superiorität des Daumens an; nach dem alten angelsächsischen Gesetze wird dessen Schädigung mit zwanzig, die des Mittelfingers nur mit einem Schilling bestraft; und vor Allem weiß die Chirurgie: „den Daumen erhalten“ heißt „die Hand erhalten“.

Was die übrigen Finger betrifft, so sind dieselben bekanntlich nicht von gleicher Länge, und Jeder weiß, daß der Mittelfinger der längste, der kleine Finger der kürzeste ist. Viel verschiedener wird

die Antwort lauten, wenn die Frage aufgeworfen wird, welcher von den beiden übrigen Fingern der längere ist, der Zeigefinger oder der Ringfinger, und ich bin ziemlich sicher, daß die meisten meiner Leserinnen diese Frage erst beantworten werden, nachdem sie zuvor einen Blick auf ihre Hand geworfen haben. Könnte ich diese Antworten alle sammeln, so würde sich ergeben, daß dieselben sehr verschieden lauten, indem die Einen den Zeigefinger, die Andern den Ringfinger für länger erklären. Ebenso verschieden lauten auch die Urtheile der Anatomen, und es ergibt sich aus alle dem, daß das Längenverhältniß der beiden Finger überhaupt ein sehr wechselndes ist.* Welche Bildung ist nun aber als die schönere (höhere) Form anzusehen? Wenn ich finde, daß bei allen Affen der Zeigefinger kürzer ist als der Ringfinger, wenn ich ferner bemerke, daß große Maler und Bildhauer schöne Hände, besonders Frauenhände, fast immer mit einem relativ längeren Zeigefinger ausgestattet haben, so kann ich fast nicht umhin, dieser Bildung den Vorrang einzuräumen. Die ungleiche Länge der Finger ist aber nicht etwa bedeutungslos, sie steht vielmehr mit anderen Verhältnissen in nächster Beziehung, nämlich mit der Beweglichkeit der Mittelhandknochen auf der Handwurzel. Der Mittelhandknochen des kürzesten Fingers, des Daumens, ist der beweglichste; der Mittelhandknochen des längsten, des Mittelfingers, der am wenigsten bewegliche; dem Daumen zunächst folgt, wie in der Länge so auch in der Beweglichkeit, der fünfte Finger, während Zeige- und Ringfinger die Mitte halten. Infolge dieser Einrichtung kann durch das Abwärtzrücken der Seitenwände der Hand die Fläche derselben zu einem kugelförmigen Hohlraum (dem primitivsten Trinkgefäß, dem sogenannten Becher des Diogenes) umgewandelt werden, und die gebogenen Finger können eine Kugel (z. B. eine Billardkugel) vollkommen umgreifen, indem ihre Spitzen in einer Ebene liegen, welche ein Tangente dieser Kugeloberfläche ist, eine Bewegung, welche z. B. die Affenhand durchaus nicht

* S. hierüber: Osler, Ueber einen schwankenden Charakter der Hand des Menschen. Archiv für Anthropologie, Band VIII.

in der Weise ausführen kann, während diese als ein vierfingeriges Haken- oder Klammerorgan trefflich geeignet ist, einen Cylinder, also z. B. einen Baumast, zu ergreifen,* wie Fig. 9 deutlich zeigt.

Die Beweglichkeit der Finger selbst betreffend, so haben nach dem Daumen der Zeigefinger und der kleine Finger am meisten die Fähigkeit, sich gesondert von den übrigen zu bewegen, wozu sie vor Allem durch den Besitz besonderer Muskeln befähigt werden. So hat z. B. der Zeigefinger einen besonderen Streckmuskel, der ihm leicht gestattet, allein, getrennt von den übrigen, ausgestreckt zu werden, eine Bewegung, die ihm ja eben seinen Namen Zeigefinger (indicator) verschafft hat. Aus dieser Verwendung und aus

Fig. 9.



Hand des Orang-Utang.

dem Umstande, daß dieser gesonderte Muskel allen Affen, selbst dem Orang-Utang und Chimpanse fehlt — nur der Gorilla hat denselben, jedoch sehr schwach ausgebildet —, ist man wohl berechtigt zu schließen, daß dieser Muskel, wie Bischoff richtig bemerkt, „mit den gestikulativen und pantomimischen Bewegungen der Hand“, also mit Begriffsbildung und Sprachvermögen in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang stehe, und man darf daher wohl mit Bischoff behaupten, daß der Besitz dieses Muskels einen spezifisch menschlichen Charakter bilde, wenn auch der Name „Humanitätsmuskel“, den man ihm gegeben, etwas zu emphatisch

* Ob der Gorilla eine Ausnahme von dieser Regel, die auch für die anthropomorphen Affen gilt, macht, ist mir nicht bekannt. Es steht zu hoffen, daß man, nachdem diese Frage im Zool. Anzeiger von Garus (1879, Nr. 40, S. 552) aufgeworfen, bald über sie ins Klare kommen wird.

klingt. — Am wenigsten selbständig beweglich ist der vierte Finger, dessen Sehnen mit denen der Nachbarfinger besonders innig verbunden sind, und angehenden Clavierpielern pflegt die besondere Widerstandsfähigkeit dieses Fingers, insbesondere beim Einüben der Triller, nicht zu entgehen.

Mit Länge und Beweglichkeit der Finger steht nun ihre Namengebung in engster Beziehung, und es mag daher wohl am Platze sein, hierüber unseren großen Sprachforscher Wilhelm Grimm, dem wir eine vortreffliche Abhandlung über diesen Gegenstand verdanken, zu hören.* — Diese empfindlichen und beweglichen Organe, sagt Grimm, gleichsam die Spitzen des leiblichen Lebens, an denen das geistige sich regt und zum Ausdruck kommen will, wurden von der dichterisch personifizierenden Auffassung vieler Völker in ihrer Kindheit gleichsam als besondere selbständige Wesen betrachtet und auf sie Natur und Kräfte kleiner geistiger Wesen übertragen. So auch bei unserem deutschen Volke in seiner fernsten Kindheit; denn die ursprünglichen Namen der Finger verrathen solchen Ursprung, sind davon abzuleiten und klingen aus zahllosen Märchen, Volksreimen und Kinderversen noch heute nach;** so wenn

* W. Grimm, Abhandlungen der Berliner Akademie aus dem Jahre 1846. Berlin 1848. S. 425.

** Am meisten gilt dies und ist bekannt vom Daumen (dumo) oder Däumling, der geschickt, pfiffig und listig ist, dem, wie dem Zwerge Alberich, geheime Kräfte zu Gebote stehen und dem glückt, was er unternimmt. Die anderen Finger brauchen ihn, und wenn sie ohne ihn ausziehen und in Gefahr kommen, so rufen sie ihn, der dann Alles wieder in Ordnung bringt. — Die alte Bezeichnung des zweiten oder Zeigefingers klingt im Altdeutschen viel weniger human als die heute gebräuchliche; dort heißt er nämlich lockari, der Leckfinger, der Naschhafte (gewiß mit dem griechischen *λικάριος*, dem Namen des Zeigefingers, verwandt), und diese Bezeichnung findet sich noch im Niederdeutschen als Butterlecker oder Leckmännchen. Die übrigen Bezeichnungen außer Zeigefinger, nämlich Schweigefinger (von dieser Geberde), Bogenspanner, Zählfinger, Frauenfinger, sind offenbar viel späteren Datums und mehr gemacht als geworden. Entschieden am schlechtesten unter seinen Brüdern kommt der Mittelfinger weg, der den Namen langmar trägt, was ungefähr so viel bedeutet als „böseartiger Alp“. Eine Menge ehrenrühriger Benennungen, worunter die „der Ungezogene“, weil er als der längste Alles zuerst berührt, noch die mildeste ist, und die man ihrer Verbhheit wegen nicht wiedergeben kann, häufen sich auf ihn, während der

die Mutter ihren Kleinen die Fingerchen benennen lehrt und, beim zweiten anfangend, sagt: „Der ist ins Wasser gefallen (nämlich beim Obstnaschen), der zieht ihn heraus, der legt ihn ins Bett (der Arzt), der läuft zur Mama, um ihr Alles zu hinterbringen“; oder: „Das ist der Daumen, der (das Beckmännchen) schüttelt Pflaumen,“ u. s. w.

Da die Hand ein so charakteristisch rein menschlicher Theil des Menschen ist, so läßt sich von vornherein erwarten, daß nach Individualität, Race, Geschlecht sich Verschiedenheiten derselben finden, die nicht minder groß sind als die in der Bildung des Kopfes und der Gesichtszüge auftretenden. So steht die Negerhand durch ihre Schmalheit und Länge sowie durch die Kürze des Daumens der Affenhand näher, und unter den Europäern sind die Physiognomien nicht verschiedener als die Hände. Es giebt daher auch eine Physiognomik der Hand wie des Gesichts, und auch über diese sind ganze Bücher geschrieben worden. Andererseits haben, so zu sagen instinctiv, die großen Künstler aller Zeiten solche Verschiedenheiten in treffender Weise wiedergegeben, und in der That lassen sich dieselben auch viel besser malen oder plastisch darstellen als beschreiben und anatomisch begründen. Eine Hand gut wiederzugeben, gehört allerdings zu den größten Aufgaben des Künstlers, und wie verschieden sie gelöst wurde, das

vierte oder Ringfinger gerade umgekehrt unter den vier Fingern nach dem Daumen entschieden der bevorzugte ist. Sein Name bedeutet im Altdeutschen so viel als Arzt oder auch Zauberer, und dies gewiß nicht, wie spätere Ausleger aus dem Worte *medicus* herauslaffen, weil Doctoren mit diesem Finger Salben zc. zu reiben pflegen, sondern weil man diesem Finger, wie dem Handauslegen ja überhaupt, ganz besonders heilende Kräfte zuschrieb. Er ist ein Zauberer im wohlthätigen Sinne, er stillt Schmerzen und heilt Krankheiten. Er ist es auch, der den Brautring trägt, daher Ringfinger, Goldfinger, Prangfinger, und wie um seine Reinheit und Unschuld auszudrücken, Jungfrauenfinger, und weil er das Zeichen inniger Vereinigung der Herzen trägt, Herzfinger. Der kleine Finger, *ministo*, der Kleinste, Mindeste, der Blinzler, *μύωπ*, Ohrfinger, Ohrgräbler, sieht nicht über die anderen hinweg, hört aber desto besser. Er ist der einschmeichelnde, listige, diebische, kriechende, aufhorchende kleine Kobold, der Alles auskundschaftet und referirt. Zubringlichen Nachfragen nach der Quelle einer Nachricht pflegt man daher mit einem Hinweis auf ihn auszuweichen, indem man sagt: „Mein kleiner Finger hat mir's gesagt.“

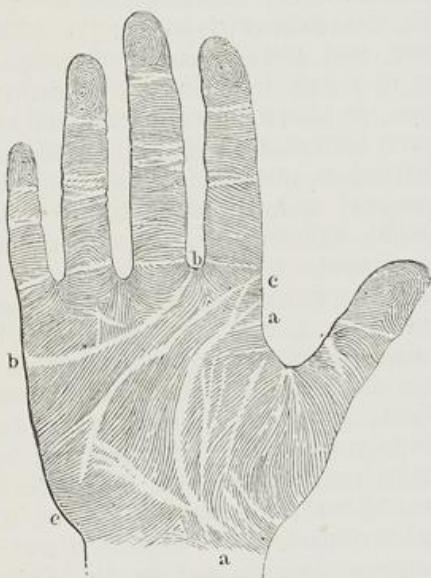
sehen wir, wenn wir die unschönen langen Hände auf vielen unserer altdutschen Bilder mit denen der griechischen Plastiker oder der alten Italiener vergleichen.

Etwas ganz Anderes als die Physiognomik der Hand, worunter wir das Studium der individuellen — wohl mit den übrigen psychischen und physischen Eigen thümlichkeiten des Individuums in gewisser Beziehung stehenden — Eigen thümlichkeiten der Hand verstehen, ist die Chiromantie (*χειρ-μαντεία*) oder die Handwahrheitskunst, das heißt die schon im Alterthum gekannte und selbst noch heute, wenigstens von Zigeunern geübte, angebliche Kunst, aus den individuellen Verschiedenheiten gewisser Hautfurchen in der Hohlhand einer Person nicht nur ihren Charakter, sondern auch ihr jetziges und künftiges Lebensschicksal zu erkennen. Wenn ich diesen Furchen, die man alle mit besonderen, dieser Wahrheitskunst entsprechenden Namen wie Lebenslinie, gemeine oder Tischlinie, Glückslinie, Entscheidungslinie zc. bezeichnet hat, hier einige Worte widme, so geschieht dies nur, um auf eine weit weniger gekannte, aber viel wichtigere Bedeutung wenigstens der hauptsächlichsten derselben aufmerksam zu machen. — Wie eine aufgezeichnete Landkarte stets in bestimmten Falten zusammengelegt wird, so faltet sich die Haut der Hand bei den mannigfachen Bewegungen derselben auch stets an ganz bestimmten Stellen, nämlich an der Stelle der Gelenke, und es sind diese Stellen für Niemanden wichtiger als für den Anatom und ganz besonders für den Chirurgen. Wir können sie einfach als Faltung- oder Gelenkfurchen bezeichnen. (Fig. 10.) So ist die sogenannte Lebenslinie (aa) nichts Anderes als die Faltungslinie für das Gelenk zwischen Mittelhandknochen des Daumens und Handwurzel, die gemeine Linie (bb) die Gelenkfaltungslinie des Gelenks zwischen den drei letzten Fingern und der Mittelhand, die Kopflinie (cc) die Faltungslinie für die isolirte Bewegung des Zeigefingers auf der Mittelhand u. s. w., was Alles Jedermann bei der Bewegung seiner eigenen Finger prüfen kann. Auch in dieser Beziehung ist die Affenhand, entsprechend dem oben (S. 99) bemerkten Verhältniß, von der menschlichen verschieden,

indem anstatt der beiden Linien, der gemeinen und Kopflinie, in der Regel nur eine gleichmäßig für die Gelenke aller vier Finger bestimmte Furche quer durch die Hand zieht (die sogenannte Affenfalte).

In dem Bisherigen habe ich das Skelet der Hand und der ganzen oberen Extremität, die anatomische Grundlage, das eigentlich Formgebende des ganzen Apparates, betrachtet und daran die Schilderung der Form der Hand überhaupt geknüpft. Es ist nöthig, nunmehr, an das Erstere anschließend, auch den

Fig. 10.



Handfläche des Menschen mit den Gelenkfalten und den Tastreisten der Fingerballen.

Weichtheilen, welche das Skelet umgeben und der eigentliche Sitz der Lebens Eigenschaften der Hand sind, eine kurze Betrachtung zu widmen. — Als die Lebens Eigenschaften der Hand, welche sie für uns zu einem so wichtigen Organe machen, habe ich oben genannt die große Beweglichkeit, das genaue Muskelgefühl und den feinen Tastsinn derselben. Es würde die mir gesteckten Grenzen weit überschreiten, wenn ich zur näheren Erläuterung der erstgenannten Eigenschaft genauer auf die Beschreibung der circa fünfzig Muskeln des Armes und der Hand eingehen wollte; ich muß mich darauf beschränken, einiges Wenige über die Anordnung derselben, was mir von be-

sonderem Interesse scheint, zu erwähnen. Das Eine ist die Thatsache, daß trotz der sonstigen Schon der Natur vor unnöthiger Kraftvergeudung in Betreff der Befestigung der Muskeln an den Knochenhebeln — wie an den Armmuskeln gerade besonders deutlich zu sehen — der Geschwindigkeit der Bewegung einerseits und der schlanken Form der Extremität andererseits ein erhebliches Opfer an Kraft gebracht ist. — Ein zweiter Punkt ist folgender: Wie die Zugkraft dreier Pferde durch ein einziges dünnes, aber starkes unelastisches Tau auf einen zu ziehenden Balken übertragen wird, so kann die Kraft eines Muskels von bedeutendem Querschnitt durch eine dünne Sehne auf einen Knochen übertragen werden. Wären alle Muskeln, die die Hand bewegen, an dieser selbst angebracht, so befände sich diese in einem wahren *embarras de richesse*, das heißt vor lauter Muskeln wäre die Hand so plump geworden, daß sie kaum zu bewegen wäre. Nun aber liegt die Mehrzahl der Muskeln, welche Hand und Finger bewegen, oben am Vorderarm, und nur dünne Taue (Sehnen) erstrecken sich von demselben an diese, ein Verhältniß, das schon äußerlich durch die nach unten konisch sich verjüngende Form des Vorderarms ausgedrückt ist.

Betrachten wir nun die Hand zunächst als Bewegungsorgan, so erscheint sie uns in der That, wie Galen sie genannt hat, als das Werkzeug der Werkzeuge (*organon ante organa*). In erster Reihe ist sie dem Menschen ein Werkzeug zum Ergreifen, Fassen, Halten — eine Zange. Wie tauglich sie dazu sei, darüber wollen wir unseren alten Doctor aus Rom reden lassen: „Sieh einmal hin auf alle die Körper, die ein Mensch zu ergreifen vermag, vom größten, wozu er beide Hände braucht, bis zum kleinsten, einem Hirsekorn, einem feinen Dorn oder einem Haar, und sieh die Hand jeden dieser Körper für sich fassen, jedesmal wirst du finden, daß die Hand so genau zum Gegenstande paßt, als ob sie gebaut wäre, um nur ihn zu fassen.“ Mit ihr schafft er sich seine Werkzeuge, seine Waffen, von den einfachsten bis zu den kunstvollsten. Welche Stufenleiter in den Bewegungen der Hand von den unbehülflichen Ber-

suchen des Kindes, den Löffel zum Munde zu führen, durch die verschiedenen Handarbeiten und Handwerke bis zu den Werken des Mechanikers und des Künstlers!

Und dann wieder, wie mannigfach sind die Bewegungen der Hand und der Finger, durch welche wir unsere Gefühle kundgeben, die sogenannten physiognomischen Bewegungen, durch welche wir sprechen, entweder eine ganz unwillkürliche Instinctsprache oder aber eine überlegte Vernunftsprache. Beifall und Mißfallen, Freude und Kummer, Liebe und Abscheu, Ergebung, Haß und Verzweiflung, Alles drücken wir durch Bewegungen unserer Hände aus, und unendlich reich ist unser Sprachschatz in Bezeichnungen für dieselben.* Aber auch zum Ausdruck von materiellen Begriffen als Raummaß brauchen wir Hände und Finger, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Decimalsystem auf der Zehnzahl unserer Finger beruht und daß die ursprüngliche Rechenmethode des Menschen im Zählen an den Fingern bestanden hat, und in der Regel fangen ja auch unsere Kinder so zu zählen an. Das griechische Wort *πεντάκτηριον* (zu deutsch wörtlich = fünfsten) heißt nicht nur „an den fünf Fingern

herzählen“, sondern überhaupt „zählen“. Daß die Annahme richtig ist, sehen wir recht deutlich, wenn wir aus unseren Culturstufen mit den endlosen Zahlenreihen herabsteigen zu den Naturvölkern, den sogenannten Wilden; die Fähigkeit, sich einen Begriff von großen Zahlen zu machen, finden wir bei diesem Herabsteigen immer geringer werden. Bei uns pflegen wir die Grenzen der Dummheit (*sit venia verbo*) bei der Zahl fünf zu finden. Wir sagen von Einem, den wir auf geistiger Stufe sehr niedrig stellen wollen: er kann nicht fünf zählen. Es giebt aber Völker, die nicht einmal drei zählen können, das heißt die kein Wort für die Zahl drei haben; sie zählen: eins, zwei, viel; drei ist = viel. Haben sie aber auch kein Wort für Zahlen über zwei, so zählen sie doch weiter und zwar durch Geberden der Finger und haben so sich doch so zu sagen secundäre Zahlwörter gemacht; anstatt fünf sagen sie „ganze Hand“, anstatt sechs „eins von der anderen Hand“, anstatt sieben „zwei von der anderen Hand“, anstatt zehn „beide Hände“ u. s. w. Wir wissen nicht, wie unsere Zahlwörter entstanden sind, es ist aber in dieser Beziehung nicht uninteressant, daß nach einer Bemerkung von Wilhelm v. Humboldt das Zahlwort drei häufig noch als eine Art Superlativ gebraucht wird, wie zum Beispiel in „dreimal verflucht“, „dreimal gesegnet“, „trismegistos“ (der dreimal Größte, Höchstenhabenste), gleichsam als Anklang an dessen frühere Bedeutung „viel“.

Aber nicht nur zum Zählen, auch zum Messen brauchen wir unsere Hand, und nicht unpassend hat man sie in diesem Sinne einen Zirkel mit fünf Armen genannt, nur brauchen wir die Arme, um ein Maß zu übertragen, nicht durch eine Schraube festzustellen. In unserem Geiste bleibt die Spur der gemachten Bewegung, und unser feiner Muskelsinn ist es also, der uns die Hand als Maßstab zu benutzen erlaubt. Es sind daher von der Hand (wie ja überhaupt alle Längenmaße von unserem Körper herrühren, Fuß, Elle zc.) nicht nur ungeschätzte Maße (handvoll, handbreit, handhoch, fingerlang, fingerdick, fingerbreit zc.), sondern auch ganz bestimmte Maße genommen: Spanne, Zoll zc. (*pouce* heißt Daumen und Zoll).

* Ein Griff in diesen Sprachschatz mag genügen, das Gejagte zu bekräftigen, und der Leser wird mit Leichtigkeit daran Weiteres anknüpfen. Wir „bieten“ die Hand zur Versöhnung, wir „geben“ sie als Zeichen der Versöhnung, ein „Handschlag“ bekräftigt den geschlossenen Bund. Alten Freunden „schütteln“ wir die Hand, und was sagt nicht in Gretchen's Klimax „sein Händedruck“! Man „giebt“ aber nicht nur die Hand, man „vergiebt“ sie auch und zwar gewöhnlich die Rechte, mit der man ja auch den „Handschwur“ leistet. „Zur linken Hand“, die überhaupt etwas Achtenbrödel ist, hält der Schwur weniger fest, und bei den Kaffern Südafrika's heißen die drei ersten Frauen: „die große Frau, die Frau zur Rechten, die Frau zur Linken“. Wir „klatschen“ in die Hände und „reiben“ die Hände, wir „ringen“ sie aber auch. Wir „heben“ sie bittend „empor“, wir „legen“ sie segnend „auf“, wir „weisen ab“, wir „winken“ mit der Hand, wir „ziehen unsere Hand ab“. Und kaum minder zahlreich als für die ganze Hand sind die Ausdrucksformen für die Finger im Ganzen, wie „auf die Finger sehen“ und „durch die Finger sehen“, oder für einzelne derselben, insbesondere den Daumen. Jedermann weiß, was es heißt, Einem „den Daumen halten“, oder „den Daumen auf etwas halten“, oder Einem „den Daumen aus's Auge setzen“, und bekannt ist, daß Heben oder Senken des Daumens des römischen Volkes im Circus über das Leben der armen Gladiatoren entschied.

Hat der feine Muskelsinn seinen Sitz in den nervenreichen Muskeln, so ist das Organ des feinen Tastsinnes die ungemein nervenreiche Haut der Hohlhand und der Finger, insbesondere des Endgliedes dieser auf der dem Nagel entgegengesetzten unteren Fläche, dem sogenannten Tastpolster. Ein einfacher Blick auf die eigene Hand zeigt einem Jeden, daß die Hautoberfläche dieser Gegend ganz anders aussieht als die Haut auf dem Rücken der Hand und allen übrigen Stellen des Körpers. Wir sehen da äußerst feine, zierliche, regelmäßig verlaufende, erhabene Linien, welche durch eben solche feichte Furchen von einander getrennt werden, die sogenannten Tastlinien oder Tastleisten. (S. Fig. 10.) Die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß jedes dieser Leistchen mit einer Doppelreihe von Papillen (Tastpapillen) besetzt ist, in welchen die Tastnerven mit eigenthümlichen Organen (Tastkörperchen) endigen. Auf den Bau dieser merkwürdigen Gebilde näher einzugehen, verbietet mir der Raum; ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß diese Tastlinien erst mit der Umwandlung des Endgliedes der vorderen Extremität in eine Hand, also bei den Affen, auftreten, aber erst beim Menschen ihre größte Vollendung erreichen.

Durch dieses feine, der Haut der Tastfläche der Finger innewohnende Tastgefühl, verbunden mit dem ungemein feinen Muskelgefühl und der großen Beweglichkeit, wird uns nun die Hand zu einem so vollendeten Sinnesorgan, daß sie in der Untrüglichkeit ihrer Wahrnehmungen selbst das Auge übertrifft und nicht selten dieses ersetzen muß. — Indem wir die Tastflächen unserer beweglichen Finger über die Oberfläche der Körper hinbewegen und ihn von allen Seiten angreifen, „begreifen“ wir ihn, erhalten wir einen „Begriff“ von demselben, wie unsere Sprache, dies auch auf das rein geistige Gebiet übertragend, sehr bezeichnend sagt. Erst durch Tast- und Muskelsinn erhalten wir eine vollständige Anschauung nicht nur von der Oberflächenbeschaffenheit, sondern auch von der Raumausdehnung der Körper, und das Auge, dieser ideelle Sinn, wird zum Theil erst durch die Hand, diesen realen, erzogen. Das Auge läßt dem Säugling den Voll-

mond und eine Orange gleich erreichbar erscheinen, und erst durch die Hand erfährt er den Unterschied. Man sagt daher schon im gewöhnlichen Leben nicht mit Unrecht, wenn man etwas nicht bestimmt weiß, man habe es vom „Hören sagen“; was Einem der „Augenschein“ lehrt, dagegen läßt sich schon wenig sagen, was man aber „mit Händen greifen“ kann, was „handgreiflich“ ist, was „auf der Hand liegt“, das ist sicher.

Die hohe, insbesondere intellektuelle Bedeutung der menschlichen Hand erkennen wir aber namentlich dann, wenn sie berufen ist, den Verkehr des Menschen mit den Nebenmenschen und der Außenwelt zu vermitteln. Sie ist dann das Organ, durch welches der Mensch erzogen wird. Dem armen Blindgeborenen sind die Anschauungen in der Ferne versagt, Anschauungen und Begriffe von der ihn zunächst umgebenden Formenwelt erhält er aber durch das Tasten seiner Hand. Sie ersetzt ihm das Auge, und zur unglaublichen Feinheit steigert sich durch Uebung Tast- und Muskelsinn der Blinden und gestattet ihnen das rascheste Lesen und die Ausführung der feinsten Handarbeiten. — Während die Blinden mit der Hand sehen, ist diese bei Taubstummen das Organ, mit dem sie sprechen und durch das sie hören. Jede Sprache — das Wort im weitesten Sinne genommen — besteht aus Zeichen, welche Ideen ausdrücken, und es sind diese Zeichen entweder Lautzeichen (Töne), welche bei allen Völkern die eigentliche Sprache bilden, oder Geberdezeichen (durch Mienen, Blick, Handbewegung). Der Ursprung jeder Sprache ist wohl ein rein instinctiver. Gemüthsstimmung, Gedanken verrathen sich in Haltung, Bewegung, Blick, Gesichtszügen — endlich in Lauten und Tönen. In Bewegungen, Mienen zc. liest der Säugling, was die Mutter ihm sagen will, und diese Instinctsprache ist es allein, die das Kind im ersten Lebensjahre versteht. Hört es dabei bestimmte Worte, so knüpft es an den Klang dieser die Bedeutung der Bewegung, z. B. Trinken, Schlafen zc. Im Laufe der Zeit verliert die Geberdensprache und gewinnt die Wortsprache an Bedeutung, und zwar nach Individualität, Race und Erziehung in verschiedenem Grade. Während man

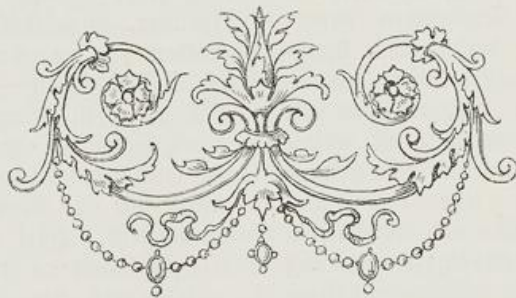
zum Beispiel den Mienen eines echten Sohnes Alt-Englands so wenig wie einem Telegraphendraht ansehen kann, ob er eben eine graufige Mordgeschichte oder die süßeste Liebesepisode erzählt, verstehen wir eines heißblütigen Italieners Erzählung schon aus seinen Gesticulationen. Während nun der Blindgeborene nur an der Betonung, ohne die Geberden zu sehen, die Sprache erlernt und die Wortsprache bei ihm bald zur vollen Bedeutung gelangt, macht die arme Mutter des Taubgeborenen eines Tages die erschütternde Entdeckung, daß ihr Kind nicht hört, bald auch die weitere, daß es stumm ist. — Aber der Drang der Mittheilung ist in dem armen taubstummen Kinde nicht minder vorhanden; es bildet sich jedes seine eigene Geberdensprache heraus, deren Organ die Hand mit den Fingern ist, eine Sprache, die dann durch Unterricht erst einer allgemein gültigen Fingersprache Platz macht. — So spricht das taubstumme Kind mit Hand und Fingern, und sein Hören ist das Sehen dieser Symbole bei anderen. Das Auge wird hier ganz Ohr, und sehr häufig kann man einen Taubstummen schon an dem „horchenden“ Ausdruck seines Gesichtes* erkennen.

Aber wie, wenn es menschliche Wesen gäbe, denen beide Sinne fehlen? Zu-

gleich ein Blinder, der nicht hört, und ein Tauber, der nicht sieht! Gewiß haben viele Leser dieser Zeitschrift von den Schriften des englischen Romanischriftstellers Charles Dickens auch dessen „Amerikanische Reise“ gelesen und erinnern sich aus derselben der trefflichen Schilderung eines damals in Boston lebenden Mädchens, der Laura Bridgeman, eines jungen, schönen Geschöpfes, — aber blind, taub, stumm und nur im Besitze eines einzigen, den Verkehr mit der Außenwelt vermittelnden Organs, der Hand. „Sie war,“ schreibt Dickens, „gleichsam in eine Marmorzelle eingeschlossen, unzugänglich für den kleinsten Lichtstrahl, unerreichbar für den leisesten Ton, und ihre arme weiße Hand sah hervor durch einen Riß des Steines, um Hülfe winkend, die ihren Geist erwecke und erziehe.“ — Und die Hülfe kam. Allein durch die Hand stand sie mit der Außenwelt in Verkehr, durch die Hand wurde sie erzogen. — Es würde mich zu weit führen, den Gang dieser Erziehung, die, beiläufig bemerkt, auch psychologisch äußerst interessante Resultate ergab, zu schildern; ich will nur bemerken, daß die Erzählung derselben jeden Leser ebenso wohl mit Staunen über die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus als mit Hochachtung vor der Ausdauer des Erziehers erfüllt und erlaube mir deshalb, die Lectüre dieses Buches sehr angelegentlich zu empfehlen.

* Siehe über das Vorstehende insbesondere den interessanten Aufsatz von Eschricht: Das physische Leben, in populären Vorträgen. Berlin 1852, dem ich namentlich gefolgt bin.

(Schluß folgt.)





Abendbesuch auf einer Sternwarte.

Von

Wilhelm Förster.

Ear manchen meiner Leser hat wohl, wie mich selbst, schon in früher Jugend bei den Vorstellungen, welche sich an das Thema meiner heutigen Mittheilungen knüpfen, eine Bewegung eigener Art ergriffen. Der Gedanke, den Mond mehrere hundert Male größer zu schauen, als man ihn mit bloßen Augen sieht, als man ihn z. B. schon vergrößert zu sehen meint, wenn in der Nähe des Horizontes hohe Bäume, Häuser oder Thürme wie Miniaturbilder von seiner vollen Scheibe umrahmt werden, der Gedanke, in die Welt der Saturnsringe oder der Jupitersmonde wie aus der Vogelperspective hineinzuschauen, den matten Schimmer der Milchstraße in ein zahlloses Heer glänzender Sterne aufgelöst zu sehen und in Nebelflecken von mildem Glanze und geheimnißvollen Umrissen einen Schimmer von Weltgestalten und Weltaltern zu empfangen, die in Raum und Zeit unaussprechlich und ewig weit von uns entfernt sind — alle diese Vorstellungen üben wohl auf die Gemüther Vieler einen eigenen Zauber aus.

Derjenige aber, dem es von einem gütigen Geschick beschieden wird, sein Leben oder einen Theil seines Lebens der geistigen Arbeit innerhalb dieser Welt von Vorstellungen, welche so Vielen ein ferner Traum bleibt, zu widmen, er wird in der Regel ungemein schnell und mächtig von einer ganz anderen Seite dieses Thätigkeitsgebietes erfaßt. Man kann

sogar behaupten, daß der größere Theil derjenigen, welche sich der Astronomie widmen, von Anfang an mehr von letzterer Seite dieser Beschäftigung, nämlich von ihrer Gedankenstrenge, von ihrer reinen, meinungslosen Folgerichtigkeit und von der Erhabenheit des in ihr entwickelten Zusammenwirkens der verschiedensten Völker und Zeiten angezogen wird, als von dem unmittelbaren Reiz der Wahrnehmungen, die sie darbietet.

Indessen auch der Astronom von Fach erlebt stets aufs Neue inmitten der mühesternsten messenden und kritisch untersuchenden Arbeiten, welche er den Himmelslichtern zu widmen hat, Augenblicke, in welchen er von einer unnenbar mächtigen Empfindung ergriffen wird, Augenblicke, in denen der Eindruck der herrlichen Lichtfülle und der Reinheit der Formen, wie sie uns ein starkes Fernrohr in den Himmelsräumen vor Augen bringt, sich mit dem geistigen Einblick verbindet, den die Astronomie in das Wesen dieser Erscheinungen gewonnen hat.

Empfindungen dieser Art treten unter Anderem ein, wenn man ein besonderes Wahrnehmungsgebiet, z. B. die Details der Mondoberfläche mit verhältnißmäßig geringen optischen Mitteln näher kennen gelernt hat und dann einmal unter besonders reinen und ruhigen Luftverhältnissen das Glück erlebt, mit einem Fernrohr von ungewöhnlicher Stärke einen wahrhaft befelegenden Lichtreichtum über jene Landschaften sich ergießen zu sehen,

wie der Wanderer, der aus den Nebeln der Alpenwelt in die magischen Farbentöne des Südens hinabsteigt.

Die Genußfähigkeit des Astronomen für solche Eindrücke nimmt sogar mit der Dauer seiner Beschäftigung zu. Nicht nur wächst ja überhaupt die Intensität der geistigen Genüsse mit dem zunehmenden Reichthum der Gedankenwelt, das heißt mit dem Alter, sondern es ist auch, um die von dem Fernrohr dargebotenen Wahrnehmungen im Himmelsraume ganz würdigen zu können, ein gewisser Grad von Übung des äußeren und so zu sagen des inneren Gesichtsinnes erforderlich. Erst der Ernst, den keine Mühe bleicht, läßt auch hier den Einzelnen zu den höchsten, mit unseren Mitteln erreichbaren Genüssen der erwähnten Art gelangen.

Hiernach begreift sich denn auch, welcher hohe Grad von Enttäuschung mitunter denjenigen zu Theil wird, welche, von einem tiefen Interesse für die Himmelserscheinungen getrieben, bloß dazu gelangen, bei einem mehr oder weniger flüchtigen Abendbesuch auf einer Sternwarte den Anblick einiger Erscheinungen dieser Art durch ein immerhin bedeutendes Fernrohr zu genießen.

Es ist klar, daß selbst, wenn bei einem solchen ersten oder einzigen Besuche die einzelnen Wahrnehmungen durch unmittelbare Wiederholungen derselben und eingehende Belehrungen seitens eines Fachmannes unterstützt werden, dem weniger geübten Auge Vieles entgehen wird, mitunter sogar der Anblick, den das Fernrohr bietet, seinem wesentlichen Inhalte nach gar nicht zum Verständniß kommen wird.

Bei den meisten Abendbesuchen auf einer Sternwarte verhält es sich aber in dieser Hinsicht noch viel ungünstiger mit dem Umfang und dem Werthe desjenigen, was unter den gegebenen Umständen dem Publikum überhaupt dargeboten wird und dargeboten werden kann.

Es sei gestattet, dies im Anschluß an die auf der Berliner Sternwarte vorliegenden Erfahrungen etwas näher zu erörtern, sodann wenigstens Einiges von demjenigen hervorzuheben, was dem Publikum von astronomischen Anschauungen unter günstigeren Umständen leicht und sicher dargeboten werden könnte,

endlich einige Ansichten hinsichtlich solcher Einrichtungen darzulegen, durch welche eine Verbesserung des bestehenden Zustandes in dieser Beziehung zu ermöglichen wäre.

Bekanntlich hat die Berliner Sternwarte seit ihrer vor etwa fünfzig Jahren erfolgten Neubegründung sich bestimmungsmäßig bemüht, nicht nur der astronomischen Forschung und den akademischen Lehraufgaben zu dienen, sondern auch innerhalb gewisser Grenzen dem Publikum Berlins den Anblick der Himmelserscheinungen mit bedeutenden optischen Mitteln zu ermöglichen.

Es erschien dies auch als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die allgemein geistigen Interessen, welche unleugbar an der Begründung und Dotirung von Sternwarten einen ebenso erheblichen Antheil haben als die strengeren wissenschaftlichen Gesichtspunkte, wie sich auch aus einer kurzen Recapitulation der Geschichte der Berliner Sternwarte sofort ergibt.

Bekanntlich datirt die Begründung astronomischer Institutionen in Berlin aus derselben Zeit, dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher Berlin eine Akademie der Wissenschaften erhielt; aber erst im weiteren Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts kam eine eigentliche Sternwarte mit etwas entwickelteren instrumentalen und sonstigen Einrichtungen zu Stande, welche innerhalb des bekannten, schon von Friedrich I. erbauten viereckigen Thurmes über dem an die Dorotheenstraße stoßenden königlichen Stallgebäude, auch jetzt noch durch eine Windrose und Wetterfahne gekennzeichnet, eingerichtet wurde. Zwar gab es von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an schon königliche Astronomen zu Berlin. Dieselben entstammten in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einer Astronomenfamilie, der Familie Kirch, deren Männer und Frauen zu den eifrigsten und geschicktesten Beobachtern ihrer Zeit gehörten. Etwas Aehnliches wie eine Sternwarte war aber anfangs nur auf dem Dache des Hauses Wallstraße Nr. 72 vorhanden.

Diese kleine Sternwarte, so zu sagen der erste Ausdruck des Interesses der Berliner für den Anblick der Himmels-

scheinungen, auch der Schauplatz der ersten Arbeiten der Familie Kirch, war von dem Besitzer des genannten Hauses, dem Freiherrn v. Krosigk, eingerichtet worden. Herr v. Krosigk war ein in großartiger Weise freigebiger Freund und Jünger der Astronomie, der auch sogar überseeische astronomische Unternehmungen, wie eine Bestimmung der Entfernung des Mondes von der Erde, durch gleichzeitige Beobachtungen in Berlin und am Cap der guten Hoffnung, auf seine Kosten ausführen ließ und sich an den bezüglichen Messungen selbst betheiligte.

Die Grenzen meiner Arbeit verbieten es mir leider, zu einer eingehenderen Schilderung dieser wissenschaftlichen und persönlichen Verhältnisse abzuweichen, deren Darstellung der anziehende Gegenstand eines besonderen Aufsatzes werden könnte.

Ich eile daher sogleich von dieser kurzen Erwähnung der Lage der hiesigen astronomischen Institutionen im achtzehnten Jahrhundert und der ersten hiesigen Stätte astronomischer Genüsse zu der wichtigen Epoche, welche der Begründung der gegenwärtigen Sternwarte unmittelbar vorausging. Ich meine den Zeitpunkt, in welchem Alexander v. Humboldt hier die denkwürdigen Vorträge hielt, aus denen später das Lehrgebäude seines Kosmos hervorgegangen ist.

Dies war gegen Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Die alte Sternwarte auf dem Thurne des nach einem bekannten Witzworte, „*musis et malis*“, gewidmeten Gebäudes hatte sich überlebt. Sie war neben den anderen größeren Warten, die in anderen Ländern und auch in Deutschland inzwischen entstanden waren, den Aufgaben der Wissenschaft nicht mehr gewachsen. Alexander v. Humboldt aber war es, welcher durch seine Vorträge den Keim austreute, aus dem in einer der sparsamsten Zeiten preussischer Verwaltung durch die besondere Theilnahme König Friedrich Wilhelm's III. eine neue Sternwarte hervorging, die damals unzweifelhaft zu den größten und vollendetsten ihrer Art gehörte. In bemerkenswerther Weise war der Kernpunkt, um welchen diese neue Einrichtung sich bildete, ein einziges mächtiges Fernrohr, die letzte große Arbeit Fraunhofer's.

Es war Humboldt gelungen, die Anschaffung desselben zu erwirken, nachdem seine Vorträge das Interesse besonders an den großen Entdeckungen Herschel's im Himmelsraume in den höchsten und in den weitesten Kreisen Berlins mächtig belebt hatten.

Nachdem dieses Fernrohr, damals eines der größten überhaupt vorhandenen, mehrere Jahre der Aufstellung geharrt hatte, gelang es endlich Ende und Humboldt, auch das dafür erforderliche Gebäude und die zur weiteren Vervollständigung der astronomischen Forschungsmittel unentbehrlichen anderen Einrichtungen zu Stande zu bringen.

Es war natürlich, daß auf einer Sternwarte, deren erste Entstehung so notorisch aus dem Interesse der Laien an dem mittelst starker Fernrohre zu gewinnenden Anblick der Himmelserscheinungen hervorgegangen war, eine lebendige Tradition verblieb, sich dem geistig regen Publikum der Hauptstadt auch dauernd förderlich und dankbar zu erweisen.

Während in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens ein verhältnißmäßig seltener Gebrauch von dieser vorzugsweise den Einheimischen, aber auch den Fremden sich anbietenden Gelegenheit gemacht wurde, ist im Laufe des letzten Jahrzehnts mit dem starken Anwachsen der Bevölkerung Berlins und der unleugbaren Ausbreitung des Interesses an allen Zweigen der Naturerkenntniß die Zahl der Besuche und Meldungen zu Abendbesuchen auf der Sternwarte in schnellem Steigen begriffen gewesen, so daß in den letzten Jahren die Anzahl der Abendbesucher der Sternwarte sich mitunter jährlich auf mehr als tausend Personen belaufen hat, abgesehen von den vielen Hunderten von Personen, welche im Laufe eines Jahres an den Mittwochs und Sonnabends Vormittag angesetzten Stunden bloß von den Einrichtungen der Sternwarte Kenntniß nehmen.

Wenn man nun bedenkt, daß es in dem Klima Berlins während eines Jahres höchstens 120 bis 140 Nächte von anhaltender und hinreichend vollkommener Klarheit des Himmels, sodann vielleicht nur noch 50 oder 60 Nächte von bloß vorübergehender oder unvollkommener Durchsichtigkeit der Luft giebt, so erkennt

man sofort, in welcher schwierigen Lage ein Institut sich befindet, welches sich neben der astronomischen Forschung und den akademischen Vebraufgaben auch noch in dem erwähnten Umfang dem an sich so berechtigten und so erfreulichen Interesse des Publikums an den von einem großen Fernrohr dargebotenen Himmelserscheinungen zu widmen hat.

Als im Jahre 1858 der bekannte nach seinem Entdecker Donati benannte Komet mit der wundervollen Schweifentwicklung, die wie ein Springbrunnen von Licht über dem Horizonte emporstieg, am Himmel stand, war der Besuch der Sternwarte so zahlreich geworden, daß gerade in denjenigen Wochen, welche für die messende Untersuchung der an dem Kopfe dieses Kometen hervortretenden höchst merkwürdigen Erscheinungen am günstigsten waren, den hiesigen Astronomen die beste Zeit durch die Beschauer verloren ging. Fast an jedem Abend lösten einander Hunderte von Personen ab, und es erwies sich als völlig unmöglich, diese Besuche abzulehnen, wenn man nicht zu einer absoluten und ausnahmslosen Versagung schreiten wollte, die aber aus vielen Gründen ganz undurchführbar erschien.

In den letzten Jahren ist mitunter in solchen Zeiten, in welchen die geringe Anzahl der sternhellen Tage und Abende es zur unumgänglichen Pflicht machte, jeden Anblick des Himmels, den die Wolken gestatteten, für dringliche Zwecke der Forschung zu verwerthen, die Annahme und Berücksichtigung von Meldungen zu Abendbesuchen auf günstigere Jahreszeiten verschoben worden; aber auch diese Einschränkung wird sich nicht vollständig durchführen lassen, da hiermit offenbar auf die Dauer eine wirkliche Beeinträchtigung der Interessen und Wünsche des Publikums hinsichtlich astronomischer Belehrung und Anschauung verknüpft sein würde. Es liegt auch auf der Hand, daß in dieser schwierigen Sachlage dem Einzelnen, welcher nach langem vergeblichen Sehnen und Bemühen endlich zu einem Abendbesuche auf der Sternwarte kommt, mitunter so wenig dargeboten wird, daß nicht selten (vielleicht sogar in der Mehrzahl der Fälle) verdrießliche Enttäuschungen eintreten, welche natürlich in dem ge-

meinsamen Interesse aller Betheiligten, sowohl des Publikums als der Astronomie und der öffentlichen astronomischen Institutionen, vermieden werden sollten. Oft genug kommt es z. B. vor, daß Meldungen viele Monate lang wiederholt werden müssen, bis es ermöglicht wird, irgend eine zahlreiche Gruppe von Besuchern zu berücksichtigen. Es ist dann schon ein ungewöhnlicher Glücksfall, wenn an demjenigen Abend, für welchen Jemand den Zutritt zu der Sternwarte erlangt hat, das Wetter keinen Strich durch die Rechnung macht und die Besuchenden, ungestört durch Bewölkungen, einige Blicke auf den Mond und die Planeten durch das große Fraunhofer'sche Fernrohr erlangen können. Sehr oft aber ist an solchen Abenden, sowohl infolge wiederholter Störungen der vorangegangenen Besuchsabende durch Wolken als infolge anderer unvermeidlicher Aufschübe, die Zahl der Besuchenden so groß geworden, daß vielleicht auf jeden in dem Fernrohr dargebotenen Gegenstand von jedem Besucher nur ein einziger kurzer Blick geworfen werden konnte, der dann trotz rastlos hinzugefügter Erläuterungen sehr oft im Auge und im Gedächtniß des Besuchers nur einen räthselhaften Eindruck hinterließ, ohne ihn irgendwie im Verständniß gefördert, geschweige denn ihm auch nur annähernd einen solchen Genuß bereitet zu haben, wie er erwarten zu dürfen geglaubt hatte.

Wie in dieser Beziehung für das Publikum der anderen großen Städte gesorgt wird, ist mir nicht erschöpfend bekannt, besonders vermag ich nicht anzugeben, ob in neuerer Zeit in London irgend welche namhaften Einrichtungen für die Befriedigung der in Rede stehenden geistigen Bedürfnisse entstanden sind. Ich weiß nur, daß die Sternwarte zu Greenwich zum Schutze ihrer eigentlichen Messungsaufgaben, welche bekanntlich seit ihrem Bestehen in England besonders populär waren, weil Leib und Leben der englischen Seeleute an dieselben geknüpft erschien, die bloße Besichtigung ihrer Einrichtungen, geschweige denn die Benutzung ihrer großen Instrumente für Beschauungs- und Belehrungszwecke populärer Art bis zu einer vollständigen Ausschließung erschwert.

Auch die Traditionen der Pariser

Sternwarte weichen in dieser Hinsicht von denen der hiesigen Sternwarte ab. Unter Leverrier's Regime gab es wohl mitunter glänzende astronomische Soireen, zu welchen die Spitzen der Gesellschaft eingeladen waren, aber für das große Publikum blieb die Sternwarte vollständig verschlossen.

Es wird vielen meiner Leser bekannt sein, in welcher Weise man sich bisher in Paris zu helfen suchte. Auf dem Eintrachtspalze, auf dem großen Triumphbogen (dem „Triumphbogen des Sterne“) und an einigen anderen Punkten sind ziemlich ansehnliche Fernröhre von grober äußerer Einrichtung aber nicht unbedeutender Lichtstärke im Freien aufgestellt, und das Publikum genießt mittelst derselben — zu festen Preisen — am Tage den Anblick von Sonnenflecken, am Abend den Anblick von Mondbergen, Jupitersmonden, Saturnsringen und dergleichen. Die hierbei geltenden Preisansätze, nämlich einige Sous für jedes eine gewisse Zeit lang beschaute Object, entbehren in ihren Einzelheiten nicht einer gewissen Komik. (Als Curiosum möchte ich hierbei einschalten, daß ein ähnliches Princip, aber in umgekehrter Anwendung, eine Zeit lang für die jüngeren Astronomen auf der Pariser Sternwarte unter Leverrier zur Geltung gelangt war. Dieselben erhielten nämlich so und so viel Centimes für jeden einzelnen etwa beim Durchgang durch den Meridian im Fernrohr von ihnen beobachteten Stern, dessen Durchgangszeit sie aufgezeichnet hatten.)

Von den Unternehmern jener öffentlichen Fernröhre werden natürlich gewisse Erläuterungen für den Beschauer hinzugefügt, welche mitunter in ganz kundiger und geschickter Weise, mitunter aber derartig gegeben werden, daß es dem Herzen eines Astronomen, der sich etwa unter die Beschauer gemischt hat, recht wehe thut, zumal wenn er die enthusiastische und hingebende Art bemerkt, mit welcher Männer und Frauen selbst einem so unvollkommenen Drakel zu lauschen pflegen.

Erst neuerdings ist in Paris für die Befriedigung dieser Interessen und Neigungen des Publikums ein bedeutender Schritt in derselben Richtung geschehen, in welcher schon seit mehreren Jahren von Seiten der Leitung der Berliner Stern-

warte einige Versuche — leider bis jetzt vergeblich — gemacht worden sind.

Der letzte Abschnitt meiner Darlegungen wird mich hierauf zurückführen.

Zunächst möchte ich noch eine Frage beantworten, welche möglicher Weise im Anschluß an meine bisherigen Erörterungen gestellt werden könnte, nämlich die Frage, ob man nicht überhaupt von einer öffentlichen Berücksichtigung der in Rede stehenden Wünsche und Interessen des Publikums absehen könnte. Zumal in Betracht des auch von mir zugegebenen Umstandes, daß man, um vollen Genuß und volle Belehrung von den Wirkungen stärkerer Fernröhre zu empfangen, eines gewissen nicht leicht zu erlangenden Grades von Übung und Kenntniß bedürfe, sei es vielleicht besser, jedem Einzelnen, dem es um Erwerbung von lebendigeren und zutreffenderen Anschauungen auf diesem Gebiete der Naturerkenntniß ernstlich zu thun sei, zu überlassen, sich selbst, nöthigenfalls unter Vereinigung der Kräfte und Mittel Gleichgesinnter, die erforderlichen Hülfsmittel zu beschaffen. Auf diese Weise werde er selbst zu reiferem Genuße gelangen und dann vielleicht in kleineren Kreisen der Mittelpunkt für Verbreitung weiterer Belehrung und Darbietung der betreffenden geistigen Genuße werden. Nach meiner Ueberzeugung liegt die Sache nicht so einfach.

Auch jetzt schon sind in nicht geringer Zahl Mittelpunkte astronomischer Orientierung für kleinere Kreise vorhanden. Nicht nur sind zahlreiche Schulinstitutionen mit ansehnlichen Fernröhren ausgerüstet, sondern auch viele Privatleute sind schon im Besitze ähnlicher Einrichtungen. Aber gerade aus solchen Kreisen, in welchen ein gewisser Grad von Übung teleskopischen Sehens und viele klare Vorstellungen und Kenntnisse astronomischen Inhalts durch die Anwendung derartiger Hülfsmittel bereits entwickelt sind, geht nicht nur erfahrungsmäßig die größte Zahl derjenigen Besucher hervor, welche auf einer Sternwarte den betreffenden wissenschaftlichen Gesichtskreis zu erweitern und zu vertiefen wünschen, sondern diese Besucher sind auch recht eigentlich diejenigen, welche den wahren Genuß und Gewinn von der Darbietung der mächtigeren Leistungen größerer Instrumente

und Liebe der Sache gewidmet werden können, möglich sein, die Abendbesucher einer Sternwarte sogar zu Zeugen gewisser Vorgänge zu machen, welche ihnen eine Art von Empfindung der Gegenwart auf einem fernen Weltkörper in so ergreifender Weise bereiten, daß daraus Wirkungen auf das Gemüth entstehen, mit denen nur die Wirkungen der schönen Künste verglichen werden können.

In den ersten Abenden nach dem Erscheinen der jungen Mondsichel bietet z. B. nicht nur das Nebeneinander der strahlend hellen directen Sonnenbeleuchtung der Mondlandschaften und des Dämmerlichtes, in welchem der übrige Theil der Mondfläche, bestrahlt von dem sanfteren Schimmer des Erdscheines, nämlich des von der Erde zurückgestrahlten Sonnenlichtes, ruht, Wirkungen der eigenthümlichsten und anziehendsten Art dar, sondern es ist auch möglich, das Vorrücken des Tages auf dem Monde an dem Zurückweichen der Schatten, an der allmäligen Zunahme der Anzahl der von der Sonne schon bestrahlten Bergspitzen, welche wie lichte Inseln in dem dunkleren Theile der Mondfläche auftauchen, und an dem allmäligen Vordringen des Sonnenlichtes in die tieferen Bergschluchten und Thalkessel so deutlich wahrzunehmen, daß man wirklich dem Sonnenaufgang auf dem Monde beizuwohnen glaubt.

Auch in die bedeutend entferntere Jupiterswelt lassen sich ähnliche Einblicke gewinnen, wenn man das Eintreten der Trabanten des Jupiter in den von demselben im Sonnenlicht geworfenen Schattenkegel beobachtet, und wenn man etwa den Schatten eines Trabanten (eine totale Sonnenfinsterniß für kleine Theile der Jupiteroberfläche) langsam über den Jupiter hinwegwandern sieht.

Sogar in dem schon so weit entfernten Saturnsystem kann man durch sorgsame Beobachtung und Deutung der Schattenphänomene bis zu einer so unmittelbaren Erfassung der perspectivischen Wirkungen, so zu sagen der Körperlichkeit des ganzen Phänomens gelangen, daß man in einzelnen Momenten sich wirklich wie in den Himmelsraum versetzt fühlt.

Nichts aber außer den Wirkungen des Schönen dürfte geeigneter sein, den Menschen rein und friedlich zu stimmen, als

solche ruhevollere Genüsse, als solche vorübergehende Loslösungen des Gedankens von den Schranken und den Erregungen dieser Erdenwelt.

Und solche Seelenstimmungen, sind sie nicht das höchste Bedürfniß gerade einer Zeit, in der so viel gewaltige Energie entwickelt ist, welche nur des Maßes und der Liebe entbehrt? einer Zeit, in welcher so viele künstliche Schranken innerhalb der Menschenwelt wieder errichtet oder verstärkt werden mit einer Besessenheit und Selbsttäuschung, gegen welche es kaum eine bessere Gegenwirkung giebt als die sanfte Erhebung des Geistes über die Erde hinaus und die verbindende Empfindung des Erdenbürgerthums? Sind nicht gerade jetzt als die wichtigsten Beiträge zu der eigentlichen Bildung, d. h. zu der Milde der Sitten, alle diejenigen Erkenntnißfrüchte zu betrachten, welche dazu helfen, jenem Unmaß, man könnte sagen jener Verwirrung entgegenzuwirken, die sich fast in allen Schichten der Gesellschaft wieder zu entwickeln droht?

Wie aber, wird man mich nun fragen, kann man zu dem Besitz von Institutionen von solcher ideellen Wirksamkeit gelangen, wenn z. B. die vorhandenen Sternwarten infolge der unumgänglichen Einschränkung und Concentrirung ihrer Leistungen auf die nothwendigsten Forderungen der Forschung und Praxis sich dem Publikum verschließen sollten.

Ich erwähnte vorhin bei einer kurzen Schilderung der bezüglichen Pariser Zustände neuere Bestrebungen, die dort bereits zu Nug und Frommen des Publikums nach dieser Richtung aufgetaucht seien. Diese Bestrebungen haben in der That in letzter Zeit zu der Begründung eines großen öffentlichen Observatoriums auf einem der Thürme des bekannten, vom Staate bei Gelegenheit der letzten Ausstellung erbauten Trocaderopalastes geführt.

Mit öffentlichen Mitteln ist dort also eine Institution geschaffen worden, welche wesentlich und bestimmungsmäßig dazu dienen soll, astronomische Kenntnisse und Anschauungen mit Hülfe der besten vorhandenen Mittel und Einrichtungen zum Gemeingut vieler zu machen.

Auch in Berlin ist schon seit mehreren

Jahren von Seiten der Sternwarte in engeren Kreisen lebhaftere Anregung zur Entwicklung eines ähnlichen Observatoriums gegeben worden.

Da bei der bescheidenen Lage unserer öffentlichen Finanzen zunächst an die Herstellung solcher Einrichtungen aus öffentlichen Mitteln nicht gedacht werden konnte, wurde zuerst der Plan aufgestellt, im Wege der Subscription oder im Anschluß an bestehende mercantile Institute verwandten Charakters ein Observatorium zu Stande zu bringen, dem natürlich die Unterstützung seitens der hiesigen Astronomen in jeder Weise gesichert gewesen wäre. Leider sind diese Bemühungen bisher gescheitert, obwohl nach den auf der Berliner Sternwarte gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Anzahl der Besuchenden und noch mehr der Anzahl der Meldungen und Wünsche sogar ein finanzieller Erfolg eines solchen Unternehmens ziemlich bestimmt in Aussicht genommen werden könnte.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man dem hervorgetretenen ähnlichen Bedürfnisse bisher durch Associationen zu genügen gesucht; z. B. war in Chicago vor einiger Zeit eine Gesellschaft vermögender Männer zur Begründung eines bedeutenden, mit Instrumenten ersten Ranges ausgestatteten Observatoriums zusammengetreten. Dieses Observatorium sollte zwar in erster Stelle der Forschung dienen, gleichzeitig aber, wenigstens an gewissen Abenden der Woche, den sämtlichen Familienmitgliedern der zahlreichen Begründer in solcher Weise offen stehen, daß der an dem Institut anzustellende Astronom an diesen Abenden lediglich der Belehrung des Publikums zu dienen hatte, — natürlich eine noch ziemlich unvollkommene und particularistische Form der Befriedigung des in Rede stehenden allgemeineren Bedürfnisses.

Ich wage keineswegs zu hoffen, daß in Deutschland schon in nächster Zeit auch nur irgend etwas Ähnliches, wie neuerdings in Paris geschehen ist, mit öffentlichen Mitteln eingerichtet werden könnte, doch ist es eine unumgängliche Vorbedingung für die Entwicklung derartiger Institutionen, daß von ihnen gesprochen wird, und es war für mich eine schon

seit längerer Zeit tiefempfundene Pflicht, öffentlich über diese Dinge zu reden, hierdurch die schmerzlich gefühlte Verantwortung hinsichtlich des gegenwärtigen für die Sternwarten und für das Publikum gleich unerquicklichen Zustandes zu mildern und einen Keim des Besseren auszustreuen.

Wenn derartige Zeiten wie die jetzigen vielleicht für die Verwirklichung von Absichten solcher Art nicht günstig sind, so dürften sie doch zu Projecten, so zu sagen zu inneren Schöpfungen dieser Art geeignet sein, denn in äußerlich gedrückten Zeiten hat der Geist der Menschen Anlaß und Muße, sich überhaupt tieferem Denken über öffentliche Fragen zur Entfaltung neuer Stärke zu sammeln.

Man werfe mir auch nicht ein, daß Institutionen der erwähnten Art insofern nicht aus öffentlichen Mitteln begründet und unterhalten werden dürften, als sie so zu sagen Luxuseinrichtungen für die Gebildeten seien.

Zunächst würde hierauf zu bemerken sein, daß derselbe Einwurf in gewissem Sinne für viele Einrichtungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gelten würde, bei denen doch Niemand zweifelhaft ist, sie mit öffentlichen Mitteln zu dotiren, und bei denen dies auch völlig berechtigt ist, sobald nur in immer größerem Umfange Jedem aus dem Volke die Aufnahme und die geistige Förderung innerhalb solcher Institutionen gehörig erleichtert und gesichert ist.

Oft genug aber habe ich Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ein tiefes und warmes Interesse für den Anblick der Himmelserscheinungen, vielleicht sogar eine besondere unmittelbare Fähigkeit des Verständnisses derartiger Wahrnehmungen und Einrichtungen, wie sie eine Institution der erwähnten Art zu bieten hätte, in der gewerblichen und handarbeitenden Bevölkerung jeder Art lebt, und daß es sich wohl lohnt, auch gerade zu dieser bei solchen Anlässen in beweglicher und erbaulicher Art zu reden.

Was die Ungunst der Lage einer Sternwarte mitten in einer großen Stadt betrifft, so ist zuzugeben, daß diese Ungunst in Berlin, wo es nur sehr geringe Höhenunterschiede giebt, besonders groß ist, doch wird die Bedeutung dieser Verhältnisse meistens sehr überschätzt. Man meint

mitunter, daß die jetzige Lage der Berliner Sternwarte dieselbe eigentlich untauglich für astronomische Forschungen machen müsse, da nicht nur der Horizont von hohen Häusern umbaut sei, sondern auch die starken Trübungen der Luft durch den Rauch und Staub eines großen Verkehrszentrums ungemein störend sein müßten. Unzweifelhaft ist dies der Fall für die lichtschwächeren Gegenstände des Himmels, welche sich an den Grenzen der Wahrnehmung selbst für das verschärfteste Sehen befinden. Die Verbaugung des Horizonts hat dagegen für die feinere astronomische Beschauung und Messung keine erhebliche Bedeutung, da erst in ziemlich großen Höhen über dem Horizont der eigentliche Horizont astronomischer Arbeit beginnt, und für zahllose Wahrnehmungen und Messungen an helleren Objecten bewirkt auch die materielle Trübung der Luft durch Rauch und Staub eine in unserem Klima verhältnißmäßig geringe Beeinträchtigung, da es leicht nachzuweisen ist, wie die dünnsten, fast unsichtbaren Schichten von Nebelbläschen, welche durch die fast unablässigen Veränderungen des Luftdrucks und der Windrichtung hervorgerufen werden, die Reinheit und Intensität der Lichtbewegungen, die aus dem Himmelsraum zu uns dringen, in viel höherem Grade beeinträchtigen als eine tiefdunkle Rauchwolke. Die Dunkelheit der letzteren entstammt nur der Schwärze der kleinen Kohlentheilchen, zwischen denen jedoch das Licht viel ungestörter durchgeht als zwischen den in unserem Klima — auch ohne den Anlaß, welchen materielle Verunreinigung der Luft zu Bläschenbildungen giebt — fortwährend wechselnden Zuständen des Wasserdampfes der Atmosphäre.

Allerdings wird man es verständiger Weise vermeiden, in diesem Klima und zumal mitten in einer großen Stadt, in welcher bei den stärksten Vergrößerungen auch die Erschütterungen des Erdbodens sehr bemerklich werden, die feinsten optischen Messungen ausführen zu wollen oder so kolossale Fernrohre aufzustellen, wie der rastlose Wettstreit der Nationen jetzt zu errichten bemüht ist, oftmals ohne der

Bedingungen kritisch eingedenk zu sein, welche für die Wirksamkeit derartiger Hilfsmittel unumgänglich sind. Innerhalb gewisser Grenzen, über welche hinaus natürlich eine Ergänzung durch Einrichtungen in günstigster Lage geboten werden muß, wird eine Sternwarte auch mitten in einer großen Stadt noch eine bedeutende Forschungsthätigkeit, jedenfalls aber die lebendigste Lehrthätigkeit ausüben können. Ein Fernrohr von der Größe des bedeutendsten jetzt auf der hiesigen Sternwarte aufgestellten würde sicher hinreichen, eine Fülle derjenigen Anschauungen und Anregungen zu gewähren, deren allgemeine Bedeutung darzulegen ich hier versucht habe.

Bevor ich diese Darlegungen beschließe, gestatte man mir noch hinzuzufügen, daß ich keineswegs den Wunsch habe, öffentliche Institutionen dieser Art ausschließlich der Astronomie gewidmet zu sehen; vielmehr wird es durchaus zweckmäßig sein, wie man auch in dem vorerwähnten neuen Observatorium in Paris beabsichtigt, experimentelle Einrichtungen mannigfacher Art, welche in glücklichster Verbindung mit astronomischen Einrichtungen treten können, als Hilfsmittel der Anschauung und Belehrung auf verwandten Gebieten der Naturerkenntnis, z. B. optischen und elektrischen Charakters, hinzuzufügen.

Werbung und Belehrung solcher Art wird auch allen privaten Leistungen auf demselben Gebiete, denen das Publikum bereits ein so großes Interesse widmet, eminent förderlich sein, wie ich auch glaube, daß die Errichtung solcher Sternwarten, welche ausschließlich der Forschung dienen, keinen Abbruch, sondern hohe Förderung erfahren wird durch die Begründung von Institutionen, welche auf demselben Gebiete ausschließlich oder überwiegend der populären Belehrung dienen. Der wissenschaftliche Geist überhaupt wird auch aus letzterer größere Stärke gewinnen und dann vielleicht auch in Deutschland Erscheinungen zeitigen wie die zahlreichen Privat-Sternwarten, welche in England und Nordamerika sowohl der Forschung als dem geistigen Genuße und durch diesen der Gesittung vieler dienen.





Die musikalisch-ästhetische Literatur seit 1850.

Von

Heinrich Ehrlich.

III.

Unter den in neuer Zeit, d. h. seit dem Jahre 1848, erschienenen Aesthetiken ist vor Allem die von Friedr. Vischer zu nennen. Sie widmet der Musik einen stattlichen Band von 380 enggedruckten Seiten. Zwar ist Alles, was die „einzelnen Momente“ der Musik behandelt, nach Vischer's eigenem Geständnisse, von Prof. Karl Köstlin* in Tübingen verfaßt; aber die Grundlage des Ganzen, der erste, 75 Seiten umfassende Abschnitt: „Das Wesen der Musik“, stammt vollständig aus der Feder Vischer's. Aus dem Werke fließt ein unerschöpflicher Born der Belehrung; es ist allerdings nur dem ernstesten und geduldigen Leser zugänglich, der die schwerfälligen, viele Gedanken über einander häufenden Perioden nicht scheut und sich zurechtlegt und auch so viel eigenes fertiges Urtheil mitbringt, daß er über den vielen vortrefflichen Eigenschaften Irrthümer nicht übersieht. Vischer-Köstlin geht von dem Grundsatz aus, daß die Musik Gefühle ausspreche; das Gefühl ist ihm „Urheber der sich nunmehr (d. h. nach den bildenden Künsten) eröffnenden Kunstform“. Er sagt sogar: „Ein Tonstück darf die Empfindung nicht bloß andeuten, sondern soll sie musikalisch geradezu

zeichnen und malen, es soll den Charakter der Empfindungsbewegung in die ganze Tonbewegung übertragen als beherrschende, Alles durchdringende, aus Allem hervortönende Einheit — hierzu und zu nichts Anderem giebt es Musik und ist die Musik fähig —; wenn diese Einheit da ist, wenn sie dem Tonstück einheitlichen Charakter und Rhythmus giebt, so ist es eben damit verständlich und gefällig, auch wenn man nicht weiß, was gemeint ist“ u. s. w. Die Worte „Charakter der Empfindungsbewegung“ erscheinen auf den ersten Blick leichter zu erklären als bei näherer Prüfung. Denn wer bestimmt die „Empfindungsbewegung“ und deren „Charakter“ so genau, daß dieser musikalisch gezeichnet und gemalt werden kann? Und wer will beweisen, daß in irgend einem Tonwerke der „Charakter“ dieser oder jener „Empfindungsbewegung“ „genau“ gezeichnet und gemalt sei? Wie bewegt sich denn die Empfindung der Liebe, der Sehnsucht — der Schmerz, die Freude? — Man darf nicht etwa einwerfen, daß ich das Wort „Empfindung“ anwende, wo nur der Ausdruck „Gefühl“ berechtigt ist; denn Vischer selbst sagt ausdrücklich § 747: „Vermöge innerer Nothwendigkeit besteht im Leben der Phantasie eine besondere Form, worin dieselbe mit ihrem ganzen Wesen sich auf den Standpunkt des Moments der Empfindung stellt und bloß innerhalb derselben bildet“, und bemerkt

* Nicht zu verwechseln mit Dr. Heinrich Adolf Köstlin, der ebenfalls viel über Musik geschrieben hat und von dem noch die Rede sein wird.

dann weiter: „Die Sprache bezeichnet unbestritten auch rein sinnliche Erregungen als Gefühle, und umgekehrt wendet sie mit solcher Bestimmtheit das Wort Empfindung im intensiven, geistigen Sinne an“, daß er sich „schon im § 404“, der von bildender, empfindender* und dichtender Phantasie handelt, der psychologischen „Schulordnung“ nicht bequemen konnte.

Trotz dieser genauen Erklärung des großen Aesthetikers können wir nicht umhin, seine Ansicht als nicht ganz richtig zu bezeichnen. Einzelne Andeutungen in den Hauptabschnitten lassen erkennen, daß er selbst nicht so ganz überzeugt ist von dem Grundsatz des musikalischen Zeichnens und Malens der Empfindungsbewegungen. So z. B. meint er (Seite 817), daß der Musiker ein Sujet vom Dichter erhält; eine Stimmung ist ihm von diesem im Viede, Operntexte vorempfunden, also objectiv gegeben. Aber dies ist ein unendlich looseres Verhältniß als ein Stofftausch anderer Künste. Denn der Musiker überseht den Stoff „in eine absolut neue Form“, die mit dem Inhalt, welchen ihr die Poesie leiht, „nicht in ein direct congruentes Verhältniß tritt“. Wie steht es aber mit dem so bestimmten Zeichnen und Malen einer Empfindungsbewegung, wenn der Musiker eine solche vom Dichter vorempfundene in eine „absolut neue Form“ bringt, die im losesten Verhältniß zum gegebenen Stoff steht? Wie soll der Widerspruch gelöst werden, wenn einerseits (S. 829) von der Vocalmusik feststeht: „Je strenger an den Text gebunden, je mehr declamatorisch, um desto weniger echt musikalische Schönheit, je reiner entwickelte Musik, desto losere Abweichung vom Texte“, und wenn dann (S. 983) doch wieder gesagt wird, die Vocalmusik sei in gewissem Sinne doch die wahre eigentliche Musik? Dies wird

unter Anderem in folgender Weise argumentirt: „So tief nun auch die Instrumentalmusik durch Reichthum, Großartigkeit u. s. w. ergreifen und staunenmachen mag, sie geht doch über das unterscheidende, specifische Wesen der Musik auch schon hinaus, sie ist phantasievolle Poesie, die sich in freiem Gedankenfluge über den einfachen Gefühlsausdruck erhebt,* sie ist Malerei, die ihn mit mannigfaltigsten Klangfarben umgiebt, sie ist Zeichnung, die ihn ausschmückt mit einem verschlungenen Gewebe von Figurationen,** deren wechselnde Formen bereits der Phantasie der inneren Anschauung überhaupt*** nicht mehr bloß der empfindenden Phantasie als solche oder der Empfindung selber entsprechen. Weil somit hier die Musik über ihren specifischen Charakter hinaus sich erweitert (?) und zugleich Phantasiekunst, allgemeine Kunst wird ... so macht sich am Ende gebieterisch die Rückkehr zu bestimmtem Gefühlsausdruck geltend ... von der Instrumentalmusik müssen wir schließlich entweder hinweg zur concreteren Kunst der reinen Phantasie, zur Dichtkunst, zu deren Einleitung und Begleitung (?) sie eben darum sich so vortrefflich eignet, oder wir müssen zurück zum Gesange, der uns zur ursprünglichen Heimath der Musik, zum unmittelbar klaren Empfindungsorgane zurückführt.“ Es ist bedenklich für eine Kunst, wenn sie erst durch ihre Vereinigung mit einer anderen zu ihrer specifischen Wesenheit gelangen kann, und ich glaube, Bischer-Röstlin befindet sich hier in einem Irrthume, so schön er auch seine Ansicht dargelegt hat. Was das Buch noch über die Einzelmomente, dann über Instrumentation und Form der musikalischen Kunstwerke sagt, bietet überall höchst Anregendes und Belehrendes, wenn auch Manches mehr ideell gedacht als der Fachkenntniß und Erfahrung gegenüber haltbar erscheinen mag.

Röstlin, der eigentliche Verfasser des größeren Theiles der von Bischer veröffentlichten Musikästhetik, hat unter seinem eigenen Namen eine umfangreiche Aesthetik herausgegeben und selbstverständ-

* Diese „empfindende Phantasie“ gestaltet „im Elemente des Hörbaren“. Hier ist die Musik vor-gezeichnet, ihr Stoff ist der „empfindende Mensch“, und je mehr eine Sphäre des Stoffs Erregungen des innersten Lebens mit sich führt, um desto willkommener muß sie ihr sein. Zu diesen Erregungen rechnet Bischer auch „die Freundschaft“. Diese hat meines Wissens nur ein einziger Musiker als Vorbild für ein Sonnet gewählt und zwar — Kaltbrenner! Er hat ein Rondo „Gage d'amitié“ geschrieben.

* Mich dünkt, das wäre eben das specifische Wesen der Musik.

** Ganz richtig! Wieder etwas specifisch Musikalisches!

*** Wieder specifisch Musikalisches!

lich auch der Tonkunst einen längeren Abschnitt gewidmet. Schon die Ueberschrift „Das Sichvernehmenlassen der Natur oder die Welt des Tones“ zeigt an, welche unermessliche Bedeutung er der rein elementaren Erscheinung und Wirkung des Tones zuerkennt. „Der Ton ist Lebenszeichen, darin ist alle seine Herrlichkeit, alles Glück, das aus ihm strömt, begriffen. Darin kann nichts mit ihm sich messen im Himmel und auf Erden.“ Mit diesem Passus beginnt eine Beschreibung all' der Wonnen, welche drei Seiten lang (523 bis 525) an Ueberschwänglichkeit Alles hinter sich läßt, was die excentrischesten Romantiker, was selbst Wagner und seine Schule vorgebracht haben. Eine wissenschaftliche Begründung für ästhetische Lehren wird man freilich vergebens suchen in einem Sage wie: „Der hörende Mensch wird ergriffen, er wird zum willenlosen Instrumente (!), auf welchem die Töne ihr Spiel treiben (!), er ist ihnen dahingegeben, weiß ihnen nicht zu widerstehen, er wird von ihnen, je nachdem sie sich gestalten, bald geängstigt und erschreckt, bald aufgereggt und in Wuth (!) gebracht, bald erweicht und gerührt, bald in süßes Schwelgen dahingeschmolzen (!!), und sie regen nicht, wie die Wahrnehmungen des Auges, das selbstthätige Streben nach Unterscheidung und Klarheit an, auf welchem die Entwicklung der Intelligenz des Menschen beruht, sie stürmen in uns ein, ohne daß wir auch nur die Mühe der Deffnung des Sinnorgans hätten wie beim Sehen, und sie fließen und taumeln an uns vorüber, ohne uns Stand zu halten und dadurch zu deutlicherem Auffassen uns aufzufordern. Aber diese Passivität, wenn auch weniger intelligent und intelligent machend, ist schließlich doch ein Höheres“ u. s. w.

In einem wissenschaftlichen Werke mag eine solche Darlegung befremdend erscheinen; sie erklärt uns aber die einige Jahre später von demselben Verfasser veröffentlichte Schrift über Wagner's „Ring der Nibelungen“, in welcher auch eine Menge Dinge vorkommen, welche mit dem Kunstwerke gar wenig zusammenhängen — wir werden noch davon sprechen. Röstlin widmet dem „Consonantengeräusch“ und „Vocalflängen“ eine besondere Besprechung. Da ist „zuerst das unvermengt entströ-

mende, volle, breite, offene, klare, kraftreiche, mannhafte A; * sodann das engere, kraftärmere, bescheidenere, philiströse (!), freundliche E“. In den Diphthongen ist ihm „das kräftig heraustönende und ebenso exquisit fein zugespitzte O, das noch feiner zgedüfelte (!!), künstlich pretiöse (!!), aber auch zart sentimentale U“. ** Neben solchen Aeußerungen kann die nicht mehr verwunderlich erscheinen, daß der Componist „Nicht nicht darstellen, sondern nur musikalisch malen könne“. — Möge jedoch Niemand durch die hier angeführten Sätze über Musik sich zu einem voreiligen Urtheile über das ganze Werk Röstlin's verleiten lassen! Es ist voll bedeutender Anregungen, namentlich in den Abschnitten über das ästhetische Leben. Hier begegnet man in jeder Zeile den geistreichsten und treffendsten Bemerkungen. Aber Irrthümer und Sonderbarkeiten sind eben unvermeidlich, wenn man eine ganze Kunst aus dem Gemüth heraus deduciren und nicht die Entstehung der Form, nicht die Thätigkeit des Geistes, nicht die Vorstellung der Schönheit in der Tonkunst, nicht die Gesetze dieser Kunst zuerst und dann die Wirkung auf das Gemüth genau prüfen will. Auch in der Musikästhetik bewährt sich das strenge Wort Goethe's: die Deutschen sollten dreißig Jahre lang das Wort Gemüth nicht aussprechen dürfen, dann könnte nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen.

Die „Ästhetik“ von Moritz Carriere polemisirt zwar in vielen Punkten gegen Vischer, aber in Bezug auf Musik steht sie mit diesem und Röstlin auf dem Standpunkte des Gemüths; ja sie geht fast noch weiter, sie betrachtet die Musik als eine Art von Offenbarung und sagt nur mit anderen Worten von ihr, was Schopenhauer sagte: „Sie erfährt die Idee als das Princip des Werdens und enthüllt darum in der Zeitfolge der Entwicklung das eine sich entfaltende Sein; sie offenbart das Entwicklungsgeßetz des Lebens, wie es alle Dinge beherrscht“ — da haben wir ja den Schopenhauer'schen

* Bekanntlich ist „A“ das Erste, was Kinder aussprechen!

** Welche künstlich pretiöse Sentimentalität des U in: Lüge, Grübeln, Bügel, Spülen, Kürren, Üben, Brüllen, Küche, Übung, Bürste, Schüren u. s. w. in infinitum!

Willen! — „und das Besondere, wie es innerhalb dieses Gesetzes sich regt und verwirklicht. Sie giebt das Bild der von einem Mittelpunkt aus sich entfaltenden, im Kampfe sich versöhnenden, zum Ganzen sich formenden Kräfte der Natur wie des Geistes“ u. s. w.

Wenn nun Carriere in seiner Aesthetik von der Musik in einer Weise spricht, welche eine wissenschaftliche Behandlung ihrer Kunstformen und -Gesetze fast als überflüssig erscheinen läßt, so ist ihm andererseits die Musikwelt doch zu großem Danke verpflichtet, daß er zuerst den Zusammenhang der Tonformen (wie sie der musikalische Geist gebildet hat) mit den Zeitideen in klarer Sprache dargelegt hat. Er hat allerdings auch hier öfters seiner Phantasie mehr freien Flug gegönnt, als die geschichtliche Forschung eigentlich erlaubte,* jedoch auch eine Fülle geistreichster und belehrender Anregungen geboten und eine tiefe Kenntniß der Musikgeschichte und -Literatur bekundet, die von warmer Liebe und gründlichem Studium zeugt.

Zu den wissenschaftlichen Werken, welche die Musik als die bestimmte Sprache des Gefühls darstellen, müssen hier noch einige gezählt werden, welche eigentlich mehr die Musiklehre und die Beziehungen der Tonkunst zum Leben als die Aesthetik der Tonkunst behandeln, aber den oben-erwähnten Standpunkt so entschieden festhalten, daß sie als ein integrierender Theil der absoluten Gefühlstheorie-Schule zu betrachten sind. In H. Krüger's Buche:

* „Wie das Volksepos, sieht Händel im Men-
schengehicht das Walten Gottes, die sittliche Welt-
ordnung.“ Wo die Ilias oder das Nibelungen-
lied eine sittliche Weltordnung darstellen, dürfte sehr
schwer darzulegen sein, und ich mache mich anheischig,
für eine Stelle, aus der sich dergleichen heraus-
lesen ließe, zehn andere anzuführen, welche das
Gegentheil, das reine Nachwalten der Götter oder
der menschlichen Leidenschaften, ganz deutlich dar-
stellen. Händel war ein frommer und ebler Mann,
aber vor Allem ein unendlich großer Musiker und
eine Krafnatur, daher konnte ihm ebenso gut das
„Alexanderfest“ gelingen als „Israel“ und „Messias“.
Daher hat er, so lange er weltliche Opern für die
englische Aristokratie schrieb, ebenso wunderbare
Arien geschaffen als später, da die Verhältnisse
ihn bewogen, sich zum Oratorium zu wenden und
ihn erst über seine eigentliche Mission klar werden
ließen. Ueber die „sittliche Weltordnung“ nachzu-
denken, fehlte ihm die Zeit bei seiner riesenhaften
Thätigkeit.

„Beiträge zum Leben und zur Wissen-
schaft der Tonkunst“, besonders aber in
seinem „System der Tonkunst“, ist das
Princip vom Inhalt bestimmter Gefühle
auf die höchste Spitze getrieben und sind die
mystischen Anschauungen der romantischen
Philosophie, als deren Haupt Schelling
zu betrachten, bis in die Einzelheiten ent-
wickelt. Nichtsdestoweniger sind die bei-
den Werke sehr werthvoll; durch die um-
fassende gründlichste Kenntniß aller Zweige
der Tonkunst und durch den sittlich stren-
gen, aber wohlthuenden Ernst, der sich
überall kundgiebt, wirken sie anregend auch
auf den Leser, der mit vielen Ansichten nicht
übereinstimmt. Es ist nicht möglich, in
der Kunst nur eine gewisse Richtung und
den höchsten Standpunkt gelten zu lassen
und nicht auch manchen weniger hoch-
stehenden Gattungen die Berechtigung zu-
zugestehen, ohne einseitig zu werden; wie
im organischen Leben ein ewiges Werden
und Vergehen vorwaltet und mancher
Zeretzungsproceß zu neuem Entstehen
führt, so auch in der Kunst. Das Ideal
soll dem Künstler und dem Beurtheiler
immer heilig bleiben; aber alle Erschei-
nungen lassen sich nicht nach dem einen
idealen Maßstabe beurtheilen noch auch
andererseits verurtheilen, weil sie ihm
nicht entsprechen!

Das Buch von A. B. Marx: „Die Kunst
des neunzehnten Jahrhunderts und ihre
Pflegethede der Musik“, ist ein sehr
schön geschriebenes, anziehendes Werk,
gehört aber nach meiner Ueberzeugung
zu jenen, welche dem wissenschaftlich Vor-
bereiteten wenig Neues, dagegen dem Un-
vorbereiteten manche Gefahr bringen, weil
in ihnen zu oft die enthusiastische Phrase
an die Stelle der wissenschaftlichen Erörte-
rung tritt. Allerdings darf nicht unerwähnt
bleiben, daß es im Jahre 1855 erschienen
ist, in einer Zeit, wo fast alle geistigen
Interessen sich in die musikalischen concen-
trirten, und daß zu jener Zeit Hanslick's
Studie noch nicht veröffentlicht sein konnte
— es geschieht deren mit keiner Silbe Er-
wähnung. Ich kann hier nur die Capitel
in Betracht ziehen, welche sich mit der
Wesenheit der Musik beschäftigen; und in
diesen findet sich neben vielem Geist-
reichen doch viel Bedenkliches, was heute
selbst von den Anhängern der reinen
Gefühlstheorie nicht mehr vertheidigt

werden dürfte. Wenn z. B. Marx sagt: „Der Mensch ist ein Schall- und Lichtwesen, in den Licht- und Schallseiten der Welt findet er Verwandtes und Eigenes, Seiten seiner selbst“, so kann man auch dasselbe bis zu einem gewissen Grade von manchen Thieren behaupten; das Pferd, das beim Klange der Trompete sein Ohr spitzt, bald auch die Bedeutung dieses oder jenes besonderen Rufes erkennt und im Circus nach dem Tacte tanzt, konnte ebenso gut als Schallwesen bezeichnet werden. — Und was sollen wir davon sagen, wenn allerlei Heerden der verschiedensten Thierarten nach des Hirten Horn sich zum Ausmarsch aus dem Dorfe oder zur Rückkehr versammeln?

Was Marx von der höheren, nicht endlichen Liebe als der Schöpferin des Kunstwerks sagt, ist poetisch gedacht und schön ausgedrückt, hat aber mit der wissenschaftlichen Prüfung des Gegenstandes wenig zu thun. Ein Beispiel, wie wenig im Ganzen die ästhetischen Forschungen jener Zeit mit den gegebenen Factoren rechneten, bieten die Betrachtungen über die Anziehung, welche der Stoff auf den Künstler ausübt, und die Idee, welche der Künstler an diesem Stoffe offenbart. Marx sagt wörtlich: „Ein Weib kann zunächst als gesunde Creatur erfreuen; so schaut Rubens meist die Frauen an und setzt unbedenklich sein tüchtig Weib als Himmelkönigin in die Wolken; gewiß hat er unbewußt aus der Wirklichkeit weggelassen, was jene Fleisesherrlichkeit beeinträchtigt hätte, und zugefügt an warmen Blutes Blüthe und niederländischer Selbstgewißheit, was etwa gefehlt. Welche Galerie ließe sich zwischen diese flandrische Madonna und jene „*una certa idea*“, die Rafael zu der Sestina mit den tiefen Geisteraugen und dem mahnenden Blick des Christuskinde erhoben hat, aufhängen! Welche Reihe von Menschenbildern füllt den Raum zwischen jenen Scalpen und Menschenhautbälgen, welche die Berliner Melpomene Charlotte Birch-Pfeiffer bei Auerbach und anderenorts zusammenbeutet, und jenen typischen Gestalten, in denen das Menschenthum all' seine Höhen und Tiefen, allen Fluch und Segen seines Daseins dem einzigen Shakespeare darbietet.“ Es bedarf wohl nicht einer

Kritik der sonderbaren Zusammenstellung: auf der einen Seite Rubens und Rafael, auf der anderen Charlotte Birch-Pfeiffer und Shakespeare; wir wollen nur auf einen wichtigen Punkt hinweisen, den Marx ganz vergessen zu haben scheint, daß nämlich der Maler nur idealisiren kann, was er sieht, und daß er und der Dichter die Gestalten für ihre Bilder nicht aus der Luft holen, sondern aus der Welt, die sie umgiebt, daß jeder große Künstler nur der hervorragendste aus einer Gruppe mitberechtigter Zeitgenossen ist, und daß er die Ideen seiner Zeit höher trägt, läutert und veredelt — nicht etwa ganz neue schafft, deren Keim nicht schon in dem nationalen Boden gelegen hätte.* Die Kunstgeschichte mag vielleicht hier und da einen Künstler nennen, der dahin strebte, in seinen Werken einen vollständigen Gegensatz zur Geschmacksrichtung seiner Nation aufzustellen — Berlioz hat das in Frankreich gethan —, aber solche Beispiele sind ganz vereinzelt, und die Wirkungen solchen Strebens waren nur sehr geringe; selbst der edle Berlioz, dem hohe Ideale vor-schwebten, hat mit seinen Werken nur einen Erfolg des Interesses zu erreichen vermocht, weil er ganz außerhalb des nationalen Rahmens trat, weil er französisch sein nicht wollte, deutsch sein nicht konnte. Es mag auch darauf hingewiesen werden, zu welchen Widersprüchen selbst ein so gebildeter Geist und gründlicher Kenner der Musik wie Marx durch dies Streben, der Gefühlsästhetik neue Seiten abzugewinnen, verleitet werden kann. Er sagt in dem eben besprochenen Werke: die Alten im Orient und in Hellas hätten ihren Tonarten Charaktere und Wirkungen angedichtet, die unmöglich in ihnen, sondern nur in Anderem und in dem Geiste des Hörers vorhanden sein konnten. Nichtsdestoweniger hat er einige Jahre später in seiner Biographie Gluck's eine sehr bestimmte Charakteristik der jetzigen Tonarten aufgestellt, obwohl auf ein solches Unternehmen seine Bemerkung über die Alten vollständig Anwendung findet. Was Marx sonst noch über das Wesen der Musik sagt, bekundet überall

* Ich verweise auf Maine's „Philosophie de l'art“, wo das alles vortreflich dargelegt ist.

den feinen Geist und Schriftsteller, bietet aber nirgends einen festen Standpunkt für weiteres selbständiges Forschen. Die alte Hypothese von Schmerz- und Freude-lauten als ersten Anlässen der Musik wird wiederholt, dann die Entstehung der Instrumentalmusik aus dem Gesange dargelegt; ob der Mensch zuerst gesungen und die Töne, welche seine Kehle erzeugte, auf irgend welchem Instrumente nachgeahmt hat, oder ob das fast unwillkürliche Blasen in ein Schilfrohr oder in ein hohles Horn die ersten Töne vor das Ohr des Menschen brachte und ihn zum Nachsingen der Töne angeregt hat; solche Fragen werden immer unbeantwortet bleiben, sind auch für die Aesthetik vollkommen gleichgültig. Eins steht fest: das Kind, welches Töne noch nicht gehört hat, singt nicht und wenn es auch die schönste Stimme hat, sowie der Taube nicht spricht, obwohl seine Zunge vollkommen richtig organisiert ist. Hieraus ließen sich Schlüsse ziehen für die Entstehung des Gesanges und der Musik — aber, wie gesagt, sie sind für die Kunst gleichgültig.

Von den neueren Aesthetiken der Tonkunst, das heißt denen, die sich mit ihr allein beschäftigen, haben wir die von Dr. Heinr. Adolf Röstlin* hervorzuheben, welche, auf dem Boden der neueren Forschungen von Hanslick und Helmholtz fußend, ein anschauliches Bild der verschiedenartigen Gattungen bietet und auch in klarem Stil geschrieben ist. Naumann's „Tonkunst in der Culturgeschichte“, von der bisher der erste Band in zwei Hälften erschienen ist, bietet vieles Anregende und zeugt von gründlichen Studien, schweift aber zu sehr vom Hauptgegenstande in die entferntesten Gebiete und ist auch schwerfällig geschrieben. Sehr interessant ist eine Studie von Dr. Ottokar Hostinsky: „Das Musikalischeschöne und das Gesamtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik“, ein Versuch, Wagner's Werke und Theorien mit der Herbart-Zimmermann'schen Schule zu versöhnen, geistreich geschrieben, aber nicht überzeugend. Dagegen bietet die Broschüre von Professor Karl Röstlin

über den „Ring der Nibelungen“,* worin die künstlerische Nothwendigkeit dieses Ton-dramas dargelegt werden soll, die seltensten Dinge; man vergißt manchmal ganz, daß es sich um ein Kunstwerk handelt, und glaubt irgend eine staats-socialistische Schrift zu lesen. Professor Röstlin legt die Grundlage des Bayreuther Festspielles folgendermaßen dar: „Die bisherige Entwicklung der Weltgeschichte hat sich noch nicht (seit 6000 Jahren, nach kürzester Zeitrechnung!) in Harmonie zu setzen vermocht mit der menschlichen Natur (also liegt die menschliche Natur außerhalb der Weltgeschichte, diese ist von anderen Wesen als den Menschen entwickelt worden!); sie (die Entwicklung!) hat bis jetzt nur darauf hingearbeitet, eine äußerliche Ordnung der menschlichen Dinge zu schaffen, eine Ordnung, welche immerhin dem allgemeinen Wohle dienen will, diesen Zweck aber nur erreicht durch ein System gewaltsam-künstlicher Beschränkungen der freien Natur des Menschen, durch eine gewaltsam-künstliche Organisation des Gesamtlebens, welche Größe, sei nun, wie sie wolle, Staat, Kirche oder sonst etwas, der menschlichen Natur vielmehr feindlich als freundlich entgegentritt und das menschliche Leben in ganz andere Bahnen leitet, als diejenigen sind, welche ihm die Natur eigentlich angewiesen hat. Wie sollte es eigentlich sein? (Die Worte sind in der Broschüre mit gesperrter Schrift gedruckt!) Der Mensch sollte sich auf Erden frei regen und bewegen können, er sollte ungehindert anstreben und erreichen können, was ihm äußeres und insbesondere was ihm inneres Bedürfnis ist, wozu Neigung der Natur ihn treibt, was er von Natur ersehnt und liebt u. s. w.“ Dann heißt es: „Wir sehen auch nicht rein menschliche Interessen vor allen anderen gepflegt und gehegt, sondern alle die gemachten und künstlichen Interessen der Cultur; um diese Dinge, als da sind gegenseitiges Sichübertreffen in Besitz, Macht, Herrschaft, Gewalt, Ehre, um diese Dinge, welche die Natur nicht kannte, drehen sich die Begierden und Leidenschaften, streiten

* Nicht zu verwechseln mit Professor Karl Röstlin, dem Mitarbeiter Bischer's, von dem bereits gesprochen worden ist.

* Der Titel der Schrift ist: „Richard Wagner's Tondrama: Der Ring der Nibelungen, seine Idee, Handlung und musikalische Composition, dargestellt von Karl Röstlin, Professor der Aesthetik an der Universität Tübingen.“

sich die Stände und Parteien, bekriegen sich die Völker, obwohl aus diesen Dingen keine Freude, kein Wohlsein, keine Glückseligkeit entspringen kann.“ Was dies alles mit dem Kunstwerk zu schaffen hat, mag dem eigenen Ermessen des Lesers anheimgestellt bleiben.

Unsere Studie ist der Prüfung musikalisch-ästhetischer Lehrsätze und Anschauungen gewidmet; sie darf sich also nur mit dem Theile des großartigen Werkes von Helmholtz: „Die Lehre von den Tonempfindungen“ beschäftigen, welcher zu solchen Lehrätzen und Anschauungen in irgendwelcher Beziehung steht. Die geistvolle Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der homophonen, polyphonen und der harmonischen Musik, wie jede dieser Stilgattungen aus der Wechselwirkung der Zeitideen und -Bedürfnisse und der künstlerischen Thätigkeiten hervorgegangen ist, bietet einen reichen Schatz fruchtbarster Anregungen; die Betrachtungen über den Gesang in der griechischen Tragödie können nicht genug der Beherzigung empfohlen werden; sie beweisen am besten, wie der in neuester Zeit so sehr eifrig betriebenen Forschung nach altgriechischer Musik eine sehr achtbare archäologische Bedeutung, aber niemals eine ästhetische zuerkannt werden muß, eine solche, welche auf die künstlerischen Bestrebungen und auf das künstlerische Urtheil unserer Zeit Einfluß üben könne.* Ebenso bedeutend ist der Abschnitt über „die unbewußte Gesetzmäßigkeit der Kunstwerke“; der große Gelehrte weist nach, wie die Schönheit an Gesetze und Regeln gebunden sei, die von der menschlichen Natur abhängen, die aber nicht vom bewußten Verstande gegeben und auch weder dem schaffendthätigen Künstler noch dem passiv empfangend-genießenden Beschauer oder Hörer bewußt sind. „Und doch,“ sagt er weiter, „verlangen wir von jedem Kunstwerke Vernunftmäßigkeit, indem wir uns den Genuß und das Interesse durch Auffpürung der Zweckmäßigkeit des Zusammenhangs und Gleichgewichts aller

seiner einzelnen Theile zu erhöhen suchen. Wir betrachten es als Hauptkennzeichen eines großen Kunstwerkes, daß wir durch eingehendere Betrachtung immer mehr und mehr Vernunftmäßigkeit im Einzelnen finden, je öfter wir es an uns vorübergehen lassen und je mehr wir darüber nachdenken.“ Nach einer Reihe von ganz vortrefflichen Betrachtungen über die Grundlagen aller höheren Kunstanschauung und der damit verbundenen „moralischen Erhebung und der gefühlseeliger Befriedigung“ wird die „wesentliche Bedingung hervorgehoben“, daß der ganze Umfang der Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit eines Kunstwerkes nicht durch bewußtes Verständniß gefaßt werden könne. „Eben durch den Theil seiner Vernunftmäßigkeit, welcher nicht Gegenstand bewußten Verständnisses wird, behält das Kunstwerk für uns das Erhebende und Befriedigende, von ihm hängen die höchsten Wirkungen künstlerischer Schönheit ab, nicht von dem Theile, den wir vollständig analysiren können.“ In diesen Betrachtungen liegt ein höchst werthvoller Beitrag für jede künftige Musikästhetik. Nur gegenüber einem einzigen, aber wichtigen Satze erlauben wir uns eine Bemerkung. Helmholtz sagt, daß das bewußte Verständniß der Vernunftmäßigkeit in einem Kunstwerke weder für die Erfindung noch für das Gefühl des Schönen nöthig ist, „denn in dem unmittelbaren Urtheil des künstlerisch gebildeten Geschmacks wird ohne alle kritische Uebersetzung das ästhetisch Schöne als solches anerkannt, es wird ausgesagt, daß es gefalle oder nicht gefalle, ohne es mit einem Gesetze oder Begriffe zu vergleichen.“ Daß für die „Erfindung“, das heißt für den schaffenden Künstler, das „bewußte Verständniß“ nicht nöthig ist, steht fest; ja man könnte behaupten, es wäre eher ein Hinderniß; denn je mehr er den Gesetzen folgen will, um so weniger kann er unbeirrt schaffen. Anders aber verhält es sich mit dem Urtheil. Der „künstlerisch gebildete Geschmack“, auf den Helmholtz hinweist, ist ja ein Product natürlichen Schönheitsfinnes und der Bildung, das heißt des Bewußtseins der Gesetze, das zu gleicher Zeit erfährt und auffaßt. Das Helmholtz'sche Werk wird für Jeden, der nicht den einseitigen doctri-

* Was Helmholtz über die Entstehung der verschiedenen Baustile sagt, möge der Leser mit der Ansicht Zaine's in dessen „Philosophie de l'art“ (S. 116 ff.) vergleichen, die in außerordentlich interessanter Weise einen anderen Weg der Entwicklung darlegt.

nären Standpunkt einnimmt und Alles, was nicht direct in seinen Systemrahmen paßt, geringschätzig betrachtet, eine reiche Fundgrube von Belehrung und Anregung sein. Daß es jedoch trotz aller großen Vorzüge einen dauernden Einfluß auf die allgemeinen ästhetischen Anschauungen ausüben wird, muß bezweifelt werden. Die Gefühlstheorie hat in neuester Zeit in Norddeutschland wieder weites Feld gewonnen und ist in ein Bündniß mit der Theologie getreten. Viele Anzeichen deuten dahin, daß in Bälde nicht der religiöse Glaube an eine unvergängliche, unnenmbare höchste Macht, sondern und in höherem Grade der kirchliche Formenglaube in die Frage von der Auffassung und dem Verständniß großer kirchlicher Tonwerke mit hineingezogen werden wird. Die Wissenschaft und die Kunst werden dann einen neuen Kanon erhalten, nach diesem wird nicht das Kunstwerk als solches beurtheilt, sondern zuerst die ihm zu Grunde liegende Gesinnung, für welche selbstverständlich auch die gehörigen Vorschriften gegeben werden; folgerichtig muß dann auch das Recht der Beurtheilung solchen Vorbedingungen unterworfen werden. Wir wollen jedoch mit Bestimmtheit hoffen, daß der wahre Glaube gegenüber der Heuchelei und die Wissenschaft gegenüber dem Schönrednerthum ihr Recht vertheidigen werde.

* *

Indem wir zur Prüfung der Biographien übergehen, müssen wir zunächst erklären, daß unsere Studie nur denjenigen genauere Betrachtung widmen kann, welche auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhen. Ich bin weit davon entfernt, das Verdienst der Werke leugnen oder nur schmälern zu wollen, welche das Leben und die Schöpfungen großer Componisten der Kenntniß und dem Verständniß des Publikums näher zu bringen suchen. Aber dem Zwecke der vorliegenden Studie entspricht nur die Prüfung solcher Biographien, in denen gründliche Analyse und Vergleichung mit gleichzeitigen anderen Schöpfungen, also die genaue Darlegung des ganzen kunst- und bildungs geschichtlichen Entwicklungsanges einer gewissen Periode, eine

wissenschaftlich geordnete Hinführung auf ästhetische Urtheile bekunden. Im Hinblick auf diesen Zweck muß sich der Verfasser auch versagen, manche vortreffliche, ernsthaft geschriebene, aber rein biographische Werke wie die von Weber* (C. M. v. Weber), Thayer (Beethoven) und Anderen, auf die er noch zurückkommen wird, so genau zu besprechen, als sie es, von jedem anderen Standpunkte betrachtet, in hohem Grade verdienen. Er bedauert dies um so mehr, als nach seiner Uebersetzung schlichte, wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens eines großen Künstlers viel mehr zu gesunder Kunstanschauung beiträgt als hochtrabende Urtheile und Aburtheilungen und schönrednerische ästhetische Beschreibungen, Analysen und Erklärungen in wissenschaftlichen Werken. Da jedoch einerseits schöne Redensarten vielfach Gefallen finden und am meisten, wenn sie von gelehrten Männern ausgehen, so ist ihnen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um die von Musikgelehrten, besonders die von Chrysander und Spitta verfaßten Biographien gerecht und mit Ruhe beurtheilen zu können, muß man vor Allem die genaue Grenze ziehen zwischen musikgeschichtlichen Forschungen und allgemein-ästhetischen Urtheilen. Die ersteren verlangen ein sehr fleißiges, langwieriges und sehr gründliches Studium, einen Aufwand von Zeit und Mühe wie fast kein anderes Kunststudium; sie bedingen ausgebreitete theoretische Kenntnisse, die Gabe, die richtigen Quellen zu entdecken und zu benutzen, und einen gewissen angeborenen bibliographischen Instinct. Sie sind also eine höchst verdienstliche Arbeit und haben volles Anrecht auf Anerkennung und Dank der Musiker und Musikfreunde. Aber zu richtigen ästhetischen Urtheilen gehört vor Allem vielseitig gebildeter Geschmack und Unbefangenheit. Diese ist eigentlich gar nicht zu verlangen von einem Biographen, der Jahrzehnte Mühe und Fleiß verwendet, um das Wirken und die hohe Bedeutung eines Meisters nach allen Seiten hin zu erforschen und darzustellen,

* Der vortreffliche Verfasser der Biographie seines herrlichen Vaters, des echt deutschen Operncomponisten, hat in der Vorrede selbst erklärt, daß er eine andere Form biographischer Darstellung gewählt hat als die von Zahn, Perz und Anderen gepflegte.

der bestrebt sein muß, diesen Einen zu verherrlichen, und daher unwillkürlich andere Gleichberechtigte, wenn auch nicht verkleinern, doch weniger beachten oder preisen wird. Unbefangenheit ist bei einer derartigen Arbeit nicht unbedingt nöthig; diese kann sogar mit einer gewissen Einseitigkeit betrieben, um recht einheitlich gestaltet zu werden. Daher ist auch bei dem Biographen im Allgemeinen der gebildete Geschmack nicht strenge zu verlangen, von welchem Lessing sagt: „Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten aller Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie gewähren kann.“ Solche Betrachtungen bewahren sich am stärksten in den Musikerbiographien, weil hier, wie schon angedeutet, die Forschungen und das Studium entschieden noch schwieriger sind als in anderen Künsten. Der Verfasser einer Dichterbiographie muß weitgetriebene Einseitigkeit vermeiden und das Urtheil des gebildeten Publikums mit in Betracht ziehen; aber die Zahl der competenten Beurtheiler von Musikerbiographien ist eine verhältnißmäßig sehr geringe; die wissenschaftlich geschriebenen Werke der Gattung gewinnen nur sehr langsam einen größeren Leserkreis; den Verfassern ist also weitester Spielraum geboten für ihre rein persönlichen Ansichten und Urtheile.

Unter den zuletzt bezeichneten Werken stehen die von Winterfeld (J. Gabrieli und sein Zeitalter), Zahn (Mozart), Chrysander (Händel), Spitta (Bach) obenan.* Diese Gelehrten haben in musikgeschichtlicher Forschung und Darstellung Hochbedeutendes, zu Dank Verpflichtendes geleistet, und neben ihnen kann meiner Uebersetzung nach Marx (Biographie Gluck's und Beethoven's) erst in zweiter Reihe genannt werden. Bezüglich der ästhetischen Urtheile läßt sich die culturhistorisch bezeichnende Thatsache feststellen, daß Winterfeld und Zahn einen viel freieren Blick und viel mehr Milde gegenüber Ansichten, die nicht die ihren sind, bekunden als Chrysander und Spitta. Diese Erscheinung ist durch die Stellung der genannten Autoren außerhalb des engeren Musikgelehr-

tenkreises zu erklären. Winterfeld war hoher Regierungsbeamter, Zahn Professor der Philologie in Bonn und Leipzig. Sie befanden sich also in immerwährendem geistigen und gesellschaftlichen Verkehr mit den verschiedenartigsten Kreisen und waren daher zu einer gewissen Duldsamkeit für andere Meinungen angewiesen. Chrysander und Spitta* haben Beide gründliche Universitätsstudien betrieben, ihre Thätigkeit jedoch auf die Musikforschungen zusammengefaßt und anderen Bedingungen des Weltbestehens wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Werk von Winterfeld „J. Gabrieli und sein Zeitalter“ ist schon durch die Wahl des Stoffes nur einem kleineren Kreise zugänglich, aber ein wahrer Schatz von ebenso vortrefflichem musikgeschichtlichen Material als belehrenden und anregenden Betrachtungen; die Capitel von dem Verhältniß Gabrieli's zu Orlando di Lasso und Palestrina, dann die Betrachtung über die neue Richtung in der Musik jener Zeit, die Darstellungen der Entstehung und Entwicklung der Oper sind Muster der Forschung und ästhetischen Anschauung.

In größerem Maßstabe angelegt und den Antheil auch des größeren Publikums anregend ist Zahn's Mozart-Biographie. Das Werk ist jetzt sehr weit verbreitet und hat in gelehrten und gebildeten Kreisen die allgemeine Anerkennung gefunden; es bedarf also hier keiner besonderen weiteren Besprechung. Wenn ich erwähne, daß Zahn einmal bei der Besprechung einer Arie der Donna Anna „in der Begleitung des Orchesters die Weiblichkeit“ der Heldin gezeichnet sieht, so geschieht das gewiß nicht in irgendwelcher Tadelabsicht, sondern nur um darzuthun, zu welcher eigenthümlichen Ausprüchen selbst ein so klarer, der Schönrednerei durchaus nicht zuneigender Geist wie Zahn verleitet wird, wenn er sich bemüht, specielle Wirkungen durch allgemeine Begriffe zu erklären. Denn wie die Merkmale der Weiblichkeit in der

* Die Namen sind nach dem Erscheinen der Werke geordnet.

* Professor Spitta war eine Zeit lang Gymnasiallehrer in einem kleinen Städtchen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Bach-Biographie wurde er nach Berlin berufen als zweiter Secretär der Akademie, Senator, Professor der Musikgeschichte an der Universität und Professor an der Hochschule.

Orchesterbegleitung einer Arie zu finden sind, das läßt sich eben nur auf eine rein persönliche Empfindung zurückführen. Und ich glaube nicht zu irren mit der Behauptung, daß gar viele der wärmsten Verehrer Mozart's* aus der Orchesterbegleitung der Gesänge der Donna Anna nichts auf den Charakter der Heldin Bezügliches heraus hören werden, vielmehr eine dem göttlichen Genie verliehene symbolisch-charakteristische Wiedergabe der Affecte, der Gemüthsbewegungen.

Die Chrysander'sche Biographie Händel's verlangt eine besonders eingehende Prüfung, weil ihr Verfasser eine Ausnahmestellung einnimmt, wie sie bisher vielleicht keinem Gelehrten auf anderem Gebiete eingeräumt worden ist. Diese Stellung ist auch kennzeichnend für manche literarischen Verhältnisse in Deutschland. Es genügt, daß ein Schriftsteller sich mit einem gewissen Nimbus der Moralität umgebe, auf daß er sich erlauben könne, Alles, was ihm nicht paßt, in wenig würdiger Weise anzugreifen. Und Keiner hat diesen Mißbrauch weiter getrieben als Chrysander, der nicht bloß über Musikgelehrte und Schriftsteller, sondern über die berühmtesten Historiker, Philologen und Naturforscher die absprechendsten Urtheile veröffentlichte, während er selbst in allen ästhetischen und culturhistorischen Dingen die unglaublichsten Blößen giebt. Dem Leser, dem der Ausdruck zu streng oder vielleicht gar ungerecht dünkt, führen wir wörtlich einige Sätze vor, denen Chrysander selbst — dies beweisen die Ausdrücke — besonderes Gewicht beilegt, und sehen getrost der Entscheidung über unsere Meinungsäußerung entgegen.

Gleich auf Seite 12 des ersten Bandes findet sich eine Deduction, die in ihrer Art ein Unicum genannt werden kann: „Daß Georg Friedrich (Händel) auch seines alten Vaters, nicht bloß der Mutter Liebling gewesen, setzen die Erzählungen unbestimmt voraus. Den sicheren Beweis lieferte mir eine Thatsache, die mich höchlich überraschte: den noch lebenden

Herrn Otto Händel, Buchdruckereibesitzer zu Halle, fand ich auf den ersten Blick dem großen Manne ähnlicher als viele Kupferstiche. Was sich so lange, und zwar bei einer Nebenlinie, die sich schon um 1620 abzweigte, gleichmäßig erhielt, ist gewiß als das echt Händel'sche Familiengesicht anzusehen. So ist kein Zweifel: Beide, Vater und Mutter, fanden sich in ihm wieder.“ Also: Weil Herr Otto Händel dem großen Händel ähnlicher sieht als viele Kupferstiche, ist der große Händel der Liebling auch seines Vaters gewesen; denn wenn Einer der Liebling seiner Eltern war, so kommt nach hundertfünfzig Jahren in einem ganz entfernten Nebenzweige ein Gesicht vor, das jenem ganz ähnlich sieht.

Seite 443 im ersten Bande enthält folgende Darstellung der Entstehung, Verwendung und Verflachung eines Händel'schen Choralgesanges: „Niemand wird den Gesang ohne die tiefste Erschütterung anhören, und Keiner dürfte Händel dafür loben wollen, daß er ihn in ‚Esther‘ zu den Worten, in welchen Hamann um Erbarmen winzelt, wieder benutzt. Verflacht ist er jedenfalls, aber nicht aus Nachlässigkeit, sondern mit ganz bewußter Absicht. Was mag Händel dazu bewogen haben? Die Frage hängt mit der weiteren zusammen: Warum hat Händel keine weitere Passion componirt?“

Nachdem nun Chrysander bemerkt, daß Händel's Passion trotz ihrer Unvollkommenheit „deutsche Frömmigkeit mit dem feinen italienischen Geschmack und mit der englischen Charakterstärke und klaren Gegenständlichkeit zu vereinen wußte“, daß wir hier „den Fortgang von Händel's Passion zu Bach und später von Bach's Passion zu Händel's Oratorien“ sehen, gelangt er zu dem Schlusse, daß Händel, der „nichts durch den Verstand und Alles durch Ideen lernte“, die opernhafte biblischen Dichtungen seiner Zeit verließ, den „geistlichen Sensualismus überwindend“, zum einfachen biblischen Worte zurückkehrte. „Seit 1740 war er über jede musikalische Passion hinweg.“ Also das ist die Antwort auf die Frage, „was Händel bewogen habe“, die wunderbare Arie aus der Passion mit „ganz bewußter Absicht“ zu verflachen! Der Leser, der vielleicht glaubt, ich habe

* Zu diesen Verehrern Mozart's darf sich auch der Verfasser rechnen. Ihn bringt der erste Act des „Don Juan“, vom Quintett angefangen bis zum Schluß, besonders aber das Maskentrio, in eine Stimmung, welche jedes Prüfen von sich abweist. Ebenso die Gesänge Sarastro's.

irgend einen wichtigen Zwischenfall aus dieser Beweisführung ausgelassen, möge freundlichst sich die Mühe nehmen und Seite 443 bis 448 des ersten Bandes durchlesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich vollkommen genau darstelle.

Seite 483 spricht Chrysander von Gluck, Shakespeare und Goethe im Vergleich zu Händel in folgenden Worten: „Händel's Werke zeigen historischen Geist in moderner Färbung, während Gluck's französische Opern modernen Geist in sorgfames historisches Colorit hüllen (!). Diese Entfernung von den Tonkünstlern bringt ihn um ebenso viel den germanischen Dichtern Shakespeare und Goethe näher zc. Nur in der unbefangenen, man möchte sagen harmlosen Doppelstellung zu dem classischen und dem biblischen Alterthum scheint mir Händel auch gegen diese, besonders gegen Goethe, denjenigen Vorzug zu besitzen, der bei der schiefen Stellung, in welche die Religion in den letzten Jahrhunderten zu mehreren dem Musiker weniger nutzbaren, aber dem Dichter unentbehrlichen Bildungselementen gerathen ist, allerdings nur einem Musiker zu erreichen war.“ Ueber „Herakles“ von Händel schrieb Chrysander gelegentlich einer Auf- führung in Berlin: „Von der Gesamt- bildung des Herakles darf man be- haupten, daß selbst von der altgriechischen Kunst kein Werk erhalten ist, welches den nationalen Helden in einer so erhabenen Treue darstellt.“

Der Mann, der in seinem Fache, d. h. in der Musikkforschung, solche Urtheile niederzuschreiben konnte, durfte nichtsdesto- weniger ohne Widerspruch der Gelehrten über Andere in der absprechendsten Weise aburtheilen. Er schulmeister die Musik- gelehrten Winterfeld und Kiewewetter in entschiedenster Weise. Er citirt Hawkins und Mattheson lobend, wo sie Händel preisen, meint sogar einmal, Mattheson habe „unübertrefflich“ über Händel's Orgelspiel gesprochen; sobald sie aber etwas Unrichtiges, Nachtheiliges oder Falsches über den großen Tonsetzer schreiben, werden sie in den Staub ge- treten; Hawkins ist dann ein „Thatfachen- främer“, „unglaublich“, „leichtsinig“; Mattheson ein Mensch von „schäbiger Ge- sinnung“, und Seite 104, 3. Band wird

er um eines allerdings niedrigen Spottes willen innerhalb neun Zeilen als ein Mensch von „hündischer Vorstellung“, „niedriger Gesinnung“ und „schimpflicher Musikantenbeschränktheit“ geschildert.

Aber nicht genug, daß Chrysander über die Gelehrten seines Faches so spricht. Er greift die ganze englische Geschichtschrei- bung an und sagt im 2. Bande, S. 14, nachdem er behauptet, „die Tonkunst sei durch Jahrzehnte Grundkraft“, „Träger ge- schichtlicher Entwicklung“ gewesen: „Man vermißt in den betreffenden Geschichts- büchern selbst die leiseste Hindeutung darauf“, obwohl „die Tonkunst am mäch- tigsten auf die Zeit einwirkte“, und wei- ter: „Wer an der Hand der Tonkunst diese Zeit durchwandert, der erkennt sie nicht wieder in dem Bilde, das in den Geschichtsbüchern steht.“ Weder Lord Ma- hon noch die „Printreden Thackeray's“, noch die „farbenreichen Charakterbilder Macaulay's“ sind geeignet, jene veröb- nende Wahrheit hervortreten zu lassen, die jene Zeit in ihrer engeren Tiefe birgt und ohne deren Darlegung die Geschicht- schreibung ihr Amt nur sehr unge- nügend verwaltet.“ (Ich citire nur wörtlich!)

In neuester Zeit hat Chrysander das abfällige Urtheil über Zahn als Philo- logen gefällt und das folgende Urtheil über Helmholtz drucken lassen: „Helmholtz hat in verschiedenen Gebieten, die in kei- nem genetischen Zusammenhange stehen, im mechanischen und organischen, philo- sophischen und ästhetischen Nützliches ge- leistet und zugleich Confusion angerichtet. — Das ist Polywissenschaft, und diese Universalität ist von einer Höhe, die nicht entfernt an die der anderen Gelehrten (Darwin und Robert Mayer) heranreicht. Ihren Gipfel hat sie aber mit einem an- ziehenden Schimmer umgeben, der Vieles ahnen aber nicht erkennen läßt und der bei näherem Hinzutreten völlig in Dunst sich auflöst.“*

Ich frage nun, in welchem Fache als der Musik durfte ein Gelehrter wagen, derartige Urtheile über die bedeutendsten Männer anderer ihm ferner liegender

* Der Artikel war gar nicht unterzeichnet, da er jedoch über zwei Spalten einnimmt und daher vom Redacteur gelesen, gekannt und gebilligt sein mußte, so trifft diesen die alleinige Verantwortlichkeit.

Wissenschaften zu fällen, ohne daß ihm von allen Seiten die gebührende Zurechtweisung ward? Der Leser vergleiche doch einmal diese Chrysander'sche Arbeit mit Thibaut's „Reinheit der Tonkunst“, um gleich einen rechten Begriff zu erhalten, wie ein wenn auch einseitiger, aber edler und wahrhaft frommer Gelehrter schreibt. Er schimpft nicht, er thut auch nicht verückt, er bringt keine schöngeistigen Phrasen. Aber seine Worte sind erwärmend, sein Gefühl für Schönes ist immer lebendig. Seine Ansichten sind ja bekanntlich einseitig, und doch ist sein Buch das herrliche Geschenk eines edlen Geistes, der stärkste Gegensatz zu Chrysander. Spitta's Bach-Biographie steht in Bezug auf Haltung und Stil über dem Chrysander'schen Werke. Zwar enthält auch sie, besonders im ersten Theile, manche unhaltbare Behauptungen und Sätze, die in einem so ernsten und gründlichen Buche niemals Platz finden sollten;* aber im Ganzen herrscht doch ein würdigerer Ton darin, und die Arbeit selbst giebt Zeugniß von großem Fleiß. Es ist sehr zu wünschen, daß Prof. Spitta, den ein günstiges Geschick auf kürzester Laufbahn zu einflußreicher Stellung geführt hat, diese benutze, um das wissenschaftliche Studium der Kunst zu befördern, dem schöngeistigen und schönredenden Dilettantismus entgegenzuarbeiten, und ihm nicht Vorschub leiste durch Sätze wie die unten angeführten, oder durch Vorlesungen vom „bluttriefenden Quintsextaccorde“ im Fidelio! Wer von Bach sagt, er wollte in einer Fuge ein Bild menschlichen Jammers entwerfen, der kann die Richtigkeit aller Auslegungen jedes einzelnen Wagnermotives nicht bestreiten. Vom ästhetisch-wissenschaftlichen Stand-

punkte ermangeln beide Auslegungen — die der Fuge wie die der Motive — eines haltbaren Grundes; von der Gefühlstheorie ausgehend, läßt sich Alles behaupten,* denn viele gefühlvolle und gebildete Leute werden eben von einer Art Musik in höherem Grade zu Vorstellungen angeregt als von einer anderen. Die wissenschaftliche Beurtheilung des Kunstwerkes hat mit diesen Vorstellungen von Nebenempfindungen nichts anzufangen; und der Professor an einer großen Universität und an einer vom Staate errichteten Musikschule müßte jede Concession an Unwissenschaftliches vermeiden.

Die von A. B. Marx geschriebenen Biographien: Gluck und Beethoven, haben nach Anlage und Ausführung den Zweck, das gebildete Publikum für den Meister zu interessiren; dies beweist schon die Erklärung der einfachsten technischen Fachausdrücke (Polyphonie, Contrapunkt und dergl.), deren Bedeutung heutzutage selbst der gut unterrichtete Dilettant ziemlich genau kennt. Auch sind meiner Ansicht nach die Analysen der einzelnen Werke nicht gründlich genug für eine wissenschaftliche Darlegung; sie sind sehr oft nur andeutend oder mit poetischer Erklärung geschmückt, wie sie der gebildete Nichtkenner am liebsten liebt. Diese etwas fächtige Art der Behandlung tritt besonders bei den Besprechungen der letzten Compositionen Beethoven's hervor, denen ein musiklehrter und geistreicher Mann wie Marx, der Schöpfer einer neuen Compositionslehre, eine viel eingehendere und ernstere Prüfung widmen mußte. Nicht die Anführung der einzelnen Motive genügte hier, vielmehr mußte gezeigt werden, wie Beethoven mitten im wirrsten Knäuel seltsamer harmonischer Wendungen doch einen Grundgedanken festhält; es mußte dargelegt werden, wie die Dissonanzen und Disharmonien in jenen Werken fast immer durch die poly-

* „Wir sollen nicht auf die Höhen der Kunst geführt und dort allein gelassen, sondern auch wieder zu den Menschen zurückgeführt werden. Da die höchsten Formen der Instrumentalkunst zugleich einen hohen Grad der Isolirtheit beanspruchen, so spricht sich darin ein gesundes, nicht ganz unberechtigtes Gemeingefühl (!) aus.“

„Bei Bach finden sich Betonungen, welche blüthartig den Begriff bis in die Tiefen des Gemüthslebens beleuchten.“ Von der H-moll-Fuge des ersten Bandes des „wohltemperirten Claviers“: Sie trage „schmerzverzerrte Züge“ und Bach „wollte darin ein Bild menschlichen Jammers entwerfen“. Zu dem Worte „Nacht“ (in einer Motette) „nehmen die Geigen eine brütend brohende Accordlage an“.

* „Etwas der Reckheit des vernichtenden Humors Aehnliches, gleichsam einen Ausdruck der Weltverachtung, kann man bei mancher Musik, z. B. der Haydn'schen, welche ganze Tonreihen durch eine fremde vernichtet und zwischen pp und ff, presto und Andante fortstürmt.“ Das behauptete und erklärte Jean Paul, dem wir den herrlichsten, poetischsten Auspruch über Musik verdanken. Freilich hat er auch die Maultrommel als ein ganz besonders schönes Instrument verherrlicht!

phone Stimmführung entstanden sind, durch den freien aber künstlerisch entwickelten Gang jeder einzelnen Stimme, nicht durch einwillkürliches, jähes, unmotivirtes Ueberspringen von einem Accorde auf einen anderen ganz fremden, wie es in neuer Zeit und mit Hinweis auf jene letzten Compositionen des großen Meisters oft vorkommt. Eines der stärksten Argumente gegen solche falsche Anschauung von der „Weiterführung des von Beethoven angezeigten Weges“ läge in dem Nachweise des logischen Ganges der einzelnen musikalischen Ideen Beethoven's in seinen letzten Werken, — abgesehen davon, daß große Gedanken ihren eigenen Weg gehen dürfen, während ein an sich unbedeutender durch ungewöhnliche und unzusammenhängende Wendungen doch nie als originell und groß erscheinen wird. Diese Darlegungen und Nachweise durften von Marx erwartet und gefordert werden, der hierzu alle Eigenschaften in vollem Maße besaß. Wahrscheinlich hat er in dem Streben, immer populär und verständlich zu sein, jede zu weitläufige und eingehende, nur directen Fachkenntnissen verständliche Analyse vermieden; auch mögen ihm von Seiten des Verlegers gewisse Grenzen des Umfanges gestellt worden sein. So läßt denn der letzte — wichtigste — Theil der Biographie gar Vieles zu wünschen übrig. Und die „Kurze Andeutung der Tonformen“ kam bei einem Manne wie Marx nur als ein Zugeständniß an die Menge betrachtet werden. Viel bedeutender in Forschung und in Behandlung des Stoffes ist die Biographie Gluck's. Wenn auch der Anhang: „Der Charakter der Tonarten“, manches Bedenkliche enthält, so hat doch das ganze Werk eine wissenschaftliche Grundlage und Haltung. Hier ist auch Schmidt's früher erschienenenes Werk über denselben Gegenstand anerkennend zu erwähnen. Es ist ein treffliches, von wahren Ernste getragenes, nur etwas steif geschriebenes Buch; auch weniger umfangreich wie das von Marx.

Thayer's Biographie Beethoven's ist nicht ein musik-, sondern mehr ein culturgeschichtliches Werk, in welchem alle Angaben, die auf das Leben des hohen Meisters, sowie auf die künstlerischen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit

Bezug haben, mit einer nicht genug zu lobenden Sorgfalt und Gründlichkeit gesammelt, geprüft, gesichtet und zusammengefaßt sind. Thayer hält nicht bloß seine Darstellung frei von allen romantischen Beigaben, die in den Lebensbeschreibungen Beethoven's nur zu viel Platz hatten, sondern er prüft mit scharfem Auge und mit unbarmherziger Bergliederung manche Erzählungen, die bisher als vollkommen wahrheitlich betrachtet waren, und bringt sie auf das richtige Maß der Glaubwürdigkeit zurück; so das Verhältniß Beethoven's zu seiner Schwägerin, der Mutter des von ihm heißgeliebten Neffen, und die bekannten Briefe an die Gräfin Giulietta Guicciardi, später verehelichte Gräfin Falkenberg. Der Stil des Buches ist allerdings ein solcher, der das große Publikum nicht anzieht, aber das Werk, das nunmehr hoffentlich bald beendet sein wird, ist dennoch ein ganz vortreffliches und wird für die Lebensgeschichte Beethoven's immer die zuverlässigste Quelle bleiben.

Ich nenne ferner die Biographie Beethoven's von Kobl, die viele sehr interessante Daten und Anekdoten über die Zeitverhältnisse bringt, aber durch ihren überschwänglichen Stil und durch das Betonen alles Romanhaften mehr der schöngeistigen Literatur beigezählt werden muß. Schindler's Buch über Beethoven ist heute veraltet. Unter den vielen Musiker-Biographien, welche in den letzten Jahren erschienen sind, zeichnen sich Jähns' „Weber in seinen Werken“ und die bereits genannte treffliche, von M. M. v. Weber geschriebene Biographie seines Vaters aus; das zuerst angeführte Werk durch gründlichste Forschung und Anordnung, das andere durch klare, liebevolle und doch von jeder Brunkrednerei ferngehaltene Darstellung.

In dem Buche über J. S. Bach's Söhne hat Bitter sich das Verdienst erworben, daß er diesem so interessanten Gegenstande zum ersten Mal ausführliches Studium widmete und der Musikgeschichte einen sehr schätzenswerthen Beitrag bot. Wasielowsky's Biographie Schumann's ist ein sehr edel gehaltenes und gut geschriebenes Buch. Karasowsky's „Chopin“ ist bei weitem nicht so interessant und enthält weniger glänzende Schilde-

rungen als Liszt's in französischer Sprache verfaßte Studie über Chopin (eine Biographie kann man sie nicht nennen), bietet aber in schlichter Einfachheit eine vortreffliche Grundlage für eine richtige Anschauung von dem Leben und dem Charakter des genialen Componisten und Virtuosen. Die Schubert-Biographie von Kreißle — die erste ausführliche, die überhaupt geschrieben ward — enthält viel schätzenswerthes Material, aber doch auch zu viel Nebensächliches und Ungeordnetes; viel besser ist das Werk von Reißmann über Schubert. Derselbe Autor hat auch Biographien von Schumann, Mendelssohn und Haydn herausgegeben, die ihrem Zweck: vor Allem dem großen Lesepublikum recht verständlich zu sein, vollkommen entsprechen. Pohl's erster Band einer Haydn-Biographie läßt eine sehr gediegene Arbeit erhoffen. Schletterer's „Reichardt“, von dem auch nur der erste Band erschienen, ist mehr der cultur- als der musikgeschichtlichen Seite des Gegenstandes zugewendet. Spohr's und Löwe's Selbstbiographien, letztere von Bitter herausgegeben und mit interessanten Bemerkungen versehen, gehören als die sicheren und wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen zweier edler Meister zu den anregendsten Beiträgen der Musik- und Sittengeschichte. Zu diesen rechnen wir auch die Sammlungen von Musikerbriefen,

denen in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit sowohl von Seiten der Forscher als auch des Publikums gewidmet wird. Und mit Recht. Denn besser wie aus allen Betrachtungen, Commentaren und Vermuthungen eines Biographen lernt der aufmerksame Leser den Charakter eines Künstlers aus dessen Briefen kennen. In diesen giebt er seinen Gedanken und Gefühlen oft viel freieren Ausdruck als im Leben, wo verschiedenartige Ursachen ihm Zurückhaltung geboten. Und die großen Tonkünstler waren ja stets so vortreffliche Menschen, daß man ihnen Alles, was sie schreiben, von Herzen glauben kann. Heutzutage, wo der Eudämonismus in allen Kunstkreisen immer mehr und mehr an Macht gewinnt, wo weltmännische Gewandtheit dem Erreichen künstlerischer Zwecke oft förderlicher erscheinen mag als die Leistung, wo der Parteigeist und der Einfluß der gesellschaftlichen Verbindungen immer mehr Macht auf die Entscheidung künstlerischer Angelegenheiten ausüben, wo auch die zunehmende Bildung gewisse Formen und Formeln immer mehr verallgemeinert und die Individualität beschränkt, — heute wird der Briefwechsel nach und nach den Charakter des originellen Ausdruckes natürlicher ungezwungener Empfindung verlieren, und man wird lernen, zwischen den Zeilen auch der Künstlerbriefe zu lesen.





Adolf Wilbrandt.

Ein literarisches Porträt

von

Eugen Zabel.

Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer modernen Literatur, daß das Erbe unserer Classiker nicht nur von Literaturforschern und Kritikern, sondern auch von unseren Dichtern in einer Weise hochgehalten wird, die es recht eigentlich als Lichtstrom idealer Anschauungen durch den Körper unseres nationalen Lebens treibt und in seinen Nachwirkungen überall als bildendes und sittigendes Element zeigt. Dem Humanitätsideal Schiller's und Goethe's nachzutrachten, wird von dem Geringsten unter den Nachstrebenden als Ehre und Pflicht angesehen, und wenn die Ausführung einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts auch noch in weite Ferne gerückt erscheint, so liegen doch hier die Quellen der harmonischen Gestaltung unseres Daseins, zu denen jede feinere Natur wieder zurückkehren wird, sobald es sich um Erquickung und Labung für die Erfüllung der Gebote pflichtstrengen Ernstes handelt.

Dem Dichter wird es, unbeschadet der Eigenart, die durch seine schöpferischen Organe bedingt ist, immer zum Segen gereichen, wenn er sich dieser vorbildlichen Bedeutung, die in den Werken unserer Geistesheroen liegt, bewußt bleibt. Was ein Künstler sei im Gegensatz zum bloßen Tendenzmacher, der sich ein poetisches Mäntelchen nur leicht umgehängt hat, wird man nirgends besser als auf

Weimars classischem Boden studiren, und dieses Studium wird einen festen Halt geben gegen den Ansturm, den eine vielfach zerstreute, von politischen und socialen Interessen erfaßte Zeit gegen die reinen Formen des dichterischen Schaffens unternimmt. Es giebt in der That keine höhere Aufgabe für den Künstler, der mit Worten bildet und malt, als von den Zufälligkeiten des Lebens abzugehen und nach Schiller's Behauptung „ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall“ zu drücken.

Das Zeugniß, daß er Künstler und nur Künstler sei, wird man einem unserer jüngeren, durch Frische, Beweglichkeit und Vielseitigkeit ausgezeichneten Schriftsteller, Adolf Wilbrandt, mit einem besonderen Nachdruck ausstellen müssen. Sobald er die ersten Reime dichterischer Begabung an sich bemerkte, hat er fleißig gearbeitet, dieses Talent in seinem Kerne zu erfassen und von hier aus in reicher Weise auszugestalten. Keine anderen Interessen haben ihn von dieser Thätigkeit ablenken können, weder ein Amt noch der so verlockende Journalismus. Er hat immer nur danach gestrebt, dem Gott, der ihm im Busen lebt, wohlgefällig zu erscheinen, und wenn der Opferdienst in einzelnen Fällen mehr oder weniger glückte und sich die Flamme zuweilen trübte, so hat er doch niemals das Ziel gänzlich verfehlt und nach gelegentlichen Abschweifungen

immer gewußt, zu dem Ausgangspunkte seiner feingliederigen Dichternatur zurückzukehren.

Adolf Wilbrandt ist zu Rostock am 24. August 1837 als Sohn des Professors der Aesthetik und neueren Literatur an der dortigen Universität, Christian Wilbrandt, geboren und hat daselbst auch seine Gymnasialbildung genossen. In dem wiesen- und seenreichen Lande Mecklenburg, dessen Bewohner sich mit heiterem Lebenssinn das Dasein erringen, ist stets Platz gewesen für die verschiedensten Begabungen, für einen volksthümlichen Helden wie Blücher und für einen Schlachten-denker von der vornehmen Haltung Moltke's, und so haben hier auch zwei so verschiedene Erscheinungen wie Fritz Reuter und Adolf Wilbrandt ihren Ursprung nehmen können, der Eine unser größter Humorist seit Jean Paul, ein Dialektdichter, übersprudelnd von Natur und Ursprünglichkeit, der Andere ein Kunstpoet von vielseitiger Bildung und zierlichem Schliß der Form. Daß Beide eine gemeinsame Abstammung haben, verrathen sie übrigens durch den von Herzen kommenden Humor, der sich dort in dem festen Zugreifen nach dem Zunächstliegenden, in der kühnen Bildlichkeit des Ausdrucks allerdings ganz anders als hier, wo er sich als Würze geistiger Ueberlegenheit giebt, entwickelt hat.

Dem Wunsche seines Vaters folgend, sollte Wilbrandt, als er die Universität in Rostock bezog, Rechtswissenschaft studiren, aber bald zog es ihn, namentlich als er nach Berlin gekommen war, zur Philosophie hinüber, und später trat hierzu in München noch die Kunstwissenschaft und Geschichte, letztere in Sybel's historischem Seminar, aus dem so viele tüchtige und gewandte Männer hervorgegangen sind. So sehen wir den jungen Mann, in dem die Phantasie die Schwingen zum ersten Fluge auszubreiten begann, eifrig bemüht, sich das Maß positiven Wissens anzueignen, ohne welches heutzutage das dichterische Schaffen sich des tieferen Einflusses auf die Zeitgenossen nothwendig begeben muß. Wer sich in eine Naivetät hineinlügen will, die bei den eigenthümlichen Voraussetzungen unserer Periode nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, verräth dadurch nur seine Schwäche, an der er über lang oder kurz

zu Grunde gehen muß. Der echte Poet wird es vielmehr als seine Aufgabe betrachten, sich in dem Weltproceß, der sich immer mehr mit Bewußtsein vollzieht, möglichst wachen Geistes zu erhalten, um einen Führer zur Hand zu haben, der das in der Nacht des Unbewußten gebärende Talent säugt, wenn es zu wild tobt, und aufstachelt, wenn es einzuschlafen droht. Solche geistige Befruchtung ist auf Wilbrandt in den Studienjahren reichlich herabgefallen, aber sie war in Betracht des dichterischen Berufs, dem er sich zuwenden wollte, nicht die gewichtigste. Letzterer verlangte nicht nur ein Lernen, sondern auch ein Vergessen, ein Umschmelzen und Umformen des ganzen inneren Menschen, aus dem ja nicht ein abstracter Gelehrter und kein auf den Schlag der Diensthur laufender Beamter, sondern ein Künstler werden sollte, dessen Sinne sich dem heiteren Farbenzauber erschließen mußten, der der Phantasie als Nahrung dient. Es kann keine Frage sein, daß dieser Proceß, die Welt dichterisch ansehen zu lernen, der denkbar wichtigste in dem Jünglingsalter ist und daß von seinem Gelingen alles Uebrige abhängt. Auf dem Bildungsgange eines Deutschen müssen die Wege, die zu einer sinnlichen Anschauung der Dinge führen, erst künstlich gebahnt werden. Wir wachen mit lauter Begriffen auf, die ohne unmittelbare Vorstellung leer bleiben und dem eigentlichen Leben gegenüberstehen wie etwa ein Skelet einem beseelten Leibe. Unzweifelhaft ist der Aufenthalt in München und die Theilnahme an dem Kunststreben in der Färstadt von schnellem Einfluß darauf gewesen, daß die feste Materie in Wilbrandt in Fluß kam. Hier grüßten ihn die klassischen Gestalten der Antike, um ihm den Sinn für das Hohe und Ideale einzulösen, hier umgab ihn in den Galerien eine bisher nicht geahnte Anschauungsfülle, und hier lud ihn endlich die Natur lächelnd ein, in ihren sanften Armen auszuruhen, wenn er sich an der Hand der Wissenschaft zu weit von ihr entfernt hatte, durch Berg und Wald zu schweifen und auf die Eingebungen zu lauschen, die leise mahnend an sein Ohr drangen.

Unser Dichter wäre aber kein Mann und kein Kind seiner Zeit gewesen, wenn

ihn die damaligen Strömungen der Politik kalt gelassen hätten. Ueberall gährte es in der Aufstellung nationaler Pläne zur Begründung eines deutschen Einheitsstaates und zur Bekämpfung kirchlicher und politischer Reaction. Auf den beiden Zusammenkünften in Eisenach im Juli und August 1859 hatten es die unter dem Vorsitz R. v. Bennigsen's abgehaltenen Versammlungen ausgesprochen, daß eine Hegemonie Preußens zur einheitlichen Gestaltung unseres Vaterlandes Noth thue. Der Gedanke zündete sofort und schlug zu hellen Flammen der Begeisterung auf, als die Feier der hundertjährigen Geburt unseres nationalsten Dichters, Schiller, Alles, was sich in der ganzen Welt deutsch nannte, unter dem Panier des Vaterlandes und der Freiheit versammelte. In Baiern, wo die Bewegung lebhaft nachzitterte, war es namentlich Karl Brater, ein Publicist von makelloser Persönlichkeit und umfassendem Wissen, der ein neues politisches Blatt, die „Süddeutsche Zeitung“, in den Dienst des Nationalvereins stellte. An dieser Zeitung als Mitredacteur theilzunehmen, war für Wilbrandt ein Gebot des patriotischen Mitgefühls, und so sehen wir denn Letzteren zwei Jahre lang, 1859 bis 1861, an den Freuden und Leiden, Sorgen und Ueberraschungen, Aufregungen und Annehmlichkeiten theilhaftig, an denen die Arbeit an einem Redactionstische so überaus fruchtbar ist. Aber die Wanderjahre verlangten ihr Recht, denn 1862 finden wir Wilbrandt in Berlin, und den Fünfundzwanzigjährigen trieb es schon jetzt zum Ernst und zur Vertiefung. Sein erster Versuch, sich ans Dauernde zu gewöhnen, sollte sich trefflich bewähren.

In Berlin war es nämlich, wo ihm das Bild des originellsten, productivsten und unglücklichsten unter den dichterischen Vertretern der deutschen Romantik in immer schärferen Zügen entgegentrat und ihn gleichsam nöthigte, eine lang vergessene Ehrengeld unserer Nation einzulösen. Fast ein halbes Jahrhundert war verfloßen, seitdem die in selbstmörderischer Absicht abgeschossene Kugel am Wansee bei Potsdam das Herz Heinrich v. Kleist's durchbohrt und damit den Mann dahingerafft hatte, der wie kein zweiter nach den Großthaten unserer classischen Dichter

ein Wort in Sachen des Dramas mitreden durfte. Aber der Genius unseres Volkes verleugnete diesen seinen ebenso treuen wie beklagenswerthen Sohn, ließ seine letzte Ruhestätte einem unwürdigen Verfall entgegengehen, seine Dramen in den Theaterbibliotheken modern. Das Wenige, was Kleist's persönliche Freunde, wie Tieck und Bülow, gethan hatten, um das Andenken des genialen Dichters zu ehren, blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt. Da war es ein schöner Gedanke Wilbrandt's, auf den verkannten und unbekannten Kleist jene Principien gründlicher methodischer Forschung und glänzender wirkungsvoller Darstellung anzuwenden, die sein Lehrer Sybel vom Universitätskatheder verkündet hatte. Es gelang ihm, ein würdiges Denkmal des Schöpfers der „Hermannschlacht“ in seinem Buche „Heinrich von Kleist“ im December 1862 zu vollenden und damit die erste wissenschaftliche und erschöpfende Monographie seines Helden zu geben. Das Werk ist ebenso bedeutend wegen des wissenschaftlichen Apparates, der darin in Bewegung gesetzt wird, wie wegen der geschmackvollen Darstellung und der ruhigen sachlichen Kritik, die bei einem Jüngling Wunder nehmen muß. Wer sich so gründlich in seinen Gegenstand vertiefen und ihn doch so sicher beherrschen konnte, der mußte ein Gelehrter sein; wer die geheimnißvollen Beziehungen eines so merkwürdigen Dichterlebens so fein nachempfinden konnte, mußte selbst ein Dichter sein. So halfen sich Wissen und Können, Bewußtes und Unbewußtes bei Wilbrandt aus und sicherten ihm ein Talent, das ihm einen bleibenden Namen in unserer Literatur verschafft hätte, auch wenn seine poetischen Schöpfungen ohne Lebenskraft geblieben wären.

Es sei hier gleich der Ort, auch der übrigen biographischen Schriften Wilbrandt's vorwegnehmend zu erwähnen. Keine erreicht die Bedeutung dieser Jugendarbeit, da sich der Schwerpunkt seines Wesens immer mehr in die Poesie verlegte, aber sie sind deshalb nicht minder beachtenswerth und legen Zeugniß von der schönen Wärme ab, mit der er sich in die Eigenheiten bedeutender Menschen einzuleben wußte. Der hundertjährige Geburtstag Hölderlin's veranlaßte ihn (1870),

dem Gedächtniß eines der form schönsten und eigenartigsten Poeten das Werk: „Hölderlin. Der Dichter des Pantheismus“ zu widmen, ein Versuch, der bestens gelang, indem die frühere, vielfach einseitige Darstellung Alexander Jung's hierdurch in lebensfrischer Weise berichtigt und ergänzt wurde. Galt es hier den Ideenkreis einer von schwärmerischem Idealismus getragenen Poetennatur zu durchmessen, so handelt es sich in der biographischen Einleitung zu Johannes Rugler's „Im Fegefeuer“ (1874) um eine Freundespflicht, die Wilbrandt nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Herzen erfüllte. Johannes Rugler, der Sohn des berühmten Kunsthistorikers, ein Malerpoet, dessen Doppelbegabung unzweifelhaft war, aber in einem zu schwachen Gefäß stak, um sich voll entwickeln zu können, war mit seinem Biographen eng befreundet, und sein tragischer Tod — er nahm sich in Verzweiflung über die Unmöglichkeit, sich in das Dasein finden zu können, selbst das Leben — wurde von letzterem als eine Mahnung aufgefaßt, das „Martyrium eines Menschen zu schildern, der durch seine höchsten und besten Stunden stets sein Leiden vermehrt, bei jeder großen Anspannung seines Ehrgeizes auch den Dämon seiner Krankheit aufweckt und sein edles, eigentliches Ich nur auf Kosten seiner Lebenskraft zu entwickeln vermag“. Hierher gehört endlich die „Biographische Studie über Fritz Reuter“, seinen großen Landsmann, im vierzehnten Bande der gesammelten Werke desselben, in der sich Wilbrandt zur künstlerischen Höhe des Essays erhebt und, obwohl er lediglich Wahrheit ohne Dichtung giebt, doch in der Durchdringung und Belebung des Stoffes als Dichter verfährt. So führen selbst die wissenschaftlichen Arbeiten Wilbrandt's auf seine Poesien zurück, die den getreuesten und unmittelbarsten Ausdruck seiner Seele bilden und in den verschiedensten Formen, in lyrischen Gedichten, Erzählungen und Dramen, den Schatz unserer Nationalliteratur bereichern sollten.

Am wenigsten sind vielleicht die „Gedichte“ (Wien 1874) geeignet, uns in die Persönlichkeit Wilbrandt's einzuführen, da ihm die Gabe, den Ton einer rein lyrischen Stimmung zu treffen, nicht in besonders reichem Maße verliehen war.

Sein ganzes Naturell lebt und webt zu sehr in einer Welt des Gedankens, um sich nicht durch eine Form beengt zu fühlen, die durch eine einfache Empfindung ausgefüllt werden und dem Ohre einen rein klingenden Accord zuführen soll. Wilbrandt wird durch sein formelles Geschick, das sich bei ihm schon früh zur Virtuosität ausbildete, veranlaßt, sich in den verschiedensten Tonarten zu versuchen, und wäre vielleicht im Stande, heute ein Gedicht im Stile Schiller's, morgen ein Gedicht im Stile Goethe's zu schaffen. Eine solche Gewandtheit kann aber den Mangel an eigener Erfindung, die zu einer neuen Melodie in die Saiten greift, nicht ersetzen. Bei alledem ist der Inhalt stets ein reiner und von Lebensblüthen aller Art erfüllt, an die sich keine Rohheit oder Geschmacklosigkeit wagt. Am besten gelingen ihm die mehr betrachtenden Gattungen der Lyrik, Ode und Hymne, unter denen sich mancher glückliche Wurf findet. Auch an Sentenzen und Sprüchen fehlt es nicht, und folgender „Stoßseufzer“ giebt die Sehnsucht des Dichters von der Abstraction zur concreten Fülle des Lebens anschaulich wieder:

„Lies dich nur über Büchern trumm,
Ueber alten und neuen Geschichten!
Du wirst davon nicht klug, nicht dumm.
Das Unerkannte lernst du richten,
Des Geistes Hülsen dir zu Haufen sichten:
Dein Herz bleibt stumm,
Und dieses Herz wird dich zu Grunde richten.“

In einer größeren epischen Erzählung, „König Otto's Haus“, versuchte es Wilbrandt, den Aufstand und Kampf Ludolf's gegen Otto den Großen, seinen Vater, in jener getragenen breiten Malerei darzustellen, die Uhland so meisterhaft gelungen ist. Doch fehlen zum Gelingen dieses Vorhabens die inneren Bedingungen, das heißt der Drang einer Natur, die an dem Stoß und Schlag der That Gefallen findet und in den Wechselfällen einer dramatischen Bewegung ein Spiegelbild von den Vorgängen in der eigenen Brust erblickt. Dagegen kündigte sich in den Gedichten ein anderes Talent an, das sich bald in der erfreulichsten Weise bethätigen sollte, wir meinen das Talent sprachlicher Dolmetschung, welches die Völkerstimmen der Erde zu einem wunderbaren Weltgespräch am deutschen Herde vereinigt. Diese Gabe schaffte sich in den

Uebersetzungen aus Sappho, Sophokles, Dante, Petrarca und Shakespeare Aus-
druck. Später hat Wilbrandt den Ge-
danken, ausgewählte Tragödien von
Sophokles und Euripides für unsere
Bühne lebensfähig zu machen, in einer
Weise ausgeführt, die zwar von den
Puritanern der Classicität eifrigst be-
kämpft, von den Freunden des modernen
Theaters aber mit um so lebhafterem
Danke begrüßt wurde. Er hebt den
Chor als solchen grundsätzlich auf und
vertheilt seine Strophen an einzelne
Schauspieler, um statt des Melodramas,
in welches sich die Aufführung einer
antiken Tragödie, namentlich der „Anti-
gone“ und des „König Oedipus“, bei
Aufrechterhaltung der Mendelssohn'schen
Musik regelmäßig verwandelt, ein ge-
schlossenes Drama zu geben. Ferner hat
er, um eine Einheit des Rhythmus zwi-
schen den Chorsprechern und den Haupt-
schauspielern herzustellen, den mächtigen
und gedruckenen Trimeter, den selbst
unsere redefertigsten Künstler nicht be-
herrschen können, in den schwächeren aber
klaren, übersichtlichen, leicht sprechbaren
fünffüßigen Jambus umgewandelt. Wir
glauben, daß unsere classische Philologie
dabei nichts verloren hat und daß es
unseren Rigoristen immer gestattet bleibt,
sich durch die Lectüre im Zimmer an der
ursprünglichen Gestalt dieser Tragödien zu
erfreuen, sind aber durch die Erfahrung
davon überzeugt worden, daß Wilbrandt's
Versuche unserem Theater eine ganze
Provinz der Poesie erobert haben, die
von unseren Bühnenleitern im Allge-
meinen für uneinnehmbar gehalten wurde,
ehe man diese Zugeständnisse an den mo-
dernen Geschmack machte.

Wilbrandt's novellistische Arbeiten sind
— wenn wir von dem dreibändigen Ro-
man „Geister und Menschen“ (1864) ab-
sehen, dessen Vorliebe für grelle Gespenster-
wirkungen die Jugendlichkeit und Unreife
des Autors keinen Augenblick verleugnet
— im Laufe der Jahre 1869 bis 1875 in
drei Sammlungen erschienen und lassen
ihren Verfasser auf den ersten Blick als
einen Schüler Paul Heyse's erscheinen,
dem auch die zweite und beste Samm-
lung zugeeignet ist. Beiden gemeinsam ist
die eigenthümliche Zartheit, mit der sie
Zustände der Seele aus einander zu

breiten wissen, und die unmittelbar zu
Herzen dringende Wärme, die sich dem
Leser sofort mittheilt und auch dann noch
wie sanft verhallende Musik nachlebt,
wenn er das Buch bei Seite gelegt hat.
Ein natürlicher Schönheitssinn verbietet
es ihnen, in der Gestaltung des Charak-
teristischen weiterzugehen, als dem Auge
wohlgefällig ist, nirgends finden wir häß-
liche Knorren, sondern überall ist der
Guß ungetrübt und rein. Der Unter-
schied liegt nur darin, daß Heyse in der
modernen Ausführung der Novelle der
Zuerstgekommene und demgemäß die ur-
sprünglichere Kraft ist, während sich bei
Wilbrandt neben der unmittelbaren dich-
terischen Anschauung auch manches Ange-
lernte und Anempfundene findet. Für
die drei Novellen der ersten Sammlung,
„Die Brüder“, „Heimath“ und „Rejeda“,
baut sich der Hintergrund aus den
Jugenderlebnissen des Dichters in ebenso
einfachen wie gefälligen Formen auf.
Es ist die kleine Stadt mit ihrem bedäch-
tigen Trachten und Schaffen, ihrer glück-
lichen Mittelstellung zwischen dem Kennen
und Zagen der Residenz und der Abge-
schlossenheit des Landlebens. Wir lernen
Menschen mit einfachen Lebensformen und
einfachen Empfindungen kennen, in sich
abgerundete, genügsame und glückliche
Naturen, die nicht in die Tiefen des
Daseins eindringen und durch die Ge-
sundheit des Leibes wie der Seele vor
tieferer Schädigung bewahrt bleiben. So
geht es auch den Brüdern Wilhelm und
Karl, die ein und dasselbe Mädchen lie-
ben. Aber bei Jenem ist die Liebe mehr
ein guter Einfall, während bei Diesem
das Feuer nach innen brennt. Das Ge-
rede und die Ueberredung einer Tante
kommen hinzu, und so geht Wilhelm mit
Annette vor den Traualtar, wo ihm
schon der Gedanke kommt, daß er seinem
Bruder das Glück geraubt habe. Wie
nun die Ehe später wieder aus einander
geht, Annette das Weib Karl's wird und
Wilhelm eine andere Lebensgefährtin
findet, ist von dem Dichter mit großer
Kunst in der Vermittelung der Ueber-
gänge dargestellt worden. Noch ist die
Motivirung nicht überall sicher genug,
aber der Vorwurf ist von einer kühnen
Originalität. „Heimath“ ist eine Novelle
in Briefen und schildert die Wandlungen

in der Seele eines Mannes, der die Herrlichkeiten Roms und Italiens gesehen hat und nun glaubt, an der Spielgefährtin seiner Jugend keinen Gefallen mehr finden zu dürfen. Aber der Sinn für die Größe im Kleinen und in der Einfachheit geht ihm wieder auf, und er lernt trotz Italien deutsche Treue im bürgerlichen Kleide aufs Neue hochhalten. Die Novelle ist noch deshalb interessant, weil sie zehn Jahre vor dem Erscheinen von Paul Lindau's „Johannistrieb“ dieses Wort genau in derselben übertragenen Bedeutung nimmt, die ihr der Dramatiker gegeben hat. In „Rejeda“ ist das Schwanen eines älteren Junggejellen zwischen einer schönen, aber koketten Frau und einer lieblichen Mädchenblume sowie sein endliches Sich-Entscheiden für letztere gefällig und anziehend geschildert. Die ein Jahr darauf erschienene zweite Sammlung enthält die reifsten Leistungen, die Wilbrandt auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, und zwar deshalb, weil bei tieferer Menschenkenntnis und feinerer Beobachtung sich jener allerliebste Humor einzustellen beginnt, der später in den Lustspielen so fröhlich aufblüht und als echter Sprüh- teufel die drolligsten Situationen schafft. Hierher gehören namentlich „Johann Ohlerich“ und die „Reise nach Freienwalde“, von denen wiederum der ersteren der Preis gebührte. Sie schildert eine Gegend, von der Wilbrandt geistreich sagt, daß wir sie lieben, nicht weil sie schön ist, sondern die nur schön ist, weil wir sie lieben. Die Einfahrt von Warnemünde und die Sanddünen von Mecklenburg zeigen einen Menschenenschlag, den Wilbrandt schon in seiner Biographie Reuter's ebenso kurz wie treffend charakterisiert hat: „mehr treuherzig als weltgewandt, mehr mutterwischig als geistreich, mehr empfänglich als erfinderisch, mehr gesellig als politisch, mehr für gewohnten Genuß als für neues Erschaffen, mehr tüchtig als groß.“ So ist auch der Steuermann Ohlerich, der das schönste Mädchen seines Ortes zum Weibe bekommen hat, aber in seiner Brust die Empfindungen eines Othello nährt und leider auch dazu Ursache hat. Denn während er seine Weltreisen macht, spinnen sich zwischen seinem Weibe und einem frischen Studentenblut fortwährend

Fäden, die auf mehr als Freundschaft deuten, wenn sie auch nicht gerade als Liebe zu betrachten sind. Ohlerich ist gutmütig und will nicht gleich zum Äußersten schreiten, aber in seiner Frau entwickelt sich infolge dessen ein Uebermuth, der sie zu einer Unbesonnenheit, wenn auch zu keiner Schlechtigkeit führt. Da regt sich in ihm das Gefühl männlicher Ehre, zugleich bleibt ihm aber auch die Besonnenheit, die den Humor erzeugt. Er lernt den Studenten als einen unverdorbenen, nur etwas ziellosen Menschen kennen, und indem er ihn zum unfreiwilligen Theilnehmer an einer Seefahrt macht, bringt er ihn nicht nur in die richtige Bahn, sondern erwirbt sich auch die Liebe seines Weibes wieder. Man kann nicht leicht frischer und grazioser sein, als es Wilbrandt in dieser Novelle gewesen ist. Man hört förmlich die Jugendlichkeit und Werdelust des Dichters aus jeder Zeile hervorkichern. Die Buchstaben richten sich gleichsam auf, erhalten Fleisch und Blut und werden zu Figuren, von denen uns jede etwas Freundliches zu erzählen hat. Auf einen ähnlichen Ton ist die „Reise nach Freienwalde“ gestimmt, die Erlebnisse eines Mannes, der das Eisenbahncoupe besteigt, um das nahe gelegene Ziel für Berliner Sommerfrischler zu erreichen, durch eine schöne Reisegefährtin aber veranlaßt wird, mit ihr von einer Station zur anderen zu reisen, die Pläne lästiger Verwandten zu zerstören und sie zu seinem Weibe zu machen.

Diese Sicherheit des Blickes, diese Trefffähigkeit im Ausdruck des Charakteristischen hatte etwas nachgelassen in dem „Neuen Novellenbuch“, das Wilbrandt 1875 herausgab. Offenbar war der Künstler noch mehr in ihm ausgewachsen, aber auf Kosten der Natürlichkeit und Einfachheit. Eine eigenthümlich grüblerische Manier hatte in ihm Platz gegriffen, welche sich in den zu gleicher Zeit geschriebenen Dramen analog wiederfindet und dort am bequemsten zu erörtern und zu erklären ist. In die Periode dieser Trübung von Wilbrandt's dichterischem Organismus gehört auch die Novelle „Fridolin's heimliche Ehe“, in welcher um die merkwürdig verzwickte Charakteristik eines Mannes, der als eine Art

Seelenzwittr beide Geschlechter in sich zu vereinigen glaubt, ein reizendes Episodenwerk gesponnen ist. Der jüngste Roman des Dichters, „Meister Amor“, erinnert dagegen in dem flotten Lustspielton der Darstellung und der launigen Wendung des Sujets an seine gelungensten Werke. Eine doppelte Liebesgeschichte spielt sich hier auf der Folie des modernen Theaterlebens ab, das wieder in der Figur des alten Schauspielers Hillmann seinen Stützpunkt findet. Die Liebe wird als die Macht geschildert, welche nicht nur die zu einander gehörenden Herzen zusammenführt, sondern auch den Dilettantismus beseitigt, indem sie bei dem Einen die künstlerische Anlage vertieft und befruchtet, den Anderen sich mit einer bürgerlichen Existenz begnügen lehrt.

Den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf unsere Literatur hat Wilbrandt jedoch dadurch gewonnen, daß er sich der Bühnenproduction zuwandte, um in ihrem Dienste als der berufenste und talentvollste unter den jüngeren Schriftstellern unermüdlich thätig zu sein, von der heute erreichten Stufe morgen auf eine höhere überzugehen und einen Mißerfolg durch einen neuen Treffer schnell in Vergessenheit zu bringen. Er hat in anmuthigen Scherzen originelle Fabeln und Charaktere mit einer eigenthümlichen Doppelbegabung von französischem Esprit und deutschem Gemüth behandelt, er hat dem modernen Salonstück die Ueberlegenheit seines Geistes und Geschmacks zugeführt, er hat in tragischen Vorwürfen unsere Literatur nicht nur bereichert, sondern auch große und unerwartete Bühnenerfolge erzielt und der darstellenden Kunst Aufgaben gestellt, für die sie ihm dauernd zu Danke verpflichtet ist.

Wilbrandt begann mit zwei Bluetten, die in ihrer Art kleine Cabinetstücke sind und in den reichsten Farben funkeln: „Unerreichbar“ und „Jugendliebe“. In beiden ist es gelungen, in eine zierliche Handlung interessante Charaktere zu verflechten und dieselben auf das feinste zu modelliren. Es blüht in ihnen von Frische und jenem Geiste, der doch zugleich wieder Natur ist. Wer sie in dem Ensemble des Wiener Burgtheaters oder des Berliner Schauspielhauses gesehen hat, wird es gespürt haben, wie von

ihnen ein Hauch der Liebenswürdigkeit und Anmuth auf die Zuschauer herabweht. In „Unerreichbar“ liegt die Anekdote darin, daß ein sonst braver, tüchtiger Junggefell die Marotte hat, sich immer in Frauen zu verlieben, die bereits verlobt oder verheirathet sind, und sich dadurch um die Möglichkeit bringt, sich mit einer Lebensgefährtin zu versorgen. Im Hause einer befreundeten Familie hält sich ein allerliebste junges Mädchen auf, das sich für diesen Verehrer alles „Unerreichbaren“ interessirt, aber von letzterem gleichgültig behandelt wird, da sie ja noch zu haben ist. Um die Beiden zusammenzubringen, wird erzählt, daß das junge Mädchen sich heimlich verlobt habe, und siehe da, schon regt sich in dem bisher kalten Manne die Liebe, die auch Stand hält, als die Intrigue entdeckt wird und Alles zum guten Ende führt. In „Jugendliebe“ ist es eine Backfischschwärmerei, die sich in eine tiefe Herzensneigung verwandelt, nachdem der „Rechte“ gekommen ist. Adelheid hat sich in einen Jugendgespielen halb aus Mitleid, halb weil er ihr wirklich gefiel, verliebt und sieht nach Jahresfrist seiner Ankunft aus der Universitätsstadt entgegen. Aber der wenig elegante, an Viertisch und Fechtboden gewöhnte Student gefällt ihr lange nicht mehr so gut wie früher, und zugleich lernt sie einen „herrlichen hohen, stolzen Mann mit gebieterischen Augen, die aber auch himmlisch lächeln können, wenn sie wollen“, kennen, dem ihr Herz ganz allmählig, aber desto sicherer zufällt, als der einstige Genosse ihrer Spiele die Gärtnerstochter hübscher und begehrenswerther als sie findet. Es ist selbstverständlich, daß sich in dem engen Rahmen dieser einactigen Scherze keine tieferen seelischen Beziehungen zum Austrage bringen lassen. Wie glänzend und heiter aber das Bild ist, das hier aufgerollt wird, wie wir den Schaumwein des Esprits in elegant geschliffenen Vocalen zu trinken bekommen, das hat unser Theaterpublikum in reichem Maße erfahren und wird hoffentlich noch lange in dankbaren Herzen empfunden werden.

Mit so seltenen Gaben für die Pflege des deutschen Lustspiels ausgestattet, durfte sich Wilbrandt an eine größere

Arbeit, an ein frisch aufgegriffenes Stück Wirklichkeit, wie er es in den Künstlerkreisen Münchens oft genug studirt hat, wagen: „Die Maler“, die wir für eine wirkliche Erweiterung unseres an Stoffen und Ideen so armen Lustspiels halten. Ist doch der Gegensatz zwischen der Idealität des künstlerischen Schaffens und der irdischen Sorge, die sie oft begleitet, ein an sich hochkomischer, und hier wird der Eindruck erhöht durch die mannigfachen Gestalten, die sich in der Künstlercolonie Wilbrandt's sehen lassen, und die Einführung eines interessanten Mädchencharakters, der Else, die in dem Verlangen, ein erwerbsfähiges Weib zu repräsentiren, in einem altmodischen Mantel und unkleidsamen Hut umherläuft und Malerin werden will. Sie hat ihre Weiblichkeit ganz vergessen und wird an dieselbe auch kaum erinnert, da sie für den Bruder die liebende Schwester und für die Anderen „ein guter Kerl“ ist. Das Reizende ist nun darin zu suchen, daß sich aus der grauen, reizlosen Motte allerdings infolge einer nicht sehr glaubwürdigen Verwicklung ein prächtiger Schmetterling entwickelt, ein Weib, das Liebe einflößt und selbst zu lieben weiß. Die Geschicklichkeit Wilbrandt's in der fesselnden Führung der Handlung kommt hinzu, um dieses Lustspiel zu einer der heitersten und gelungensten Erscheinungen zu machen. In einem anderen Lustspiele, „Die Vermählten“, ist die Aufgabe, zu zeigen, wie sich zwei bereits verheirathete Leute in der Ehe kennen und lieben lernen, auf originelle Weise gelöst. Es lag wohl in dem Stoffe selbst, wenn ihm nicht so harmlos heitere Seiten wie in den „Malern“ abgewonnen wurden, denn die Vorstellung, daß zwei Menschen, die sich nicht lieben, auf Befehl der Eltern oder des Vormundes vor den Altar treten, hat für uns stets eine ernste Bedeutung, mag der Humor immerhin in episodischem Aufputz zu seinem Rechte kommen. Für die Unterhaltung eines ganzen Abends ist das Sujet wohl nicht ausgiebig genug und der Wirrwarr des letzten Actes mit seinen Maskenscherzen und seinen tollen Mißverständnissen eine künstliche Erweiterung, wenn sie auch den Geist und die Erfindung des Dichters keinen Augenblick verleugnet.

Wilbrandt, der, seitdem die Zeit seines selbständigen Schaffens begonnen, Oesterreich bereist, dann 1864 und 1865 fast ein Jahr in Südfrankreich und Italien, darauf in München gelebt hatte, schlug im Jahre 1871 seinen Wohnsitz in Wien auf, wo das Leben in der Gesellschaft der österreichischen Kaiserstadt, das Studium des Burgtheaters, dieser Hochschule der dramatischen Kunst, ihm die Richtung auf das Bühnenmäßige gab, das von ihm seitdem unablässig ins Auge gefaßt worden ist. Unter dem Schutze des Burgtheaters ist seine dramatische Muse zur Reise gelangt. Im Umgang mit den ersten deutschen Schauspielern, geschult durch das feinfühligste Publikum und die anspruchsvollste Kritik, die es in Deutschland giebt, errang sich Wilbrandt eine erste Stelle unter den dramatischen Schriftstellern unseres Vaterlandes. Namentlich war es der künstlerische Reiz und die weibliche Liebenswürdigkeit von Auguste Baudius, welche den Wienern die Lustspiele des Dichters so schmackhaft erscheinen ließen. Diese Künstlerin ist für das Fach der geistreichen Welt Damen eine ganz unvergleichliche Vertreterin gewesen, die jedes Tüpfelchen der Dialektik an die richtige Stelle zu setzen wußte und das moderne Stück auf die natürlichste und charakteristischste Weise zu beleben verstand. In Wien konnte man sich lange keine Bauernfeld'sche Komödie ohne Auguste Baudius denken, und Wilbrandt schien der berufene Erbe Bauernfeld's in Bezug auf Eleganz und geistreichen Schliß zu werden. Was Wunder, wenn das Interesse, welches der Dichter und die Darstellerin an einander nahmen, bald zur herzlichen Freundschaft wurde, und diese Freundschaft sich zu einer Liebe steigerte, die in der Begründung des häuslichen Glückes und der gegenseitigen künstlerischen Förderung ihren idealen Ausdruck fand. Seit dem Jahre 1873 ist Auguste Baudius die treue Lebensgefährtin Adolf Wilbrandt's und die begeisterte Interpretin seiner Dichtungen, als welche sie den Ruhm ihres Gatten von Stadt zu Stadt getragen und das Bild einer wahrhaften Musterehe gegeben hat.

Bevor Wilbrandt nach Wien kam, hatte er schon ein romantisches Mitterschauspiel vollendet, das den Uebergang zu seinen Römertragödien bilden möge. Wir meinen

den „Grafen von Hammerstein“, in dem es ihm gelungen ist, bei einem fern abliegenden Stoff das Historische so schnell in das Menschliche übergehen zu lassen, daß das Publikum dem gedämpften Pathos des Stückes überall mit großem Interesse gefolgt ist. Es ist ein Zeichen für den feinen künstlerischen Tact des Dichters, daß er

romantischen Situationen, wie dem Eintreten des Grafen als fahrender Sänger in das Kloster, wo die Geliebte weilt, um in einer Gewitternacht befreit zu werden; oder Nührszenen, wenn die Beiden, nachdem sie in den Wäldern umhergeirrt waren, verschmachtend und bettelnd dem Tode nahe sind. Zum Glück ist der Kaiser



Adolf Wilbrandt.

uns keine Abhandlungen über Kaiser und Kirche hören, keine Capitel aus der deutschen Geschichte im Mittelalter vortragen, sondern ein einfaches Liebespaar, den Grafen Hammerstein und seine Muhme, an den Freuden und Leiden theilnehmen läßt, die einem Paar Verliebter von Gottes und Rechts wegen beschieden sind. Heftige Scenen, bei denen der Kaiser und der Bischof sich befanden, wechseln mit

Heinrich, der so schweres Schicksal über die Liebenden verhängt hat, gestorben, und sein Nachfolger, Konrad von Franken, ist ein Freund des Grafen und hat nichts Eiligeres zu thun, als Alles zum Besten zu wenden. Namentlich das Genrebildliche und Stimmungsvolle ist in diesem Drama außerordentlich gut getroffen. Die Volksscenen im ersten, die Kloster-scenen im zweiten Acte erwecken die richtigste und

unmittelbarste Anschauung bei dem Leser wie dem Zuschauer, und wenn es zum Schluß etwas zu sehr in das sentimentale Fahrwasser mit Anwendung des *Deus ex machina* geht, so dürfen wir hierin wenigstens höchst wirksame Hilfsmittel des Bühnenerfolges erblicken. Bei alledem sah man, daß hinter diesem Drama ein Dichter stecken müsse, der noch ganz andere Momente dramatischer Charakteristik ausfindig machen würde, wenn er an einen etwas herberen Stoff herangehen wollte. Dies that Wilbrandt mit seinem „Gracchus, der Volkstribun“, einer der gehaltvollsten Römertragödien, welche später von dem Wiener Grillparzer-Comité mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Hier erhebt sich der Dichter namentlich in den Volksszenen zu einer tragischen Größe, die er weder vorher noch nachher wieder erreicht hat und deren Werth dadurch nicht verringert wird, daß man zugeben muß, Wilbrandt sei bei Shakespeare in die Schule gegangen. Zeigt sich doch der Meister am deutlichsten darin, daß er niemals aufhört, ein Lernender zu sein. Wilbrandt faßt den Volkstribunen Caius Gracchus als einen leidenschaftlichen und wandelmüthigen Gefühlsmenschen auf, der sich der Sache des Volkes eigentlich nur aus Pietät für den ermordeten Bruder annimmt und von seiner Mutter und Gattin in seinem Rachewerk aufgehalten wird, um dann desto kühner auf sein Ziel zu stürmen und im edlen Streite rühmlich zu fallen. Man wird nicht umhin können, das Geschick, mit dem Wilbrandt öffentliches und privates Leben, Forum und Atrium mit einander verbunden hat, zu bewundern. Ist die Tragödie auch nicht so markig und festgefügt wie die Shakespeare'schen Dramen, so lebt in ihr doch etwas, was an Shakespeare erinnert, und der Stil des Trauerspiels darf Anspruch erheben, zu dem Gelungensten gezählt zu werden, was auf diesem Gebiete in den letzten Jahren überhaupt geschaffen worden ist.

In zwei anderen Römertragödien reizte es Wilbrandt, die Rolle eines Makart der Poesie zu spielen und mit einzelnen Cabinetstücken sinnlicher Leidenschaft vor seinen Freunden zu debütieren. Sowohl in „Arria und Messalina“ wie in „Nero“ hatte er zu einem Stoffe gegriffen, der

in der Oper, im Drama wie in der epischen Erzählung Talente ersten Ranges angezogen hat. Worin liegt das Verführerische gerade dieses Stoffes, der eigentlich jegliches ästhetische Behagen auszuschließen scheint? Sind es verwandte Erscheinungen zweier Uebergangsperioden, der römischen Kaiserzeit und unserer Tage, die hierin ihren Ausdruck finden, oder spricht sich lediglich das Verlangen unserer sensationslustigen Künstler, bei ihrem Publikum Effect zu machen, in solcher Wahl aus? Jedenfalls hat Wilbrandt sich von einer gewissen Seite, die das Theater gern auf das moralische Niveau einer Kinderbewahranstalt herabdrücken möchte, durch seine Messalinadichtung die allerheftigsten Vorwürfe zugezogen, obwohl er nichts gethan hat, seine Heldin zu beschönigen, und mit seiner ganzen poetischen Kraft an die Gestaltung dieses Charakters gegangen ist. In der Composition finden sich Momente erschütterndster Tragik. Die tugendhafte Arria, die Mutter des Marcus, treibt ihren eigenen Sohn in den Tod, nachdem er von dem süßen Gifte der Messalina gekostet hat, und diese zwingt wieder Arria und ihren Gatten Paetus zum Selbstmord. Diese Gegenüberstellung ist ein genialer Griff und hätte hingereicht, die Angriffe einer voreingenommenen Kritik zu entkräften. Noch mehr waren aber hierzu die Verzweiflung der Kaiserin an der Bahre des todtten Marcus und ihr eigener Untergang geeignet, Scenen von erschütternder tragischer Wirkung, die auch dann ihre Wirkung nicht verfehlten, wenn sie eine weniger bedeutende Tragödin als Charlotte Wolter darstellt. Diese Künstlerin hat allerdings dadurch, daß sie ihren schauspielerischen Genius dem Trauerspiel geliehen, die Kunst der Menschendarstellung um eine der gewaltigsten Offenbarungen bereichert und in Folge dessen auf die Dichtung selbst wohlthätig zurückgewirkt. Das Bild dieser Messalina, wie sie die herrlichen Glieder auf dem Ruhebett streckt, hat Makart in einem seiner farbenprächtigsten Bilder festgehalten und auch denen, die nicht in der Lage waren, die Leistung der Wolter zu bewundern, eine Vorstellung von überzeugendster und wahrster Treue gegeben. Im „Nero“ hat Wilbrandt ein Stück geliefert, das nicht so aus einem Guß wie „Caius Gracchus“

und „Arria und Messalina“ ist und außerhalb Wiens, wo Sonnenthal aus der Titelrolle eine Meisterleistung schuf, weniger Anerkennung gefunden hat. Wie man den Stoff auch drehen und wenden mag, man wird die Einfachheit und Klarheit der Composition in Racine's „Britannicus“ niemals erreichen, geschweige denn übertreffen. Die Kenntniß des Hofes und Hoftones, der Contrast, der sich aus dem einfachen Seelenadel des Britannicus und der Junia auf der einen, der grausamen Herrschsucht Nero's und Agrippina's auf der anderen Seite ergibt, sichern dem französischen Drama eine ganz einzige Ueberlegenheit gegenüber allen neueren Versuchen dieser Art, mögen sie Namen tragen, welche sie wollen. Höchstens kann es Halm in der Schilderung des Cäsarenwahnsinns im „Fechter von Ravenna“ mit dieser Sittenmalerei aufnehmen. Bei Wilbrandt droht die Construction der Tragödie in einzelnen Scenen zu zerfallen; der Tod des Britannicus, der Agrippina, die Anzündung Roms infolge eines scherzhaft hingeworfenen Wortes der Geliebten Nero's, Poppäa, ziehen wie in einem langen Griesche an uns vorüber, ohne durch eine organische Einheit zwingend mit einander verknüpft zu sein. Das Stück ist mehr schauspielerisch als dramatisch gedacht, erfreut aber in der Diction durch eine echt dichterisch gehobene Sprache, wie das bei einem Manne wie Wilbrandt nicht anders zu erwarten ist. In „Chriemhild“ ist ein bedeutsamer Versuch gemacht worden, das Ganze der Nibelungen Sage, Siegfried's Tod in Worms und Chriemhild's Rache in Etzelburg, zu dessen Schilderung Hebbel eine Trilogie gebraucht hat, zur Enge und Geschlossenheit eines einzigen Theaterabends zusammenzuziehen. Es will mit dieser Arbeit auf unseren Theatern nicht recht vorwärts gehen. Man hört von dieser und jener Aufführung, aber auf dem Repertoire befindet sich die Tragödie, die 1878 den Berliner Schillerpreis erhielt, nirgends. Es ist einleuchtend, daß mit der Vermenschlichung und Vereinfachung des gewaltigen, wie der Schlag des Schwertes auf dem Schilde dröhnenden Conflicts auch eine Verkleinerung der Zustände und Personen herbeigeführt worden ist. Sie wachsen nicht mehr über das Menschliche hinaus wie im Nibelungen-

liede, ja wie selbst noch später bei Fouqué und Raupach, bei Hebbel, Geibel und Dahn, sondern sind bürgerliche Existenzen, von denen man nicht begreift, wie sie von so verzehrender Leidenschaft gehebt werden können. Immerhin ist der Plan des Stückes ein so origineller, der Aufbau desselben ein so geschickter, daß es ein ganz anderes Interesse verdient, als ihm leider bis jetzt entgegengebracht worden ist. „Giordano Bruno“ ist wohl das schwächste der in diese Kategorie zu zählenden Trauerspiele Wilbrandt's. Der pantheistische Naturphilosoph ist in seiner Passivität nichts weniger als ein tragischer Held, und der Umstand, daß er von seinem zur Inquisition übergegangenen Sohne verhaftet wird, von der Tochter seines Feindes befreit werden soll, aber schließlich zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wird, sind nicht genügend scharfe Einschnitte des Dramas. Man kann weniger von einer Schuld des Titelhelden als von einem Unglück desselben sprechen, das sich aus einer traurigen Verkettung von Umständen ergibt. Die hieraus entstehende Nährung ist aber viel zu schwach, um eine eigentliche tragische Erhebung in dem Leser oder dem Zuschauer aufkommen zu lassen.

Es ist nicht möglich, all' der Lust- und Schauspiele ausführlich zu gedenken, die Wilbrandt seitdem geschrieben hat, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil eine Anzahl derselben über Wien nicht hinaus gekommen und auch noch nicht im Druck erschienen ist. Wir stehen jetzt in einer Periode unseres Dichters, die wir bei aller Bewunderung seiner feingearteten Natur eigentlich als eine Störung seiner dramatischen Entwicklung betrachten möchten. Wilbrandt, der so lange das Muster des Natürlichen und Ueberzeugenden war, verannte sich eine Zeit lang in eine merkwürdig gekünstelte Richtung, in eine Sucht, Ausnahmiszuständen der Seele nachzutrackten, die auf der Bühne niemals zur vollen Geltung kommen können. Man sah ihn plötzlich die Probleme so verfeinern, daß die Spitze, in welche die Stücke aufliefen, fast jedesmal abbrach. Man sah ihn in einer nervösen Besessenheit, die weit abliegt von dem geraden und gesunden Wege des Dramatikers, eine Situation aus einander breiten, sie aufrollen, sie

wieder säteln und glätten, daß man die Vorstellung von einer Sackgasse empfand, aus der es keinen anderen Ausweg als einen gewalttätigen gab. Wilbrandt hatte offenbar nicht mehr so fleißig Modell studirt wie früher und seine Phantasie auf ein bestimmtes Thema zu einseitig concentrirt, das in verschiedener Einkleidung so oft auftrat, bis es ermüdete. Hierzu kam, daß er allmählig infolge von Mißheiligkeiten, die sich an den Austritt seiner Gattin aus dem Verbande des Burgtheaters knüpften, und auf Grund des Fiascos, das eins seiner Stücke, das den Dfenheim'schen Scandalproceß behandelnde Lustspiel „Die Wege des Glücks“, erlebte, in Wien den Boden unter den Füßen verlor und damit sich einer wesentlichen Stütze seines literarischen Schaffens beraubt sah. Wir erinnern unter den mit Erfolg gegebenen und im Druck vorliegenden Lustspiele an folgende: „Ein Kampf ums Dasein“, „Durch die Zeitung“, „Die Wege des Glücks“, „Die Reise nach Riva“, „Der Thurm in der Stadtmauer“, und von den noch ungedruckten an „Frieden im Krieg“, „Die Wahrheit lügt“, „Von Angesicht zu Angesicht“, „Natalie“, „Auf den Brettern“, „Die Tochter des Herrn Fabricius“.

Der Mangel an Frische und Lebendigkeit, die Sucht, sich in das Einzelne mit peinlicher Absichtlichkeit hineinzubohren, blickte namentlich aus „Natalie“ und „Auf den Brettern“ hervor, und die Erfahrungen, die das Berliner Publikum bei ihrer Aufführung im Residenztheater machte, zeigten deutlich, daß der Dichter die rechte Fühlung mit seinen Zuschauern verloren hatte. In jenem Stücke war ein Vorwurf, der an Lindau's „Johannistrieb“ erinnerte, durch einen unaufhörlich thätigen Apparat von Seelenfolterungen um die rechte Wirkung gebracht; in diesem ließ das Gefünstelte des Sujets, eine Schilderung der Coulissenwelt vor den Coulissen, das Verständniß der großen Menge nur schwer aufkommen. Daß aber Wilbrandt den richtigen Weg nach solchen Versuchen, Seitenpfade von mehr als zweifelhafter Berechtigung einzuschlagen, wiedergefunden hat, beweist sein neuestes Stück, „Die Tochter des Herrn Fabricius“, in dem er eine ergreifende Herzensgeschichte, diejenige einer armen Buchhalterin in

einer Fabrik, in die Formen des Theaters bringt und durch die echte und gesunde Nührung, die er damit erzeugte, wiederum einen Beweis für seine hohe dichterische Befähigung ablegte. Seine jüngste noch nirgends zur Aufführung gelangte Tragödie „Robert Kerr“ spielt in London zur Zeit König Jacob's I. und schildert die romantische Liebe des Grafen Somerjet zur Lady Francis, deren Ehe mit dem Grafen Essex durch den König gelöst wird, den Tod eines Gegners dieser Verbindung, des Sir Thomas Overbury, den das mächtige Günstlingspaar herbeiführt, und den endlichen Untergang desselben, nachdem das Verbrechen an den Tag gekommen ist. Die Charakteristik der Hauptfiguren zeichnet sich durch Schärfe und Klarheit aus, und die psychologische Entwicklung, daß das zur Beseitigung des Gegners gemischte Gift in den Herzen derer frißt, die es bereitet haben, bis es sogar die gegenseitige Liebe aufhebt, ist bei der Lectüre ebenso fein, wie sie bei der Bühnenaufführung wirkungsvoll sein muß.*

Wenn es an sich ein Irrthum ist und zur Ungerechtigkeit führen muß, einen Bühnenschriftsteller nach dem einzelnen, mehr oder weniger glücklichen Wurf zu beurtheilen, so verdoppeln sich dieser Irrthum und diese Ungerechtigkeit bei einer Natur wie Wilbrandt. Die raschen Wechselfälle, in denen sich das Theaterleben gefaltet, wo ein Tag immer den anderen verschlingt, werden bei ihm durch einen höchst verfeinerten Organismus, durch eine große Leichtigkeit der Production und eine erstaunliche Geschmeidigkeit der Anempfindung zu außerordentlichen Ueberraschungen gesteigert. Wenn Wilbrandt das letzte Wort gesagt zu haben scheint, steht er noch immer am Ende des Anfangs, so reich ist die Quelle, aus der er schöpft; und wer ihn abschließend charakterisiren wollte, würde vielleicht schon durch die Erfahrungen des folgenden Tages eines Besseren belehrt werden können. Ueberall strömen dem Dichter Gedanken und Einfälle zu, und es ist vielleicht nur ein Mangel an kritischem Vermögen, der ihn zu ge-

* Alle diese dramatischen und novellistischen Arbeiten Wilbrandt's sind in dem so rührigen und um unsere moderne Theaterliteratur so verdienten Verlage von L. Rosner in Wien erschienen.

fährlichen Experimenten treibt. Ueberblicken wir seine Production in großen Zügen, so sehen wir, wie es sich in dem Norddeutschen früh poetisch rührte, wie es aber der Befruchtung seiner schönheitsdurstenden Phantasie durch die Eindrücke der Kunst und landschaftlicher Reize bedurfte, um seinem Talente die Wege zu öffnen. Früh fand er im Anschluß an Paul Heyse den Kern seines Wesens, das Bedürfnis nach weichen Formen, die Lust, Seelenzustände zart zu zergliedern; aber dieser Kern war doch nicht ganz unveränderlicher Natur, war bald aus festerer, bald aus weicherer Materie gebildet und sehnte sich gleichsam nach der Bereicherung durch das Studium fremder Meister. Deshalb sehen wir die Production Wilbrandt's sich in einer etwas eklektischen Weise entwickeln von den frischen, gesunden Novellen und Lustspielen bis zu den mehr ergrübelten als erfundenen Mysterien; von dem romantischen Ritterstück „Graf von Hammerstein“, der ein Liebling aller Frauen ist, bis zu den sinnlich erhitzten Mysterien, denen die Frauen aus dem Wege gehen; von den feinsten akademischen Studien bis zu sensationslustigen Komödien, die ihr Sujet den Tagesblättern entnehmen. Wenn dies Suchen und Schwanken Wilbrandt's ein Vorwurf ist, so theilt er ihn jedenfalls mit der ge-

samnten dramatischen Production der Gegenwart, die mehr tastet als trifft, weil die Gesellschaft, deren Spiegelbild sie sein soll, fortwährender Neugestaltung unterworfen ist. Goethe und Schiller konnten nur in den beruhigten Formen sich entwickeln, die eine Aristokratie der Bildung schuf und ängstlich vor jeder Zerstümmung durch die große Masse behütete. Dasselbe gilt von der Blüthezeit des spanischen, französischen und englischen Dramas, dem jedesmal eine feststehende Oeffentlichkeit als stützende und tragende Unterlage diente. Wir aber wollen froh sein, daß wir in Wilbrandt auf einem Gebiete, das nur zu oft dem traurigsten Handwerk als willkommener Tummelplatz dient, einen wahren Dichter besitzen, der die höchste Vorstellung von seinem Berufe hat und ihn, wenn auch mit ungleicher Kraft, so doch mit vollster Hingabe seines Talentes übt. Mögen wir an Einzelnem, was dieser interessante und feinsinnige Dichter geschaffen hat, kritische Ausstellungen nicht unterlassen können: die Totalität seines Wesens erfüllt uns schon jetzt, obwohl Wilbrandt eben erst auf der Höhe seines Talentes steht, mit reinster Bewunderung und muß bei den verständnisvollen Freunden seiner Schöpfungen dem Tadel jede verwundende und verletzende Wirkung rauben.





Literarische Notizen.



ranzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder. Von Leopold Kompert. (Berlin, Verlag von Otto Janke.) Levin Schücking erzählte jüngst in diesen Blättern, daß Karl Gutzkow seines Wissens nur von einem deutschen Schriftsteller mit großem Wohlwollen und lebhaftem Interesse gesprochen habe, nämlich von Kompert. Auf den ersten Anschein möchte diese Mittheilung etwas Befremdliches haben, da man sich nicht leicht zwei verschiedener gearterte Naturen als Gutzkow und Kompert denken kann; nach dem vorliegenden neuesten Werke des Dichters wird uns dieses Interesse Gutzkow's erklärlicher und verständlicher. Auf dem Wege zu ihren Zielen haben beide Schriftsteller ein Gemeinsames: einen lehrhaften Zug, dem wir das Genre der pädagogischen Romane zu danken haben. „Blasewitz und seine Söhne“, „Die Söhne Pestalozzi's“ waren die ersten Anläufe auf diesem Gebiete — später haben verschiedene unserer ersten Autoren dasselbe cultivirt, und gegenwärtig hat Kompert demselben eine neue Provinz mit großem Glück erobert. Der Dichter ist aus dem Ghetto, das bisher seine ureigenste Domäne war, herausgetreten und führt uns in eine Wiener Volksschule ein, in der sich der anmuthige Kinderroman zwischen Franzi und Heini abspielt. Wir lesen „auf der Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekräftigt hat“, mit dem Dichter die Geheimnisse der Kindesseele und entdecken mit ihm, der ein ebenso bedeutender Pädagoge wie hervorragender Dichter zu sein scheint, eine neue, allen Aerzten bisher gewiß unbekannte Krankheit in dem Organismus dieser unverdorbenen Naturen — die beiden Kinder sind „moralkrank“, und diese neueste Schulkrankheit ist eine Folge unseres Erziehungswesens, in dem ein Trieb auf Kosten der anderen übermäßig ausgebildet wird. Bei Franzi und Heini ist es der Schönheitstrieb, der sie auf Abwege führt. Wie nun der Dichter die beiden Kinder aus

der Schule vor die Schranken des Gerichts bringt — Heini's eigene Mutter hat ihn dem Staatsanwalt übergeben —, wie der Mann des Gesetzes die Anklage wegen Diebstahls erhebt und wie Clemens Fittig, der „provisorische“ Lehrer Franzi's, durch sein glänzendes Plaidoyer die Geschworenen überzeugt, daß sie Heini freisprechen, wie dieser dann in ehelicher Arbeit zum Bildhauer von Ruf und Bedeutung heranreift, indeß Franzi die treue Gattin des „Provisorischen“ wird, dies Alles und noch viel mehr ist von Kompert mit so viel poetischer Innigkeit, tiefer Naturwahrheit und entzückender Feinfühligkeit geschildert worden, daß wir dieses Werk nicht nur seinen besten und reifsten Schöpfungen anreihen, sondern es als einen der gediegensten pädagogischen Romane unserer Literatur schätzen dürfen.

Heinrich von Plauen. Historischer Roman in drei Büchern. Von Ernst Wigert. (Leipzig, Karl Reißner.) Eine Dichtung aus der Schule Gustav Freytag's, welche als eine durchaus respectable Arbeit angesehen werden darf. Einzelne Kinderkrankheiten des historischen Romans: behagliche Beschreibung von Aeußerlichkeiten, von Kleidern und Festen, breites Ausmalen des Zuständlichen und Localen, welches für die Oekonomie des Kunstwerkes keine Bedeutung hat, haften auch diesem Romane an. Aber der Hauptvorgang desselben hat, in seinem wesentlichen Inhalte erfaßt, ein allgemeines Interesse, und die Gestalt Heinrich v. Plauen's, welche sein Träger ist, wurde von dem Dichter mit lebendigem und anziehendem Detail reich ausgestattet. Es handelt sich wie in „Markus König“ um die Kämpfe des deutschen Ordens in Preußen mit den Polen einerseits, den großen Städten Danzig, Thorn, Elbing andererseits; Heinrich, der Hochmeister, findet die Rettung für den im Absterben begriffenen Orden in der Einsetzung eines „Landesrathes“, er erläßt eine Art von constitutioneller Verfassung, die ihn aus dem Hochmeister zum Landesfürsten zu machen verspricht. Allein

nur zu bald wird Heinrich das Opfer seiner Pflichttreue und Energie, die Vertreter der alten, überlebten Anschauungen tragen noch einmal den Sieg über den kühnen Reformator davon und erlangen seine Abjekung; ein gebrochener Mann, stirbt er in hohem Alter als der einfache „ehrwürdige Bruder von Plauen“. Mit diesen allgemeinen Vorgängen von historischer Bedeutung verknüpft sich eine Reihe von hübsch erfundenen romanhaften Episoden, denen der Dichter indeß wohl einen allzu großen Raum gelassen hat. So hätte vor Allem die historische Episode von den Kämpfen des Comthurs in Danzig mit ihren fatalen Blut- und Gräueltaten unbedingt größere Beschränkung und sparsames Colorit gefordert. Im Ganzen hat sich Ernst Wichert auch in dieser Arbeit als ein fleißiger und reichbegabter Dichter bewährt.

Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) „Die Welt ist zu klein,“ — so heißt es in der ersten dieser Erzählungen, nach der die Sammlung ihren Titel hat. „Es ist unmöglich, sich dort lange zu verstecken. Flüchtige Verbrecher werden eingeholt, oder sie stürzen beim Davonlaufen und brechen den Hals. — Dann findet man ihre Leichen. — Nichts geht verloren in der Welt!“ Auf diesem dunklen Hintergrunde baut sich zuvörderst die erste der drei Novellen auf, die von der Kunst dieses Autors, fesselnd zu erzählen, ein neues glänzendes Zeugniß ablegt. Ueber diese Art brauchen wir uns hier nicht des Weiteren auszulassen, die Leser haben sie zur Genüge aus den überaus anziehenden Reiseschilderungen, die Rudolf Lindau in diesen Blättern veröffentlicht, schätzen und lieben gelernt. Die zweite Novelle: „Ein verkehrtes Leben“, ist nach der Seite der Erfindung eine der originellsten und interessantesten Erzählungen Rudolf Lindau's, und die dritte: „Der Seher“, athmet wieder jenen Reiz des Selbsterlebten und Natürlichen, der uns aus allen Novellen Lindau's anweht und dem er zunächst seine große Beliebtheit bei der deutschen Lesewelt zu danken hat.

Außerhalb der Gesellschaft. Roman von Hieronymus Vorm. (Dresden, Verlag von Heinrich Minden.) Vorm weiß so geistreich zu plaudern und so interessant zu erzählen wie wenige deutsche Schriftsteller. Ueberdies sind die Probleme, die er sich stellt, und die Vorwürfe, die er erfindet, so originell erfunden und so kunstvoll durchgeführt, daß seine Romane und Novellen schon darum allein lebhaften Interesses von vornherein sicher sind, mag man auch mit der Erzählung an und für sich oder auch mit vielen Details nicht einverstanden sein und vor Allem einer durchaus verschiedenen Weltanschauung huldigen. Der vorliegende Roman spielt überwiegend in Un-

garn und fesselt durch die Erzählung selbst wie nicht minder durch die Art des Erzählens, die Form zu einer so eigenartigen Erscheinung in unserer Literatur gemacht hat.

Stille Geschichten. Von Karl Emil Franzos. (Dresden, Verlag von Heinrich Minden.) Eine Anzahl wenn auch nicht gleichwerthiger, so doch gleich gut erzählter Geschichten hat der lebenswürdige Entdecker „Halbasiens“ in diesem zierlich ausgestatteten Buche vereinigt, das gewiß viele Leser finden wird. „Die Locke der heiligen Agathe“ ist eine seiner stimmungsvollsten und poetischsten Schöpfungen; „Unser Hans“ ist ein Genrebild voll Lebenswahrheit und Aumuth. Dagegen hätten mehrere der hier veröffentlichten Erzählungen, wie „Friedrich von Schiller“ u. a., wohl ausfallen dürfen.

Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, Verlag von R. Eckstein.) Ernst Eckstein ist einer der formgewandtesten unter unseren jüngeren Dichtern. Mit dieser Gabe verbindet er eine reiche lyrische Ader und einen glücklichen Humor, der stets zu rechter Zeit hervorprudelt, um die Führung der Handlung zu übernehmen. Seit seinen ersten, freilich hier und da noch etwas derb-komischen Epen „Schach der Königin“ und „Gespenster von Barzin“, „Venus Urania“ und „Die Stumme von Sevilla“ ist dem leicht und frisch schaffenden Poeten kein Wurf so gelungen wie dieses Lied vom Guadalquivir, das in der Composition wie im Colorit gleich vollendet ist und das die Phantasie auf das lebhafteste anzuregen weiß. Wäre die Empfänglichkeit unseres lesenden Publikums für poetisches Schaffen die gleiche wie etwa im Anfange dieses Jahrhunderts, wo ein bedeutendes Gedicht im Stande war, dieselbe Aufregung hervorzurufen wie heute z. B. ein französisches Ehebruchs-drama oder eine neue Operette, so würde dieses echte Dichterwerk zweifellos sich allgemeinen Interesses zu erfreuen haben.

Goldene Ketten. Roman von Max Ring. 4 Bde. (Breslau, Verlag von S. Schottlaender.) Max Ring schildert in diesem für die Bedürfnisse des großen Lese- und Leihbibliothekenpublikums berechneten Roman mit gewohntem Geschick die Schicksale einer Ehe zwischen einem Fürsten und der armen Tochter eines Justizrathes. Die Moral der „goldenen Ketten“ wird so deutlich illustriert, als dies nur überhaupt denkbar und wünschenswerth ist. Neben interessanten Schilderungen aus dem kleinstädtischen Leben der Fürstenresidenz und einer im Ganzen treffenden Charakterzeichnung findet sich auch manche poetische Scene in diesem Roman des überaus productiven Autors.

Das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestandes einer literarischen Zeitschrift ist in Deutsch-

land ein so seltenes Ereigniß, daß die Redaction des *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes* recht gethan hat, eine Jubiläumsummer zu veranstalten. Früher unter Leitung von Josef Lehmann, jetzt von Eduard Engel redigirt, hat die altbewährte Zeitschrift sich bedeutende Verdienste um die Kenntniß und Verbreitung der Weltliteratur in Deutschland erworben, Verdienste, die nicht hoch genug angeschlagen werden dürfen und deren Rückwirkungen auf unser eigenes literarisches Leben unverkennbar sind. Mit Beginn des fünfzigsten Jahrganges wurde das Programm der Zeitschrift erweitert; sie wird jetzt auch allen bedeutenden Strömungen und Erscheinungen der deutschen Literatur folgen. Die uns vorliegende erste Nummer des „*Magazin*“ enthält eine Fülle glänzender Namen und interessanter Aufsätze von Auerbach, Heyse, Bodensiedt, Dahn, Meißner, Engel u. A. Möge das „*Magazin*“ auch ferner dem Wahrspruch seines ersten Begründers: „*Humanität und Weltliteratur*“ folgen und das Glück haben, mit gleichem Erfolge — wie 1881 das fünfzigjährige — der ein- und das hundertjährige Jubiläum seines Bestehens und gedeihlichen Wirkens zu feiern!

* * *

Kunst- und Naturskizzen aus Nord- und Südeuropa. Ein Reisetagebuch von Karl Wörmann. 2 Bde. (Düsseldorf, L. Voß & Co.)

Der Verfasser, welchem wir außer manchen poetischen Gaben schon eine Geschichte der Landschaftsmalerei im Alterthum sowie die vortreffliche Herausgabe der antiken Odyssee-Landschaften im Vatican verdanken, ist an eine neue und große Aufgabe getreten, die ihn durch ganz Europa geführt hat. Es war seine Absicht, durch das Studium der Gemäldegalerien und den Besuch der am meisten gemalten Gegenden Europa's das Material für eine Gesamtgeschichte der Landschaftsmalerei zu sammeln. Die zwei vorliegenden Bände enthalten das bei der Gelegenheit und neben ernstlichen Studien entstandene Tagebuch

und führen von Belgien und Holland nach Dänemark, Schweden und Rußland, dann über Konstantinopel und Athen nach Italien, Frankreich, Spanien und England. Entgegen der Art einer früheren Zeit, aber entsprechend den leichteren Verkehrsmitteln und einem mehr kosmopolitischen Triebe sind jetzt schon öfter so Vieles umfassende Reisebeschreibungen gegeben worden. Aber abweichend und ungewöhnlich ist der im Wörmann'schen Werke befolgte, oben angegebene Gesichtspunkt; man darf sagen, daß er dem Buche in hohem Maße zu Gute gekommen ist und es vor vielen möglichen Abwegen bewahrt hat. Es wäre gewiß von Vortheil, wenn ein so bestimmter, immerhin beschränkender Gesichtspunkt auch anderen derartigen Werken zu Grunde gelegt würde. Derjenige des Wörmann'schen ist allgemein genug, um weite Kreise von Lesern, besonders solche, die schon Mancherlei gesehen haben, auf die Dauer zu interessieren. Ein Reisetagebuch wird ja oft leicht ein Zuviel, bisweilen auch ein Zuwenig bieten; überaus verschiedenartig sind auch die Ansprüche an solche Bücher. Da muß denn die Persönlichkeit des Verfassers als ein Correctiv eintreten, und man darf Wörmann das Zeugniß ausstellen, daß die Frische seiner Auffassung und Darstellung sowie eine wahre und lebendige Begeisterung für das Große und Schöne auch das anziehend erscheinen läßt, was dem Einen oder dem Anderen etwa überflüssig vorkommen möchte. Auch wird man nie im Zweifel darüber bleiben, daß im Hintergrunde dieses Werkes ernste wissenschaftliche Studien stehen. Ganz besonders gelungen erscheinen die Stellen, in welchen die wirklichen Landschaften vergleichend und dann im Verhältniß zu ihrer malerischen Verwerthung geschildert werden. Da müssen wir gestehen, ganz neue Anregungen empfangen zu haben. Mit dem Verfasser über Einzelnes zu rechten, ist wohl hier nicht der Ort. Vieles ist Einem auch wieder aus dem Herzen gesprochen, und so mag das Buch allen Freunden von „*Kunst und Natur*“ bestens empfohlen sein.

